



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Lehrbuch des Hochbaues

Gebäudelehre, Bauformenlehre, die Entwicklung des deutschen Wohnhauses, das Fachwerks- und Steinhaus, ländliche und kleinstädtische Baukunst, Veranschlagen, Bauführung

Esselborn, Karl

Leipzig, 1908

VI. Kapitel. Gebäudelehre.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49875](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49875)

VI. Kapitel.
Gebäudelehre.

Bearbeitet von

Dr. Josef Durm, Dr. Ing.,

Geheimerat, ord. Professor der Architektur an der technischen Hochschule zu Karlsruhe.

(Mit 270 Abbildungen.)

Einleitung.

GOTTFRIED SEMPER wollte um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts eine »vergleichende Baulehre« schaffen nach der Methode analog derjenigen, welche den großen CUVIER bei seiner vergleichenden Osteologie leitete. Es sollte ein Lehrbuch für Architekten und Baugewerksmeister werden, die praktisch Rat für Einzelfälle verlangten, wobei er das Schema seiner Vorträge an der Dresdner Akademie zugrunde legen würde, die sich aus elf Abschnitten zusammensetzten. Er stellte dabei »die Wohngebäude im allgemeinen und wie sie sich in der Stadt und auf dem Lande, nach den verschiedenen Zeiten und Ländern, sowie auch nach den Verhältnissen der Bewohner, nach der Beschäftigung, nach dem Stande usw. verschiedenartig gestalteten« an die Spitze. Ihnen folgten die gottesdienstlichen Gebäude, dann solche für Unterrichtszwecke, für Verpflegungsanstalten, für Werke der öffentlichen Wohlfahrt, für die Staatsverwaltung; ferner Justizgebäude, militärische Anstalten, Monumente, Theater und Festsäle und zum Schlusse die Städteanlagen¹⁾.

Etwa um die gleiche Zeit schrieb HEINRICH HÜBSCH in seinem Buche über die Architektur und ihr Verhältnis zur heutigen Malerei und Skulptur: »daß sich die Architektur nicht von gestern her gestalten könne, daß sie vielmehr bei den Blüteperioden der Vorzeit in die Schule gehen müsse. Um daher einen gesunden richtigen Standpunkt für eine der Gegenwart entsprechende Architektur zu gewinnen, ist ein historischer Überblick der verschiedenen hinter uns liegenden Bauarten unerläßlich. Und wenn es gelingt, die objektiveren Eigenschaften einer jeden Bauart unmittelbar an den Monumenten aufzufinden und unbefangen zu vergleichen, so werden wir daran einen sichern zweitausendjährigen Wegweiser haben«.

So begegnet sich das Verlangen zweier hochbegabter, wissenschaftlich gebildeter, in reicher Praxis geschulter Architekten, der eine aus dem Norden, der andere aus dem Süden Deutschlands stammend, nach einer vergleichenden Baulehre!

Im Nachstehenden ist nun im Kleinen der Versuch gemacht, im knappen Rahmen den Intentionen der genannten Meister gerecht zu werden. In historischer Reihenfolge,

¹⁾ Vgl. Vordruck in seiner Broschüre: »Wissenschaft, Industrie und Kunst«. Braunschweig 1852. Esselborn, Hochbau. II. Bd.

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, sind zunächst die Wohnbauten entwickelt und in das »Lehrbuch« auch das einbezogen, was neben dem Formalen und Technischen noch wissenschaftlich erschien: Die Möglichkeit der Gewinnung größerer Gesichtspunkte über den Stoff im allgemeinen und mit ihr die Auffindung neuer Mittel und Wege für die Lösung der Frage — was nun?

Ohne Raisonement (vernünftige Erwägung), auch wenn dessen Inhalt nicht in allen Teilen zugestimmt werden sollte, würde der gegebene Stoff eine tote Materie sein. Schon der alte Baulehrer VITRUV erkennt in seinen zehn Büchern über Architektur die Notwendigkeit eines solchen neben der Vorführung des technischen Materials an, und auch SEMPER hat in seinen Schriften ausgiebig davon Gebrauch gemacht. Es will Lehrbuch nach der Tiefe, nicht nach der Breite sein, kein goldenes Musterbuch!

Wie bei der Vorführung der äußern Erscheinung der Wohnbauten vorgegangen wurde, so ist auch beim innern Ausbau verfahren worden. Die technischen Vorgänge bei diesem sind für sich behandelt, das Historische und Ästhetische wird für sich, wieder im Vergleich, vorgetragen. Zuerst sind über Raumwirkung und Verhältnisse kurze Beobachtungsergebnisse aufgeführt, dann nach Stilen geordnet Innenbilder gegeben, aus denen bei historischen Arbeiten und bei Neuschöpfungen Lehren gezogen werden können. Auf das Raisonement konnte aus dem gleichem Grunde auch hierbei nicht verzichtet werden.

I. Der Wohnbau

in seiner historischen Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Dem Wohnbau der Neuzeit müssen wir, sei es auch nur in großen Umrissen, eine kurze Entwicklungsgeschichte vorausgehen lassen, will ein richtiges Urteil bei der Wertschätzung dessen gewonnen werden, was auf diesem Gebiete der Hochbaukunst seit den ersten Anfängen bis zur Stunde geleistet wurde. Wir werden Wellenbewegungen, Auf- und Niedergänge zu verzeichnen haben, aber keine stetig aufsteigende gerade Bahn. Vielleicht eine Spirale, die aber in sich verbogen ist.

Die gemeinsame Aufgabe für alle Völker war schließlich, einen festen Wohnplatz für den einzelnen oder für ganze Familien, sowie der sie ernährenden Tiere zu schaffen, der Schutz gegen Wind und Wetter, gegen Feinde in Menschen- oder Tiergestalt bieten mußte. Ungleiche klimatische Verhältnisse, Land- und Bodenbeschaffenheit, ungleiche natürliche Begabung, Verschiedenartigkeit in Sitten und Gewohnheiten der bauenden Völkerschaften schließen eine gleichmäßige Formgebung aus, wenn auch gewisse Grundzüge, weil aus dem gleichen Bedürfnis hervorgegangen, stets die gleichen geblieben sind. Die Darstellung soll zeigen, wie sich die Ausdrucksweise änderte und der Vergleich soll dartun, was früher war und später wurde und wie »unendlich weit« wir es in unserm Jahrhundert im schönen und guten Wohnen gebracht haben.

Unbestritten werden zwei große Kunst- und Kulturzentren angenommen: die Landstriche längs des ägyptischen Nils und die zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris — Mesopotamien, oder mit anderen Worten: das Land der Pharaonen — Ägypten, dann das Babylonisch-Ninivitisches Reich. Diesen beiden verdankt unser Planet, was wir an Hohem und Großem unser eigen nennen.

Sechstausend und mehr Jahre sind über ihn weggegangen seit den ersten uns bekannt gewordenen Äußerungen menschlichen Kunstempfindens und den ältesten Leistungen auf dem Gebiete der Baukunst oder der Kunst im allgemeinen. Von Osten nach Westen nimmt sie ihren Weg, sich verschieden äußernd, je nach der Veranlagung ihrer Träger,

je nach der Beschaffenheit der sich anbietenden und zur Verwendung gebrachten Rohmaterialien. Die natürlichen, leicht zu bearbeitenden gehen voran — Holz und weichere Gesteinsarten — diesen folgen die schwerer zu behandelnden und die künstlichen, an der Luft getrockneten oder gebrannten Lehmsteine. — Mächtige Werkstücke werden aufeinander geschichtet ohne Zuhilfenahme eines Bindemittels, kleinere werden durch Holz, Bronze, Blei und später auch Eisen zu einem Ganzen zusammengefügt. Unter Zuhilfenahme von Lehm- und Kalkmörtel werden kleine Bruchsteine, Kleingeschläge und gebrannte Ziegel zu einer stahlharten Masse verbunden und damit die großartigsten Konstruktionen ausgeführt; aus an der Sonne getrockneten Lehmsteinen entstehen durch Einlagen von Holzgeschränken verstärkt, stattliche Schutzmauern. Durch Beimengung toniger Kalke oder vulkanischen Gerölles zum gewöhnlichen Mörtel werden Schutz- und Trutzbauten auch unter Wasser ermöglicht.

Aus den unscheinbarsten Materialien erstehen hohe Werke der Baukunst, deren Erhaltung bis auf unsere Zeit wir hauptsächlich diesem Umstande verdanken. Was aus kostbaren Stoffen erstellt, reizte immer die Habgier späterer Geschlechter, nur das aus gemeinen gemachte blieb bestehen.

Härtere Gesteinsarten dienten ursprünglich zur Bearbeitung weicherer, ihnen folgten die Werkzeuge aus Kupfer und Bronze und dann die aus Eisen unter kaum veränderter Form im Verlaufe der Jahrtausende. Nach den Trockenmauern treten die mit Lehm- und Kalkmörtel hergestellten, dann die mittels Kalkmörtel (Luft- und Wassermörtel) ausgeführten auf, die unbehauenen Hölzer mußten den mit Beil, Säge und Hobel bearbeiteten weichen, dem Hämmern der Metalle folgte das Gießen. Natürliche und gebrannte Steine, der Kalkmörtel, das behauene Holz und das Eisen sind bis zur Stunde die vornehmsten Baumaterialien geblieben. Schnell bindende Mörtel, Zemente, die Zuhilfenahme von Eisen bei Großkonstruktionen veränderten in neuester Zeit ein wenig das Bild.

Wände und Freistützen, Pfeiler und Säulen nahmen ursprünglich die Last der Tragbalken und der darüber liegenden Mauerteile auf; nur senkrecht wirkende Kräfte und die jenen entgegenwirkenden Stützen waren am Baue tätig, gleichgültig ob er aus Holz oder Stein ausgeführt wurde. Mit dieser einfachen, ehrlichen Konstruktionsweise gab sich der menschliche Geist nicht zufrieden, an Stelle der wagerecht lagernden Tragbalken trat der Bogen, der in früher Zeit schon in allen möglichen Formen variiert wurde. Die wagerechte Steinplatten- oder Holzbalkendecke mußte der aus Steinen gewölbten, monumentalen Platz machen, wobei das unechte Gewölbe durch Überkragung der Schichten dem echten mit Keilsteinen voranging.

So tritt ein neues Moment in der Kunst zu Bauen auf: neben dem senkrechten Druck der Massen — der Schub, als weitere Kräftewirkung.

Gegen schädliche Äußerungen des erstern schützte man sich durch entsprechende Querschnitte der Stützen und Verbreiterung der Standflächen auf dem Untergrund und durch ebensolche gegen das Umkanten der Stützen bei über Gebühr belasteten Decken (Einschlagen der Deckenhölzer); gegen die des letztern durch unmittelbare Maßnahmen, dem Schube entgegenwirkende Mauermassen, durch mittelbare, das Einlegen von hölzernen oder eisernen Ankern. Die Weströmer und Syrer suchten zunächst durch eigenartige Anordnungen im Grundriß ihren Zweck zu erreichen oder sie griffen zur Vorlage von Strebepfeilern und Strebebogen (Minerva medi caund Maxentius basilica in Rom). Das Einziehen von sichtbar gelassenen Zugankern führten die Oströmer ein, ein Verfahren, welches das ganze Mittelalter hindurch und auch in der Renaissancebaukunst ohne Skrupel beibehalten wurde. Den Persern verdanken wir die kreisrund geführte Kuppeldecke über quadratischem Raume durch Trompen (550 v. Chr.), den Griechen von Kertsch das sphärische Pendant in etwa der gleichen Zeit, wiederum den Oströmern die Kuppel

auf lichtbringendem Zylinder über sphärischen Pendentifs. So wechseln Konstruktions- und Kunstformen.

Die arische Rasse oder die gemischte arisch-semitische werden die berufenen Träger der trotz aller Stürme fest und unverwüstlich gebliebenen Bauweisen: der antiken und der gotischen. Diese allein unter allen sind ehrlich und folgerichtig und werden es bleiben, so lange es eine Baukunst gibt. Aber auch sie muß sich durch das Bedürfnis und das Vergnügen an der Abwechslung, d. i. die Mode, meistern lassen, sie weiß aber auch, daß sie alles wagen kann, wenn sie mit Geist und Geschmack ihre Aufgabe erfaßt und nach den Gesetzen der Stillogik verfährt.

So gingen aus der asiatischen und ägyptischen Weise, um deren Erstgeburtsrecht man sich noch heute streitet, die griechische, die etruskische, die west- und oströmische Kunst hervor; diese erzeugte wieder die mittelalterlichen Baustile, auf welche der wuchtige Rückschlag, das Zurückgehen auf die Antike folgte.

Die Mode und der wechselnde Geschmack trieb uns im verflossenen Jahrhundert dazu, das ganze Pensum aller bisher geübten Stilweisen mehr oder weniger gut wieder aufzusagen und nachzubilden und als all dieses geschehen war, machte man sich daran, »neue Weisen« zu spielen, aber die Musikanten waren meist nur gute Leute. Der Spuk ging rasch vorüber, man belächelt ihn heute, was aber nicht ausschließt, daß es der allerneuesten Aufnahme des »Biedermaierstiles« mit seiner als »allgermanisch« gepriesenen »Bodenständigkeit« genau ebenso ergehen kann!²⁾

Mit den prähistorischen Bauten, den Wohnstätten der Nomaden (Zeltlager), der Höhlenbewohner und der Pfahlbauern, werden wir uns hier nicht zu befassen haben, wenn auch bestimmte originelle Bautypen bei den letztern zu verzeichnen sind, die wiederkehren bei den Unterkunftsstätten wilder Völker, deren Bekanntschaft wir neuerdings gemacht und weiter machen. Diese Typen haben sich auch noch erhalten in den Hirtenwohnungen südlicher Völkerschaften, in den mit steilen Strohdächern gedeckten Capannen von kreisrundem und viereckigem Grundplan, in den mit Strohlehm und Schilf oder mit Lehmestrich gedeckten Terrassenhäusern vorderasiatischer und am Nile lebender armer Teufel, die trotz aller Misere an dem bißchen Leben hängen und der Natur ihren Tribut entrichten.

Die Formen der tönernen Hausurnen aus ältester Zeit zeigen, wie konservativ solche Leute mit beschränktem Gesichtskreis und großer Anspruchslosigkeit an das Leben, bei geringem Bestreben das eigene Ich höher und vorwärts zu bringen, sind und bleiben. Ruhe ist Tod, Bewegung nur ist Leben, das Leben aber ein Kampf und oft ein recht harter.

Die Reihenfolge der Kunstentwicklung der letzten 6000 Jahre, die für uns in Betracht kommt, wird zunächst die folgende bleiben:

Altsumerisch, chaldäisch, assyrisch, ägyptisch, phönikisch, syrisch, griechisch, etruskisch, west- und oströmisch, Renaissance, Klassizismus und Empire, wobei sich zwischen die oströmische Weise und die der Renaissance die arabische und mittelalterliche — sog. romanische und gotische — einschleibt, die zuerst wie schlechte Renner heiß im Anlauf, alles Vergangene wegzufegen drohte, aber nach verhältnismäßig kurzer Dauer von der mächtigen Woge der unversiegbaren antiken Kunst wieder verschlungen wurde.

²⁾ Ein Genosse des B. d. A. (Bundes deutscher Architekten) gibt jetzt zu (vgl. Leipziger Illust. Ztg. 31. Okt. 1907), »daß die moderne Architektur allmählich von der Anschauung abgekommen sei, die historischen Stilarten seien nicht mehr weiter entwicklungsfähig und müßten durch einen neuen, durchaus individuell gearteten Stil ersetzt werden und daß sich baukünstlerische Stile der Vergangenheit (sic) sehr wohl in durchaus modernem Sinne weiterbilden ließen, wozu sich vor allem die der deutschen Renaissance und des Baroko eigneten«. — Warum nur die letzten, deutsch-französischen Ableger und nicht der Urstamm?

VITRUV (Lib. II, Kap. 1) berichtet, daß das Wohnhaus »der Urmenschen« aus gabelförmigen Hölzern, deren Zwischenräume mit Zweigen ausgeflochten und dann mit Lehm bedeckt wurden, bestanden habe. Daß Andere dagegen die Umwandungen aus getrockneten Lehmstücken errichtet haben, die sie mit Rohr und Laub horizontal abdeckten. Die Folge der Winterregen führte sie bald zum steilen Dach. Auf steile Dächer, auch im sonnigsten Süden, weisen die in Süditalien gefundenen Hausurnen. (Vgl. Abb. 1.)

Im holzarmen Phrygien wurden die Wohnstätten in das Erdreich eingegraben, mit einem Kegeldach aus Pfählen, Rohr und Reisig bedeckt und darüber ein möglichst großer Erdhaufen aufgeschüttet. Sie waren im Winter warm, im Sommer kühl.

Der große Holzreichtum im Lande führte die Kolcher zum Blockhausbau aus unbehauenen Holzstämmen, wie er heute noch unter ähnlichen Verhältnissen in Rußland, Schweden und Norwegen, wie auch in den Alpengebieten üblich ist. Daraus die Lehre: das von der Natur gebotene Material war zunächst bedingend für die Konstruktion.

Die älteste Form des Grundplanes war die kreisrunde, ihr folgte schon frühe in Ägypten die viereckige und zuletzt die polygonale.

Beim Übergang vom wilden und rohen Leben zu einem gesitteten, werden die zu Wohnzwecken bestimmten Gebäude dem feineren Geschmack des Lebens dienstbar gemacht und mit Gebilden der Kunst ausgestattet und sie selbst werden zu Kunstwerken. Bauernhaus, Stadthaus und Palast werden unterschieden. Die einfachen, von der Natur gebotenen Baustoffe müssen den schwer zu gewinnenden und zu bearbeitenden, kostbaren weichen. An Stelle von schlichter gebrannter Ware treten emaillierte Blendziegel, farbige Tonplatten und Geschirre, bunt bemalte Verkleidungsstücke (Gesimse und Kasten), für Sand- und poröse Kalksteine werden Porphyre, Granite, Marmore, für das Eichen- und Kiefernholz seltene kostbare Hölzer, zu Geschränken zusammengefügt, gewählt, und zumeist im Innern verwendet. Die Kunst des Leimens und Furnierens, die eingelegten Arbeiten kommen auf, die Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände aus Gold, Silber und Edelsteinen werden üblich, kunstvolle Ton- und Glaswaren, kostbare gewirkte Stoffe, Bemalung der Decken und Wände, Ausführung der Fußboden in Mosaik, Tür- und Fensterverschlüsse, letztere durch gegossene Glasplatten, bequeme feingearbeitete Möbel, Stühle, Tische, Betten in kostbarster Ausführung, Beleuchtungsapparate (Kandelaber, Steh- und Hängelampen), Zuführungen von gesundem Trink- und Luxuswasser, Ableitungen von Meteor- und Gebrauchswasser, Aborte mit Wasserspülung (Palast in Knossos auf Kreta), Heizvorrichtungen (Hypocausten und Wärmebecken) usw. werden unentbehrlich. Die Möglichkeit der Beheizung und der transparente Fensterverschluss machen in den nördlichen Ländern das Wohnen erst behaglich und zu allen Jahreszeiten angenehm.

Aber auch die Zugänge zu den Wohnungen werden besser, ihre allernächste Umgebung wird durch Gärten und Bäume stimmungsvoll belebt.

Abb. 1. Hausurnen.



Alles dies bot das Haus der antiken Welt in vollendetem Geschmack, was wieder nur zur Zeit der Renaissance erreicht wurde. Das meiste davon ging in den Stürmen der Völkerwanderung verloren, die Spätergeborenen mußten es wieder nacherfinden und den inzwischen veränderten Lebensgewohnheiten und den durch die neue Religion bedingten Einrichtungen anbequemen.

Dabei schreitet der vornehme Mann, der Städter schnell voran, der einfache, der Landbewohner bleibt bei großen Bewegungen konservativ und rückständig zu allen Zeiten.

Architrav und Bogen. Der Streit um die Herrschaft des Bogens und des wage-recht liegenden Architravs in der Baukunst ist alt und verdankt seine Entstehung gewiß nicht der Inspiration von Architekturphilosophen in den davon betroffenen Ländern. Das grundehrliche, konservative Ägypten bleibt wie Griechenland bei der geraden Steinbalkendecke, weil ihm Mutter Natur das Material dazu so freigebig bot.

Den Assyriern war diese Gunst verweigert; statt der Steine ward ihnen der Ton als Baumaterial gegeben. Sie fanden sich mit diesem Geschenke ab und gelangten zur Herstellung von Überdeckungen ihrer Räume mit kleinem, künstlichem Steinzeug (ungebrannte und gebrannte Ware), das sich vermöge fester Umfassungsmauern und eigenartiger Form freischwebend über dem Raume halten mußte — zum Bogen und Gewölbe in frühester Zeit.

Beide Weisen stießen in Vorderasien aufeinander und der Kampf endete für das Abendland mit dem Siege des Bogens in Byzanz. Der Streit war immer nur ein ursprünglicher und, wie gezeigt, ein durch die Eigenart des Baumaterials hervorgerufener.

Dachform. Charakteristisch für jeden Wohnbau ist seine Dachform, ob flach, steil oder gewölbt. Auch sie ist nicht aus dem ästhetischen Empfinden hervorgegangen, sondern wieder aus der Not und dem Bedürfnis und alle genannten Formen sind nahezu gleich alt, ihre Wahl ist bedingt durch die Qualität des Deckmaterials. Man konnte auf die flache Form zurückgehen, sobald es gelungen war, ein widerstandsfähiges Deckmaterial bei vollendeter Art der Eindeckung herbeizuführen, was durch das griechisch-römische Ziegel- und Marmordach mit Platten- und Hohlformen erreicht wurde. Das steile Dach war beim Hausbau als unschürige Beigabe wertlos geworden. Der Norden behielt sie bei seinem roh und schlecht ersonnenen Ziegeldach bei, da er den Dachraum über seinem Hause unter den herrschenden klimatischen Verhältnissen noch anders ausnutzen und verwerten konnte. So sehen wir in antiker Zeit Felsgräber mit Terrassendächern, mit flachen Giebeldächern und mit Dächern von steiler Spitzbogenform.

Das assyrische Wohnhaus. Vom Sumerischen und Chaldäischen Wohnbau müssen wir absehen, vom Assyrischen gibt uns das von LAYARD aufgefundene Relief und darnach das perspektivische Bild einen Begriff (vgl. Abb. 2 u. 3). Die Häuser auf diesem zeigen einen kubischen, an den Außenseiten glatten steinernen Unterbau, über dem sich eine halbkreisförmige Kuppel — oder ein hochgeführtes parabolisches, gewölbtes Dach erhob, getragen von Trompen oder Pendentifs. Im Scheitel sehen wir eine kaminartige Öffnung zur Einführung von Tageslicht und zum Abführen von Rauch und verbrauchter Luft.

Die Tholoi in der Argolis und bei Pantikapaion sind vom gleichen Stamme, nur bedeckt deren Außenseite eine Anschüttung von Erdreich.

Sie kehren später wieder im persischen Städtebild von Koum³⁾, wie auch in den Bauernhäusern der Umgegend von Neapel, auf Capri usw., wo die glühende Sonne,

³⁾ Vgl. DIEULAFOY, l'art antique de la Perse, Bd. II und Handbuch d. Arch., Baukunst d. Römer, S. 444.

der Mangel an Bauholz und die Nähe des Vulkanes zu einer Kühle gewährenden und feuersicheren Bauweise zwingt, die zugleich dem tropenartigen Regen zu widerstehen hat, was durch den vorzüglichen Mörtel und Putz aus Kalk und Puzzolane ermöglicht wird, wobei nach antiker Tradition Decke und Dach eins sind.

Abb. 2. Assyrisches Relief nach LAYARD.

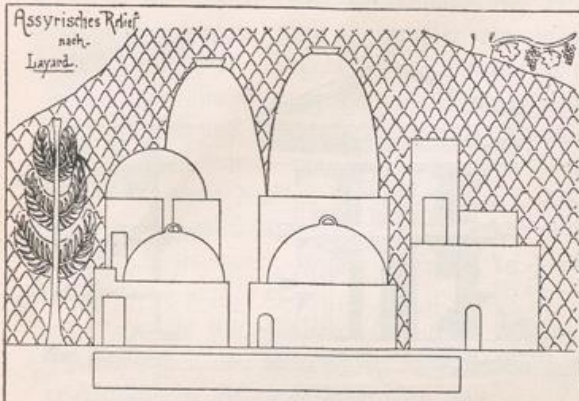
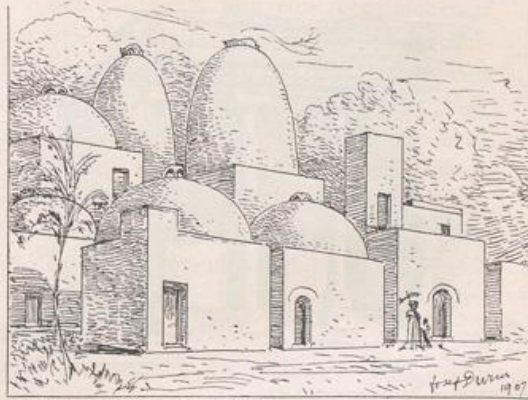


Abb. 3. Perspektivisches Straßenbild nach dem LAYARDSchen Relief.



Straßenbild nach dem Relief.

Die hohen Parabeldächer klingen in den sardischen Nurhagen (vgl. Abb. 4) wieder und in kleinem Maßstab in den modernen, steinernen Feldhütten, im Wein- und Acker-

Abb. 4. Nurhage.

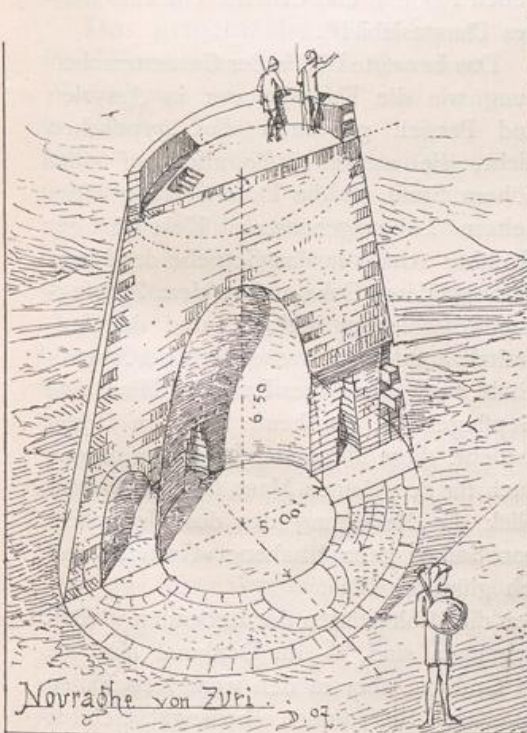
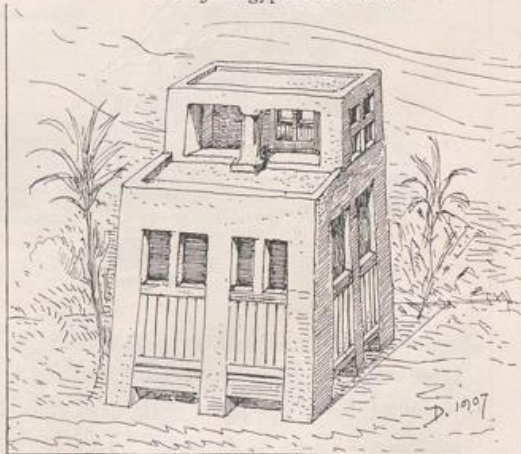


Abb. 5. Ägyptisches Haus.



Modell eines ägyptischen Hauses. Orig: im Louvre.

land von Brindisi, Barletta und Bari. Alte Weisen klingen weiter und wir hören sie noch einmal in Mittel- und Süditalien (Pisa, Monte Santangelo) und in Frankreich zu Loches.

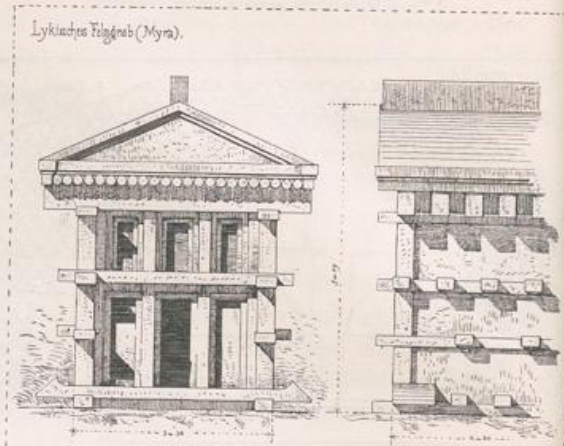
Das ägyptische Haus. Neben den aus Nilschlamm und Röhricht erstellten Wohnbauten der misera plebs contribuens der Pharaonenzeit die festgemauerten Häuser der bessern, aber immer noch einfachen Einwohner hervor. Sie hatten für gewöhnlich einen von

Mauern umzogenen Hof, in dem sich ein einstöckiger Bau mit Terrassendach erhob, auf das eine Freitreppe führte. Bei andern sehen wir einen Teil des offenen Terrassendaches mit einer säulengeschmückten, nach vorne offenen Loggia überbaut (vgl. Abb. 5).

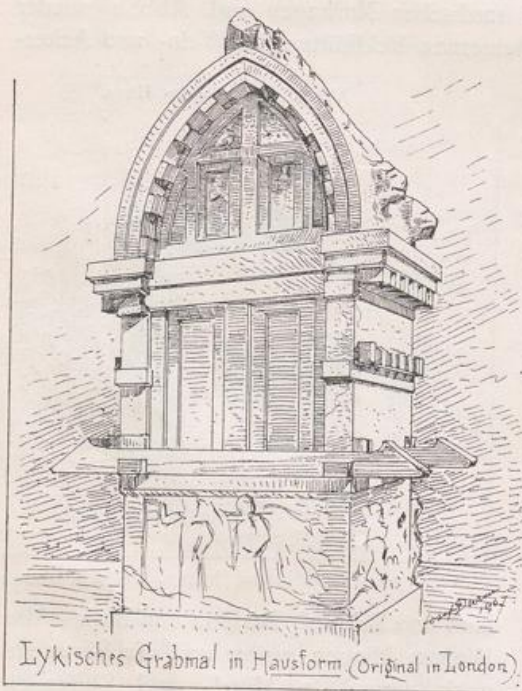
Abb. 6 bis 8. Grabfassaden.



Bauernhaus von Mazandran (nach Deshayes).



Lykisches Felsgrab (Myra).



Lykisches Grabmal in Hausform (Original in London).

Begüterte gestatteten sich den mehrstöckigen Bau mit dem gleichen Terrassendach, inmitten eines umfriedigten schön angelegten Ziergartens. Von einem solchen geben PERROT und CHIPIEZ ein anziehendes Phantasiebild⁴⁾.

Das bewegte Bild in der Gesamterscheinung wie die Kuppelhäuser in Assyrien und Persien gewähren die ägyptischen nicht, sie stehen dafür aber auf einer höhern Stufe für die Durchführung eines heitern Lebensgenusses. Kein lästiger Nachbar schaut in das Getriebe der Haushaltung, deren Geheimnisse dem Zudringling verschlossen bleiben, und der Aufenthalt auf dem Terrassendach bei Abendkühle nach des Tages Last und Hitze eine Gepflogenheit, die heute noch im Orient fortlebt, diese Momente zusammen mögen auch für den kleinen Mann für den Augenblick die Bedeutung der des Herrschers von Samos gehabt haben: »Gestehe, daß ich glücklich bin«.

Die Gräber, die Behausungen der Toten, geben die Wohnstätten der Lebenden wieder. Wo die letztern aus alter Zeit uns verloren gegangen sind, — im Denkmal sind sie erhalten geblieben, wobei die Nachbildungen im Grabmal aber in den wenigsten Fällen die Häuser der kurz vorher Verstorbenen darstellen. Sie können ebensogut Gebilde vergangener Zeiten zeigen und pietätvolle Rückerinnerungen an die Wohnstätten der

⁴⁾ Vgl. Histoire de l'art dans l'antiquité, Bd. I: Ägypten.

Altvordern sein, wie dies bei den kleinasiatischen, lykischen und phrygischen Felsgräbern glaubhaft gemacht ist.

Einige dieser ahmen die Terrassendächer auf hölzernem Unterbau, andere die flachen Giebeldächer und wieder andere die Spitzbogendächer gezimmerter Wohnbauten nach (vgl. Abb. 6, 7, 8). Man vergleiche damit die Somalihütten nach Professor PAULITSCHKE unter Berufung auf das früher Gesagte.⁵⁾

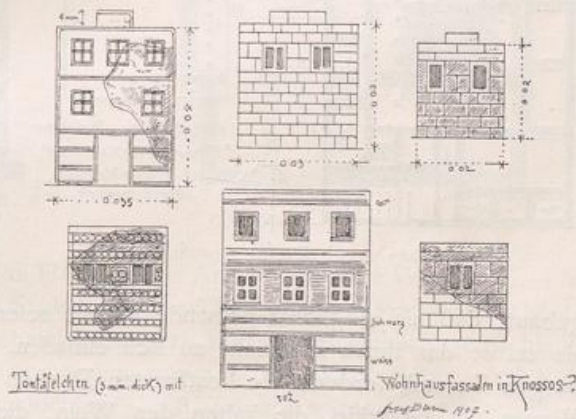
Für die Entwicklungsgeschichte der bürgerlichen Baukunst und eine vergleichende Baukunde bilden diese Grabmäler ein unschätzbare Material. Sie geben auch Aufschluß, wie man diese Holzarchitekturen in den Steinbau zu übersetzen hat. Sie geben alles, man findet zwar nicht jeden Zapfen und Nagel, aber doch das Charakteristische, Wesentliche und Nötige. Auch diese Bauformen mit allen ihren Herstellungsprozeduren gingen nicht unter; sie leben zum Teil heute noch fort, sie sind in den Alpengebieten und im hohen Norden wiederzufinden. Das Spitzbogendach in gedrückter Form kehrt an den Monumentalbauten des italienischen Mittelalters, in der italienischen und französischen Renaissance wieder (Basilika zu Vicenza, Dom in Sebenico, Maria dei Miracoli in Venedig u. a. m.).⁶⁾

Über die äußere Erscheinung des Wohnhauses der Minos-Zeit auf Kreta geben die Tontafelchen, die im Palaste zu Knossos gefunden wurden, ein zuverlässiges Bild. Die regelmäßigen Stockwerkfassaden mit den Rechteckfenstern und Steinkreuzen unterscheiden sich wenig von dem, was in ähnlichen Fällen uns 3500 Jahre später seitens der Wohnbauarchitekten geboten wird (vgl. Abb. 9).

Das griechische Wohnhaus.

Eine Vorstellung vom griechischen Wohnhaus aus der Zeit vor dem trojanischen Kriege (1200 v. Chr.) erhalten wir durch die Homerischen Gesänge, die schon vielfach Gelehrte und Architekten veranlaßt haben, den Versuch einer Rekonstruktion des Hauses des Odysseus auf Grund jener zu wagen. Auch VITRUV hat sich schon mit einer solchen des altgriechischen Hauses beschäftigt, dessen Grundplan nach BECKER in Abb. 10a wiedergegeben ist. Mehr geschätzt wird z. Z. ein Vorschlag von R. C. JEBB, den Abb. 10b wiedergibt. JEBB nimmt

Abb. 9. Wohnhausfassaden in Knossos.



⁵⁾ Näheres darüber in der ausgezeichneten Schrift des † O. BENNDORF, über den Ursprung der Giebelakroterien, in den Jahreshften des K. k. Österreichischen Archäologischen Institutes. Bd. II, 1899.

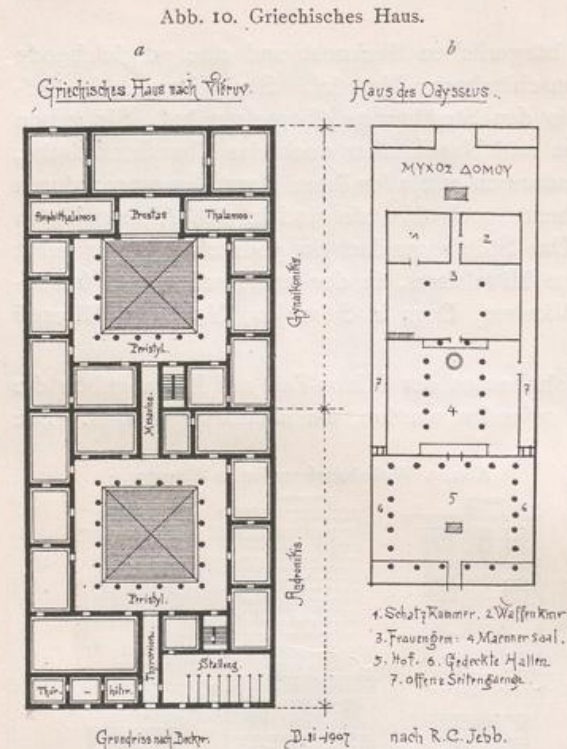
⁶⁾ Diese vorderasiatischen Grabfassaden zeigen stets über die Seitenwände vortretende Schwellen mit eigenartig aufgebogenen Endigungen, die an die Fahrhölzer von Transportschlitten erinnern, auf welchen Assyrer und Ägypter ihre Steinkolosse fortbewegten, die aber auch bei den Schweizerischen Holzhäusern vorkommen.

H. MERINGER (Das deutsche Haus und sein Hausrat, Leipzig 1906, Fig. 97, S. 72) ist dies gleichfalls aufgefallen. A. a. O. macht er auf die »Wohnungen« in der Herzegovina mit ihren »schlittenkufenartigen Schwellbalken« aufmerksam, die aus Riegelfachen mit steilem Strohdach konstruiert sind und die mit Hilfe von 5 Paar Ochsen von einem Ort zum andern bewegt werden, je nachdem es Jahreszeit und die Beschäftigung der Bewohner in einer bestimmten Gegend verlangen. Möglich, daß in den genannten kleinasiatischen Fassaden solche bewegliche oder fahrbare Holzhäuser enthalten sind oder für jene vorbildlich waren.

einen rechteckigen Grundplan an und auf der Mitte der einen Schmalseite den Haupteingang in einen offenen, ringsum von Säulenhallen umgebenen Hof mit dem Altar des haus-schirmenden Zeus. Zwei Türen führen von diesem in offene Seitengänge nach den intimen Gemächern; durch eine Mitteltüre über eine steinerne Schwelle schreitet man in

den großen, dreischiffigen Männersaal mit dem Herd und von da nach dem Frauengemach, durch dessen von 4 Säulen getragener Decke das Tageslicht fällt. Aus ihm gelangt man einerseits zur Waffen-, andererseits zur Schatzkammer und zwischen beiden durch einen schmalen Gang nach dem Schlafgemach des Odysseus.

Das Wohnhaus der historischen Zeit bot auch während der höchsten Blüte des Staatswesens, als man den Tempeln und Staatsgebäuden den höchsten architektonischen Schmuck angeeignet ließ, wenig bemerkenswertes. Die Straßen waren klein und schmutzig und die an ihnen stehenden Häuser wohl nicht minder. Die Türen öffneten sich nach außen, das obere Stockwerk ragte über das untere vor. Über die Ausgestaltung eines Wohnhauses aus der Zeit von 400 v. Chr. berichtet XENOPHON, daß »nicht mit allerhand Zieraten das Haus geschmückt sei, vielmehr seien die Zimmer mit Vorbedacht nur dazu



gebaut, daß sie möglichst passende Räume seien für das, was darin sein soll, so daß sie selbst das ihnen Ziemliche zu sich einladen. Das Schlafgemach nämlich, wohl geborgen liegend, forderte die kostbarsten Decken und Geräte; die trockenen Räume des Hauses das Getreide, die kalten den Wein, die offenen alle diejenigen Arbeiten und Gerätschaften, welche des Lichtes bedürfen. Die Aufenthaltsorte für die Menschen seien darauf eingerichtet, daß sie im Sommer Kühlung gewähren, im Winter warm zu halten sind. Das Haus soll mit der offenen Seite nach Mittag gekehrt sein, das Frauengemach sei vom Männersaal durch Tür und Riegel getrennt«.

Durchweg Vorschläge und Ansichten, denen wir heute noch gerecht zu werden pflegen, sogar was die Kostbarkeit der Ausstattung der Schlafzimmer anbelangt, wenigstens bei den bessern Ständen. Wir haben uns von den Alten nicht entfernt, trotzdem beinahe $2\frac{1}{2}$ tausend Jahre dazwischen liegen.

Festere Anhaltspunkte für die Gestaltung des griechischen Hauses erhielten wir durch die Aufdeckungen von Delos und in Priene. Sie zeigen zwei verschiedene Grundrißtypen: einen mit säulenlosem, auf drei Seiten von Wohn- und Gesellschaftsräumen umschlossenen Hof und seitlichem Hauseingang (vgl. Grundriß Priene, Abb. 11), einen andern mit umsäumtem Hof, mit dem Eingang in dessen Mittelachse unter Beibehaltung der gleichen Gruppierung der Aufenthaltsräume. Beide Typen zeigen nach der Straße fensterlose Fassaden oder hoch über dem Fußboden angebrachte Fensteröffnungen an der Straßenfront. Nur der Haupteingang mit dem Windfang ist architektonisch aus-

gezeichnet (vgl. Grundriß von Delos, Abb. 12). Eine mehrgeschossige Anordnung wird bei einigen der Pläne nicht auszuschließen sein.

Die Gesellschaftsräume bestehen aus der Vorhalle und dem Saal (Prostas und Oikos) und diesen gegenüber einer nach Norden offenen Exedra.⁷⁾

Abb. 11. Grundriß eines Hauses in Priene.

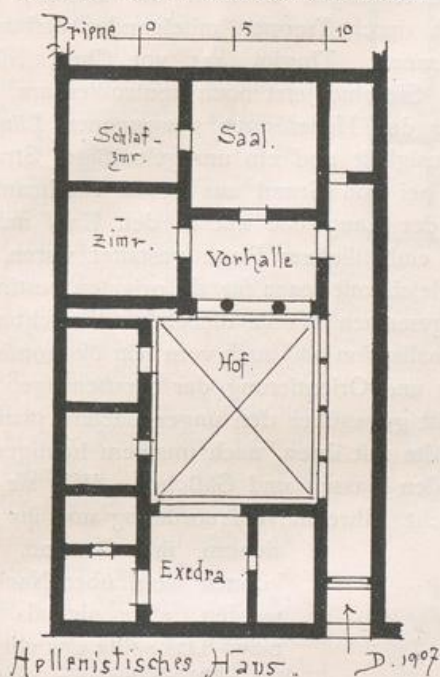
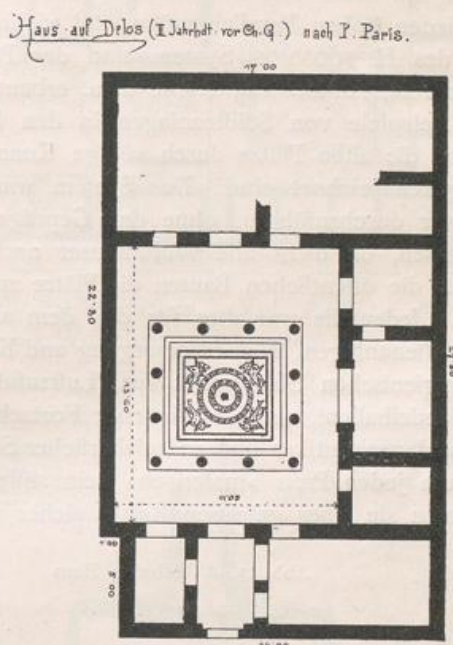


Abb. 12. Grundriß eines Hauses auf Delos.



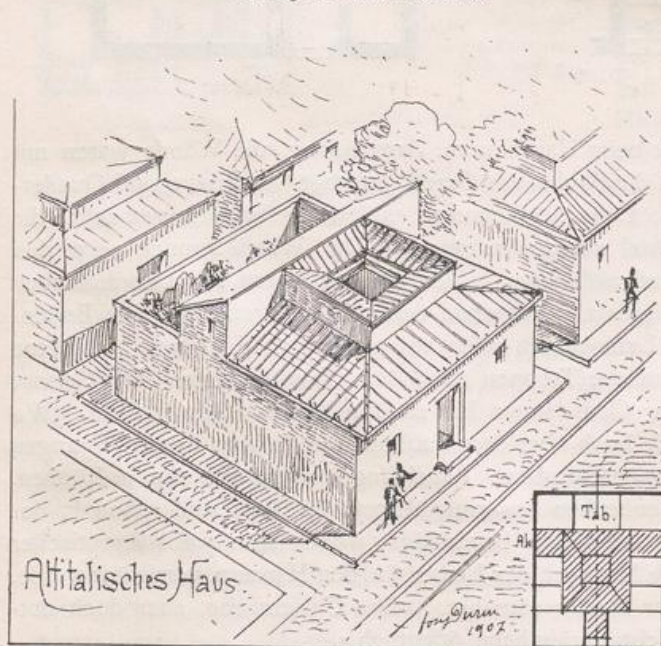
In Delos kam Mörtelmauerwerk beim Hausbau zur Anwendung, die Wände waren mit Marmorstick und Malerei bedeckt, die Säulen aus Granit gefertigt. In Priene sind Quader- und Bruchsteinmauern vorhanden, Lehmziegelmauern sind wahrscheinlich gemacht, die wie die andern, durch Lehmörtel verbunden waren. Der Wandschmuck zeigt den sog. Inkrustationsstil — bunte Quaderschichten —, die Dächer waren mit rotbräunlichen Ziegeln in der Farbe der Terra sigillata, aber ohne deren Glanz, gedeckt. Die Bodenbeläge bestanden aus einfachem Lehmestrich oder aus primitiven Mosaiken. Steinerne Ansätze weisen auf steile, leiterähnliche Treppen nach dem Obergeschosse. Die Gelasse waren nicht niedrig gehalten, der Öcus sogar bis zu 6 m lichter Höhe geführt. Wo Fenster angebracht waren, lagen sie hoch über dem Fußboden und waren deren Öffnungen mittels durchbrochener Tonplatten geschlossen. Rauchfänge finden sich nur in Küchen, Wohnzimmer wurden durch Kohlenbecken erwärmt; Aborte im Haus sind schon in der Zeit vor dem trojanischen Krieg auf Kreta beglaubigt, wobei man wohl ägyptischer Gepflogenheit folgte, nach der die Notdurft des Leibes in den Häusern verrichtet wurde, während man die Speisen auf der Straße einnahm. »Das Unziemliche, aber doch notwendige, im Verborgenen, das nicht unziemliche öffentlich.«

Der Vervollkommnung im Privatbau war die hellenistische Periode besonders günstig; Alexander d. Gr. soll allein, abgesehen von den Gründungen seiner Generale, 70 neue

⁷⁾ Vgl. L. ROSS, Reisen auf den griechischen Inseln des äg. Meeres, Bd. I, Stuttgart-Tübingen 1840 und TH. WIEGAND und H. SCHRADER, Berlin 1904. Priene, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in den Jahren 1895—1898.

Städte angelegt haben. Der kunstgemäße Städtebau wurde schon in der Perikleischen Zeit durch den Sophisten HIPPODAMOS in Milet vorbereitet und begründet. Nach ihm wird die regelmäßige Gestaltung der Stadtpläne benamst — die hippodamische Weise mit geraden, breiten Straßen und schmälere Gassen, die sich alle rechtwinkelig schneiden, unter Aussparung von öffentlichen Plätzen an geeigneter Stelle. Diese Anlagen werden oft nur mit Hilfe von Stützmauern und Felsabteufungen erreicht; die breiten, meist verschieden hohen Parallelstraßen sind vielfach durch Treppen miteinander verbunden. Nach des HIPPODAMOS System sind der Peiraeus, Thurioi (445 vor Chr.), Nikaea, Alexandria, Antiochia, Priene u. a. erbaut. Sie sind jetzt noch kontrollierbare, markante Beispiele von Städteanlagen in den für den Hellenismus gewonnenen Ländern, während die alten Plätze durch völlige Kunstlosigkeit und ein unregelmäßiges Straßennetz gekennzeichnet sind. Das System war bei von Grund aus neuen Städteanlagen unschwer durchzuführen, ohne das Gepräge der Langweile mit in den Kauf nehmen zu müssen, da nicht alle Wohnhäuser nach einheitlichem Plane gestaltet waren, und sich für die öffentlichen Bauten die Plätze zugleich mit jenen für die privaten bestimmen ließen. Jedenfalls war dies für die, dem allgemeinen Wohle dienenden Einrichtungen, wie Straßenanlagen, Wasserversorgung und Kanalisation und auch vom rein ökonomischen und hygienischen Standpunkt aus (Luftzufuhr und Orientierung der Straßenzüge, Lage der Wandelhallen), ein entschiedener Fortschritt gegenüber den ungeordneten, planlosen Zufallsanlagen antiker und mittelalterlicher Städte mit ihren, nach unserem heutigen Gefühl, um jeden Preis »malerisch« sein sollenden Gassen und Gäßchen. Wie sie sind, entbehren sie eines gewissen Reizes sicher nicht. Ihre naive Anordnung und ihr Alter

Abb. 13. Altitalisches Haus.



lagen dem antiken Menschen mehr am Herzen als uns; er liebte weder Treppensteigen, noch die Aussicht auf die Straße.«

Der Grundriß des altitalischen Hauses zeigt den offenen Hof, um den, wie beim hellenistischen, die Wohnräume gruppiert sind, sein Aufriß ein schlichtes, einstöckiges, ringsum freistehendes Bauwerk. (Vgl. Abb. 13.)

sichern ihn dauernd. Wir können wohl über Nacht alt werden, aber niemals mehr naiv. Das sollte uns vor sinnloser Nachahmung und vor Irrtümern bewahren.

Das altitalische Haus bzw. etruskische Haus.

Noch mehr als das hellenistische Haus bietet uns auf der Stufenleiter der Entwicklung des Wohnbaues, das uns auch zeitlich näher liegende altitalische (etruskische) oder weströmische Haus, das die schönste und gesündeste Art des Wohnens in künstlerisch vollendeter Weise ermöglichte, freilich weniger für unseren kalten Norden als den sonnigen Süden zugeschnitten. »Luft und Sonne

Die Etrusker schufen das Hausmodell für den römischen Bürger, sowohl das mit dem geschlossenen Dach und der großen Eingangstüre (lumen), wie auch das mit der Öffnung im Dache versehene.

Für den abhängigen, weniger bemittelten Kleinbauer genügte das erstere, die einfache Hütte — die Capanna — wie sie uns im Modelle in den tönernen Hausurnen erhalten geblieben ist (vgl. Abb. 1 Hausurnen). Bis zum Ende der Republik kann der gegebene schematische Hausplan als der nationale bezeichnet werden. Er ist praktisch verwertet und in dem

sog. Hause des Chirurgen in Pompeji erhalten geblieben. (Vgl. Abb. 14 Pompejanisches Normalhaus.) Und wenn das Grab das Wohnhaus widerspiegelt, so geschieht dies am ersichtlichsten bei dem

großen etruskischen Volumnergab in der Nähe von Perugia. Sein Grundriß und der Hausplan der ältesten Häuser in Pompeji decken sich (vgl. Abb. 15⁸⁾ und sein Inneres gibt uns den Aufbau des Atriums, der Alae, der Cubicula und des Tablinums mit den Seitengemächern vollständig. Es gibt sogar noch Aufschluß über die Form der Decken.

Der Plan des Hauses der Kaiserzeit setzt sich aus diesem nationalen und dem griechischen Hausplan zusammen, wobei in den Wohnungen und Palästen der Großen die hellenische Planform die Oberhand gewann.

Das eigentliche »Haus« im römischen Grundplan ist das Tablinum, das sich wie das Megaron öffnet, zu dem das Atrium nur der Hof ist. Das Tablinum bleibt der Mittelpunkt, um den sich alles andere angliedert. Die dem altitalischen Hause angehörigen Gelasse haben römische Bezeichnungen: Atrium, Fauces, Ala, Tablinum; die dem griechischen entnommenen behielten die griechischen Bezeichnungen bei: Peristylum, Triclinium, Öcus, Exedra.

Abb. 14. Grundriß des pompejanischen Normalhauses.

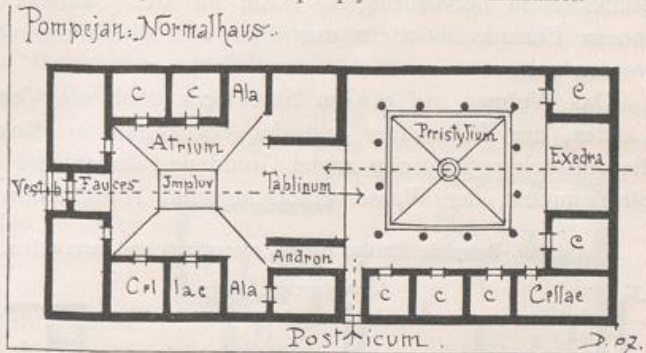
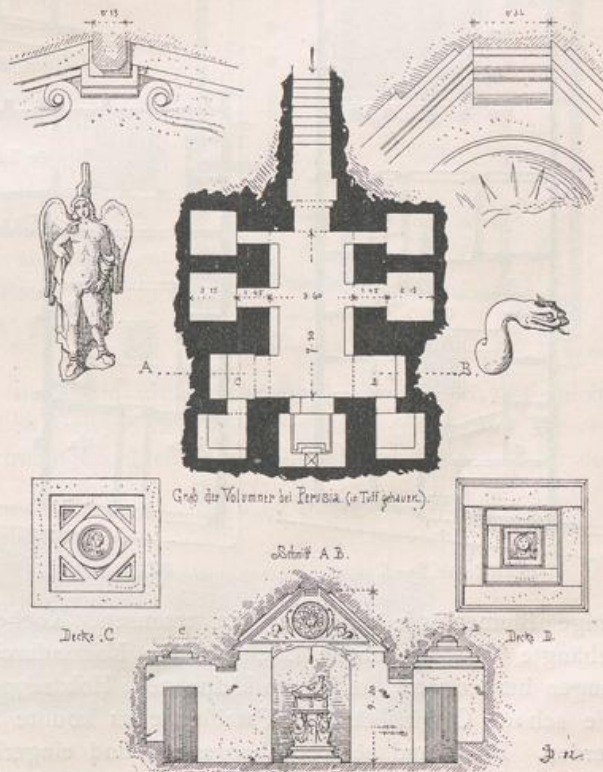


Abb. 15. Grab der Volumner bei Perugia.

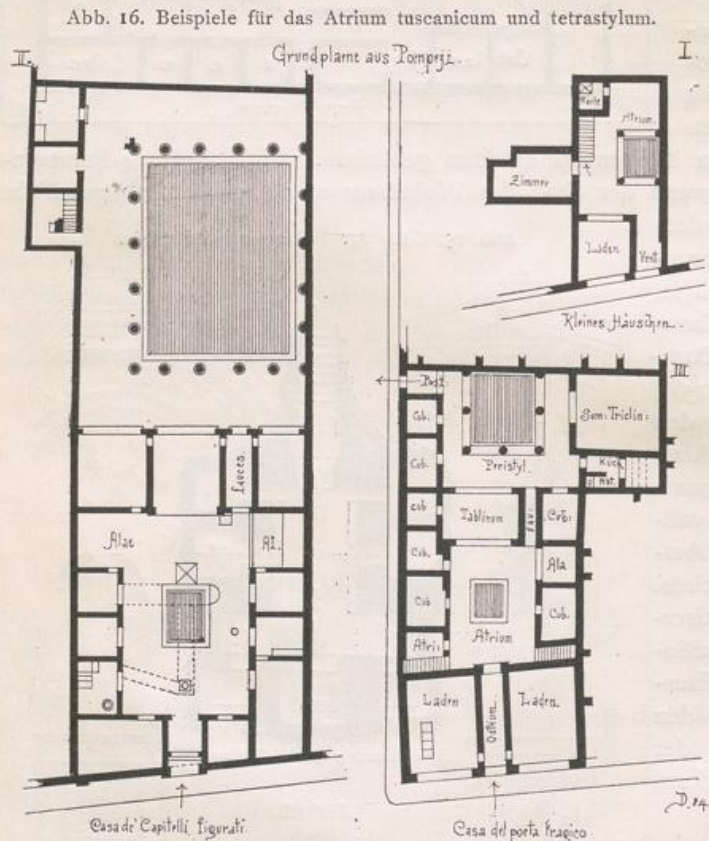


⁸⁾ Abb. 15 ist dem »Handb. d. Arch.«, II. Teil, 2. Bd.: »Die Baukunst der Etrusker- und Römer« von Geheimrat Prof. Dr. JOSEF DURM, entnommen.

Die Disposition der Räume im niedersächsischen Bauernhaus zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit der im Römischen. Sie hängen aber nicht voneinander ab. Sie beweisen höchstens, daß an verschiedenen Orten die gleichen Bedürfnisse, gleiche Ausdrucksweisen hervorbringen. »Ein für den Süden bequemes Haus kann nicht vom Innern Europas, sondern nur über das Mittelmeer vom Orient nach Italien gebracht worden sein.«

Das Wohnen auf einem Stockwerk blieb ein Vorrecht der Bewohner des platten Landes, der Kleinstädter und der Vornehmen im Reiche. In den Großstädten würde die einstöckige Bauweise zuviel Grund und Boden und eine ungeheure Ausdehnung der Straßennetze, der Wasserversorgung und Kanalisation und mit diesen kolossale Aufwendungen für Anlage und

Unterhaltung solcher verlangt haben, wozu noch die Schwierigkeit der Verteidigung solcher Plätze bei unruhiger Zeit kam. Diese Umstände führten zum Stockwerksbau und zeitigten ähnliche Verhältnisse des Wohnens wie in unsern modernen Großstädten. Die Mietkasernen verdrängten, damals wie heute, das Familienhaus. Von ersteren entwarf DEI MARCHI das gleiche, wenig erfreuliche Bild, das uns, durch ähnliche Zustände hervorgehoben, heute wieder in unsern Großstädten lebendig vor Augen tritt: Hohe, mit wenigen unsymmetrisch angelegten Fenstern belebte Fassaden, abgeputzte, durch den aus den Fensteröffnungen abziehenden Rauch geschwärzte Wandflächen,



einige Blumentöpfe auf den Fenstersimsen, Kochgeschirre und zum Trocknen ausgehängte Wäsche, flache Dächer ohne Kamindurchdringungen für allerhand Hantierungen hergerichtet, im Innern kleine steile Holztreppe, schlechte Luft und wenig Sonne. Die schöne Originalität des Familienheims konnte hier nicht zum Ausdruck gebracht werden. Billig und schlecht hergestellt und eingerichtet, waren diese Quartiere nicht immer für mäßigen Mietzins zu haben. Architektonisch dürften diese Massenquartiere kaum in Betracht kommen. Läden und Geschäftsbetriebe waren in das Erdgeschoß verlegt, und nur die Obergeschosse für das Wohnen eingerichtet.

Läden und Magazine konnten auch mit dem Familienhaus in Verbindung gebracht sein, besonders wenn der Pater familias Verkäufer war.

Beim Familienhausplane unterschied man drei Arten von Atrien: 1. das stützenlose tuskanische, 2. das viersäulige und 3. das korinthische. (Atrium tuscanicum, Atrium

tetrastylum, Atrium Corinthium.) Alle diese waren compluviate, d. h. das auf ihre Dächer fallende Meteorwasser wurde nach Innen geleitet und dort gesammelt. Dem Compluvium, d. i. der Öffnung im Dache entsprach das Impluvium auf dem Fußboden in der Größe der genannten Öffnung.

Die Grundrisse der Häuser des Chirurgen, der Capitelli figurati, des Poeta tragico in Pompeji geben Beispiele eines tuskischen (säulenlosen) Atriums; das gezeichnete kleine Häuschen zeigt das tetrastyle (viersäulige) Atrium, das im Hause der »silbernen Hochzeit« freier zum Ausdruck gebracht ist; im Hause des »Epidius Rufus« in Pompeji ist in vollendeter Weise das korinthische oder vielsäulige Atrium ausgeführt. (Vgl. Abb. 16 [I, II, III] u. Abb. 17.)⁹⁾

Das Peristyl, obgleich in der Grundfläche ausgedehnter als das Atrium, zeigt gerade aus diesem Grunde die geringere Höhenentwicklung. Man mußte sich im Peristyl gegen die Sonne schützen, daher die Decke niedriger legen; im Atrium bedurfte man eines größeren Luftraumes und eines geringern Sonnenschutzes (vgl. Abb. 18). Von den weiter von VITRUV angegebenen Atrien: das »Testudinatum« und das »Displuviatum« sind in gesichteten Beispielen in Pompeji keine vorhanden, dürften wohl überhaupt nie existiert haben. Das erstere ließe auf ein pyramidenförmiges Zelt Dach ohne Öffnung schließen, das letztere auf eine Lichtöffnung hoch oben, von deren Rand aus das Meteorwasser nach der Straße geleitet worden wäre.

Das Atrium und das Peristyl sind vom architektonischen Standpunkt aus (nicht von dem der Bedeutung der einzelnen Gelasse des Wohnhauses — denn von diesem aus würde nur das Tablinum in Betracht kommen) die Elemente im Baue, welche die

Abb. 17. Haus des Epidius Rufus in Pompeji.
Beispiel eines korinthischen Atriums.

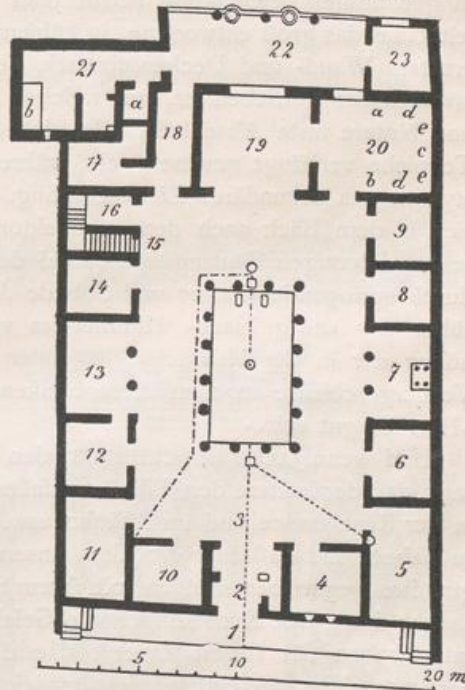
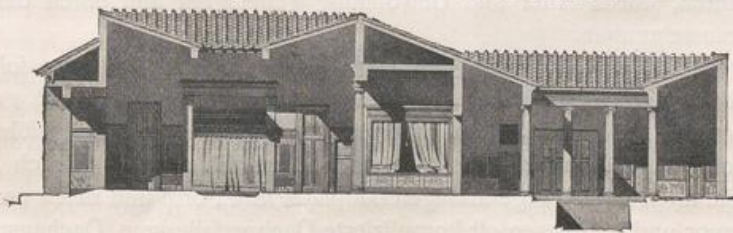


Abb. 18. Längenschnitt des Hauses bei der Porta Marina.



höchste Steigerung des künstlerischen Ausdruckes erfahren haben. Ihre Anordnung und Art der Beleuchtung, ihre Dekoration, ihre Ausstattung mit beweglichen Gegenständen der Kleinplastik, durch Gebilde der Klein- und Großkunst (Marmortische, Kandelaber, Lampen, Tafelgeschirre, silberne Mischkrüge, goldene Becher, Spiegel und Toilettengeräte, Stoffe, durch Statuen und Gruppen aus Marmor und Erz usw.), durch gärtnerischen

⁹⁾ Die Abb. 17 u. 18 sind A. MAU, Pompeji in Leben und Kunst, Leipzig 1900, entnommen.

Schmuck verbunden mit Wasserkünsten, sind als Hochleistungen guten Geschmacks zu bezeichnen.

In der Verwendung von Säulen ist schon das bedeutendste Element der Baukunst einbezogen, beim Schmuck der Wände, die ornamentale und figürliche Malerei in ganzen Farben (oft verbunden mit Stuck), beim Fußboden die feinste Mosaikarbeit (Alexander-schlacht), bei der Bildung der Decken, das Gewölbe und die Holzkassetten, wozu noch die geschickte Aufeinanderfolge der Räume mit ihrer sinnig abgestuften Tagesbeleuchtung kommt. Durch einen mäßig hohen und nicht breiten Gang, mit vorgelegtem Windfang, in gedämpfter Beleuchtung betritt man das Innere; der Blick wird zunächst weiter geleitet auf das groß entworfene, in kühlem, diskretem Lichte gehaltene Atrium mit einfachernstem Wand- und Deckenschmuck, der nur in den nach dem Atrium geöffneten Alae etwas höher getrieben ist, auf welches das reich geschmückte Tablinum, ohne vordere und hintere feste Abschlußwände, sich öffnet. Zeitweise dürften diese Öffnungen durch Teppiche verhängt gewesen sein, während sonst der Raum nur vom Atrium und Peristylum aus sekundäres Licht empfing. Das Bild erhält seinen Abschluß und verliert sich in dem Blick nach dem architektonischen Prachtteil des Hauses, dem Peristyl mit seinen schattigen Säulengängen, und dem mit Blumen und Gesträuch besetzten Garten, durch springende Wasser und Gebilde der Klein- und Großkunst geschickt belebt. Darüber der »ewig blaue« Himmel im vollen Sonnenglast. Die verschiedenen Deckenhöhen der in der Hausachse liegenden Räume, ihre wechselnde Beleuchtung und das Vorhergeschickte machen diese antiken Hausanlagen zu einem bleibenden Kunstwerk. »Hier ist gut sein.«

Und wenn JACOB BURCKHARDT, den antiken Hausrat mit dem von heute vergleichend, sagt, daß der letztere der Willkür verfallen sei und daß »unsere Mode bald im chinesischen, in der Renaissance und im Rokoko usw. zugleich herumfährt, ohne Eines recht ergründet zu haben, und daß hier die Alten unsern barocken Niedlichkeiten und Nippsachen recht grandios gegenüber stünden mit ihrem Schönheitssinn und ihrem Menschenverstand«, — so hat der große Kunstkenner und Gelehrte nur allzusehr recht. »Alle Stücke des Hausrates haben für ihren Zweck die denkbar schönste Form.« Nur die Lampe herausgegriffen, als ein Beispiel für viele: Sie verlangt einen Behälter für Öl, eine Öffnung für den Docht nebst einer Handhabe. Und wie hat die alte Kunst diese Aufgabe gelöst? Wie anders heute! So prächtig und bequem das Innere gestaltet war, so schlicht und einfach war das Äußere. Man wollte den Straßengängern gegenüber sich nicht aufspielen, nicht mit seinem Besitze prunken oder den Neid anderer erwecken, abgesehen von den genannten, durch Alter und Gewöhnung geheiligten und durch das Klima geschaffenen Voraussetzungen.

Der freien, durch Zwischenräume getrennten (freies Gelände) Bauweise folgte auch in den kleinen Plätzen die geschlossene; die Trennung der Häuser nur durch gemeinschaftliche Mauern war im kaiserlichen Rom schon zu Augustus Zeiten durchgeführt, die alten Stadtteile in Pompeji weisen die gleiche Praxis schon früher auf. Durch Zukauf veränderten auch die ursprünglich regelmäßigen Bauplätze ihre Form und riefen unregelmäßige Grundpläne hervor und mit diesen oft komplizierte Dachverfallungen (Dachausmittlungen). Dazu vergleiche man die Grundpläne der Casa de Capitelli figurati, der Casa del poeta tragico und den des kleinen Häuschens mit dem Normalplan des pompejanischen Hauses (Abb. 14 u. 16). Der fast einzige Schmuck des Hauses nach der Straße bildete das durch Pilaster geschmückte Eingangsportal und die rechts und links desselben sich öffnenden Verkaufsläden mit ihren Auslagen und Firmenschildern (vgl. Abb. 19).

Quaderfassaden blieben ohne Verputz, Bruchsteinfassaden erhielten einen weißen Stuckbewurf und später auch bunt bemalte Sockel, die Innenwände einen 5—8 cm dicken

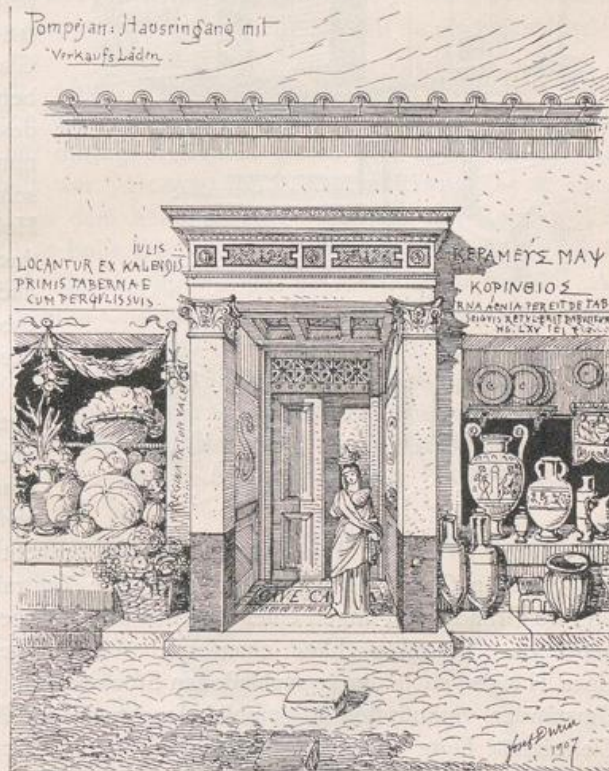
Überzug von Stuckmarmor. Die Malerei wurde al fresco aufgetragen, bei der man auf den Zimmerwänden die bilderlosen Inkrustationen als die früheste Weise annimmt, der dann, 80 v. Chr., die Auszierung mit architektonischen Motiven folgte, die wieder im Jahre 31 v. Chr. durch eine solche mit ägyptischen Reminiszenzen durchsetzte abgelöst wurde, der schließlich die von VITRUV verurteilte, mit phantastischen Architekturen und Figürchen folgte. Charakteristisch bleibt dabei die Einteilung der Wanddekorationen in drei Zonen der Höhe nach: in Sockel, Wandfelder und Frieze. Küchen, Vorratskammern und Sklavenzimmer wurden weiß getüncht, ähnlich wie die Salons unserer Zeit! Beim Bezug der Baumaterialien berücksichtigte man allenthalben und zunächst die in unmittelbarer Nähe des Bauortes zu Tage tretenden, als poröse und dichte Kalksteine, Sandsteine, Tuffe, Travertin, Peperin usw. und wo natürliche Gesteine fehlten, griff man zu künstlichen, die aber meist

nur als Blender zur Verwendung kamen und nicht zu massiven Mauern, dafür aber bei der Dachdeckung eine um so größere Rolle spielten in Form von Plan- und Deckziegeln (*tegulae* und *imbrices*), wie sie auch als Formsteine bei Gesimsungen, Säulenschäften, Kapitellen, Kanalisationsröhren, Behältern u. dgl. dienten. Die ausgiebigste Verwendung erhielt die gebrannte Ware, das Tonzeug in der Töpferei für Gebrauchsartikel und Kunstgegenstände aller Art; nicht zum geringsten bei der Herstellung von Aschenurnen in den Gräbern und von Gefäßen für die Aufbewahrung von Getreide, Wein und Öl. Als Arten von Mauerwerk mögen neben dem Quadergemäuer, dem Bruchsteingemäuer (*Opus incertum*), dem netzwerkartigen (*Opus reticulatum*) — das Kalksteinfachwerk mit Lehmörtel

angeführt werden, wie auch das mit Ziegeln durchschossene Betongemäuer der Kaiserzeit. Bei diesen Techniken sei noch angeführt, daß der antike römische Fuß zu 0,296 m zu nehmen ist.

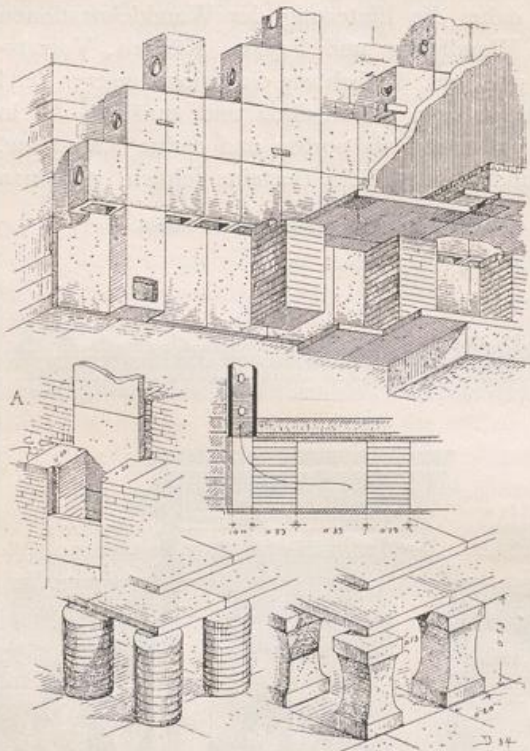
Was dem heutigen Kulturmenschen das antik-römische Wohnhaus noch näher rückt, ist, wenigstens bei größeren Anlagen, die Möglichkeit seiner Akkomodation (Anpassung) in rauhern Landstrichen. Soweit die Römer ihre Waffen trugen, soweit begleiteten sie auch ihre Kunst und ihre angestammten häuslichen Einrichtungen. Das letztere hat das derzeitige weltbeherrschende England mit ihnen gemein. Am Rhein und an der Donau, an der Mosel, in der Provence und an der Seine Strand, wie auch im fernen Britannien bauen sie nicht anders, als in der Heimat, in der sie schon frühe gelernt hatten, sich in ihren Wohnungen gegen Frost, Wind und Wetter zu schützen. Im letzten Jahrhundert v. Chr. wird von Sergius Orata die Warmluftheizung eingeführt. Vermittels Hypokausten wird von einer Zentralfeuerstelle aus durch Holzkohlen der Fußboden erwärmt.

Abb. 19. Eingangportal mit Läden.



Der Bodenheizung folgte die Erwärmung der Wände, bei der die warme Luft durch Hohlziegel (tubuli) oder hinter Warzenziegel (tegulae mammatae), vom Boden bis zur Decke weitergeführt wurde. Dies geschah nicht nur bei Bädern, wie man früher an-

Abb. 20. Heizung.



nahm, sondern auch in Wohnräumen, wo auch statt der Hypokausten, Kanalheizungen ausgeführt wurden. (Vgl. Abb. 20¹⁰) nach Handbuch der Arch.: Baukunst der Römer, S. 358.)

Tafelglas (opakes Glas, Marienglas und gegossenes Kristallglas) zu Fenster-
verschlüssen ist in der Kaiserzeit sehr verbreitet, bei einigen Häusern in Pompeji sind die Gläser noch in situ. Aquileja (181 v. Chr.) und Trier waren durch ihre Glasfabrikation berühmt. Nebenbei sei bemerkt, daß im großen Empfangssaal des Palastes Caligulas die Fensteröffnungen mit großen Glasscheiben geschlossen waren. Auch als Meister der Holz- und der Metallkonstruktion (Holzdachstühle bei den Basiliken und Bronzedachstuhl über der Vorhalle des Pantheon zu Rom) erwiesen sich die römischen Techniker.

Was im Mittelalter verloren gegangen war und aufs neue angestrebt und versucht wurde, die Behaglichkeit einer gewärmten Stube hinter geschlossenen Glasfenstern, war bei den Alten

ein erfüllter Wunsch. Die Spätergeborenen brauchten nur rückwärts zu greifen, um in den gleichen Genuß zu kommen. Eine gute Zentralheizung und ganze Fensterscheiben sind als Grundbedingungen eines angenehmen Wohnens auch für den modernen Menschen geblieben. Die Möglichkeit einer rascheren und bequemeren Beförderung der Insassen eines Hauses nach den verschiedenen Stockwerken (Lift), einer ausgiebigeren, mit wenig Umständen verknüpften Allgemeinbeleuchtung der Wohn- und Verkehrsräume (Gas und Elektrizität) fügte unser Zeitalter den römischen Errungenschaften hinzu.

In Syrien und Afrika standen die Römer einer älteren Kultur und Kunst der eingewohnten Bevölkerung gegenüber. Dieser und der eigentümlichen Beschaffenheit des Landes mußten die Eroberer beim Wohnhausbau Konzessionen machen. An Stelle der geraden Unterzüge traten die Bogen, die Holzbalken wurden durch Steinplatten ersetzt, das Sattel- und Pultdach wich dem asiatischen Terrassendach. Licht erhielt das Haus durch in den Umfassungswänden angebrachte kleine Fenster, das Oberlicht wurde aufgegeben. Die Gelasse sind auf zwei Stockwerke übereinander verteilt, Steintreppen im Innern und an der Außenseite führen zu jenen. (Vgl. Handbuch der Archit., Baukunst der Römer, S. 500, Fig. 562.) Das afrikanisch-römische Haus entspricht dem modifizierten einstöckigen, griechischen mit flachem Ziegel- oder ebenem Terrassendach. (Vgl. Handbuch der Archit., Baukunst der Römer, S. 502, Fig. 564 u. 565.)

¹⁰) Die Abb. 20 ist dem »Handb. d. Archit.«, II. Teil, 2. Bd.: »Die Baukunst der Römer«, von Geheimrat Prof. Dr. JOSEF DURM, entnommen.

Auf künstlerisch höherer Stufe als die bürgerlichen und ländlichen Wohnhäuser standen die Villen: die Villa urbana und pseudourbana, die Jagdvilla, die Villa rustica und die fürstliche Villa mit ihren wirtschaftlichen Nebengebäuden, Magazinen, Kelterhäusern, Ölpresen und Stallungen. Hier wie dort ist aber allen Nebeneinrichtungen, wie Hausbädern, Einrichtungen in Küche und Keller, Abortanlagen usw. in geschickter Weise Rechnung getragen.

Damit hat die alte Welt ihre Rechnung beim Wohnbau abgeschlossen und eine neue Zeit beginnt mit dem Erlöschen des Heidentums. Nur große Staatsaktionen, Verschiebungen der Wohnsitze von Völkern, Änderungen der Lebensverhältnisse und der Ansprüche an das Leben, Neuerungen in Glaubenssachen auf religiösem Gebiete geben Kraft und Veranlassung zu Neuem, auch auf dem Boden der freien Künste, nicht aber die Versuche Einzelner, auch wenn sie noch so begabt und noch so gewandt mit dem bisher bekannt gewordenen umzugehen verstehen. Der Solchen gestreute Weihrauch zerstiebt nur zu bald und auch sie unterliegen dem Rufe: Weh' dir, daß du ein Enkel bist!¹¹⁾

Der germanische Wohnbau. Aus den Schilderungen der römischen Welt-eroberer werden uns Bilder aus Gallien und unserer germanischen Heimat vor das geistige Auge geführt, die uns, wenn auch nur dürftig, Aufschluß geben, wie es in alter Zeit um unsern heimatlichen Wohnbau bestellt war. STRABO (66 v. Chr.), PLINIUS (45 v. Chr.), TACITUS (98 n. Chr.) berichten z. B. aus dem heutigen Niedersachsen: Mit Rohr decken sie ihre Häuser und lange Zeit hält das hohe Dach — da wohnt das armselige Volk in seinen Hütten, auf Hügeln von Menschenhand aufgeworfen, um der Flut zu trotzen. An anderer Stelle wird gesagt, daß sie nicht in Ortschaften mit zusammenhängenden Häuserreihen wohnen, daß sie Mauersteine und Dachziegel nicht kennen, daß die Wohnungen aus roh gezimmerten Hölzern ohne Bedacht auf Anmut und Schönheit errichtet seien.

Blockbau und Fachwerksbau mit Dichtung der Fugen und Zwischenräume zwischen den rechtwinkelig sich kreuzenden Holzstämmen oder mit Füllung der Fachwerkfelder durch Brettstücke und Geflechte aus Baumzweigen, die wieder mit Lehm überzogen wurden, sind die ältesten Verfahren, die bei allen Urvölkern gleichmäßig wiederkehren und die sich auf dem Lande bis zur Stunde erhalten haben, wie auch das steile, mit Stroh, Rohr, Rasenstücken und später auch mit Holzschindeln gedeckte Dach und der aus Lehm gestampfte Fußboden. (Vgl. Abb. 21, Ansicht einer Capanna bei Ostia.)

» Das Haus war einräumig « — seine vier Wände und das Dach umschlossen nur einen einzigen Raum, in dessen Mitte der Herd stand.

Geben uns, wie bereits gesagt, die tönernen Hausurnen eine Vorstellung, auch von dem altgermanischen Hause ein Modell, so wird eine solche noch erhöht durch die Wirklichkeit, hier beispielsweise durch die Fischerhütten — die Casoni — in den Lagunen bei Grado, in welchen die Urform unverfälscht festgehalten und wiedergegeben ist (vgl. Abb. 22). Primitive Holzbauten aus im Viereck geschlagenen

Abb. 21. Ansicht einer Capanna bei Ostia.



¹¹⁾ Einschlägige Literatur: 1. Handbuch der Kunstgeschichte von A. SPRINGER, Leipzig 1907, S. 378 u. f. 2. A. MAU, Pompeji in Kunst und Leben, Leipzig 1900, S. 289. 3. Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien, von F. v. DUHN, in den Heften: Aus Natur- und Geisteswelt. 4. J. DURM, Die Baukunst der Griechen, die Baukunst der Etrusker und Römer. II. Aufl. Stuttgart 1905 usw.

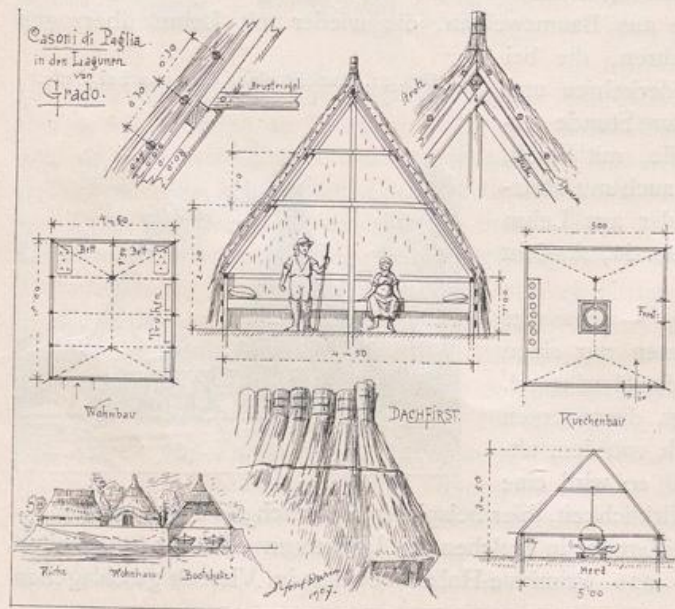
senkrechten Pfählen bestehend, die einen Plan von 5 m Länge bei 4,5 m Breite umschließen, ein Meter über dem Boden mit einem durchgehenden Holm ringsum versehen, über dem sich ein steiles, abgewalmtes Strohdach erhebt, mit steilerem Walmen — als

Abb. 22. Fischerhütten bei Grado. (Nach Originalaufnahme und Originalzeichnung des Verfassers.)



seitlichen Dachflächen und 4,20 m hoher First. Die Konstruktion des Daches besteht aus drei Bindern, die aus zwei durch 2 Brustriegel verbundene Streben aus 8 cm dickem Rundholz zusammengesetzt sind, und eine runde Firstpfette und zwei rechteckige Dachpfetten aufnehmen, auf die

Abb. 23. Herstellung der Fischerhütten bei Grado.



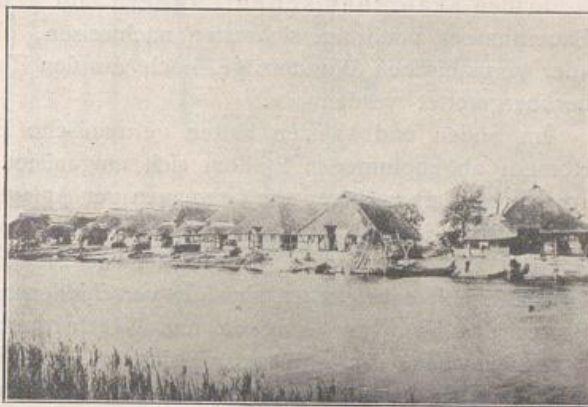
9 cm dicke Sparren bei 35 cm Legweite aufgesattelt sind, die wieder 30 cm auseinander liegende 4 cm starke Lattenstäbe tragen, die Strohbüschel aufnehmen und außen durch Äste zusammengefaßt sind (vgl. Abb. 23).

Im Hintergrund der Hütte stehen, durch Pfosten getrennt, zwei Schlaflager, in der Mitte umfaßt ein Holzrahmen von $1,20 \times 0,95$ m Seitenlänge auf dem Boden den Kohlenherd, über dem an eisernen Ketten, von dem Brustriegel des Binders herab, der metallene Kochkessel hängt. An den 1 m bis 1,20 m hohen senkrechten

Wänden, hängen die Jagd- und Fischereigeräte, auf den, den Wänden entlang geführten Schäften, ist der Hausrat, Kochgeschirre, Teller usw. aufgestellt. Bei größeren Anlagen (vgl. Abb. 22) ist auch eine besondere Hüttenküche neben dem Hause gebaut, auch eine

Hütte für Kranke, ein Hühnerhaus und ein Abort am Wasser; dann eine größere, vorne offene Bootshütte für mehrere Fahrzeuge, in die bei Sturmflut die fahrende Habe gebracht wird, um sie vor dem steigenden Gewässer zu sichern. Zugang und Beleuchtung geschieht durch die Türe, durch welche und durch zufällige Ritzen im Dache auch der Rauch abzieht. Ein Fenster findet sich nur bei dem Küchenbau auf dessen Langseite in der Achse des Herdes — wohl eine neue Zutat. Stille, ernste Männer und Weiber, meist gesunde, kräftige Gestalten, trotz der feuchten Umgebung, sitzen des Tages über, wenn sie der Fischfang nicht beschäftigt, auf dem knapp bemessenen, mit einigen Tamariskengestauden bepflanzten Gelände vor der Hütte, bei der Arbeit und ziehen sich nur des Nachts oder bei Wind und Wetter in jene zurück. So heute noch die Friauler Lagunenbewohner, so einst die niedersächsischen Strandleute im gleichen primitiven Heim unter gleichen natürlichen Verhältnissen! Man vergleiche hier auch die pommerische Dorflage von Camp an der alten Rega (Abb. 24) ¹²⁾.

Abb. 24. Pommerische Dorflage von Camp.



Neben diesen oberirdischen Wohnungen werden aber auch unterirdische Gruben erwähnt, die mit einer starken Dungsschicht bedeckt waren, in denen Webstuhlarbeiten verrichtet wurden, die aber auch neben Wohnzwecken zur Aufbewahrung von Feldfrüchten bei kalter Witterung dienen mußten.

Die Stammverschiedenheiten brachten aber noch weitere Unterschiede im Hausbau hervor, die bis zur Zeit der Völkerwanderung in dieser Schlichtheit vorgehalten haben mögen.

Dieser germanische Wohnbau erfuhr erst eine Wandlung durch das Bekanntwerden seiner Träger mit dem »vielräumigen« Hause der Römer, die sich zunächst in seiner Teilung in Einzelgelasse durch Stoffbehänge oder Flechtwerkwände betätigte, ohne besondere Abschlüsse (Decken) nach oben. Sie wurden notwendig bei vermehrtem Raumbedürfnis im Stockwerksbau, bei dem das Obergeschoß und in diesem der »Söller« eine bevorzugte Rolle spielte. Der Herd wurde dabei von seiner alten Stelle, aus der Mitte des Baues nach der Wand gerückt, er erhielt einen besonderen Rauchfang und später eine Stellung in besonderer Stube. »Nicht wenig und nicht bedeutungslos ist, was das Haus des germanischen Bauern dem römischen Bauwerk verdankt«, doch blieb es in seinem Wesen und in seiner Bauart germanisch. Nach wie vor errichtete der deutsche Landwirt sein Blockhaus oder seinen Fachwerksbau und deckte sein Dach mit Rohr oder Schindeln. Über den Giebeln kreuzte er die Pferdeköpfe der Giebelbretter, vielleicht begann er schon den Laubgang des »Uphus« (Söllers) mit zierlich ausgesägrter Brüstung zu umgeben. Unbeeinflusst von römischen Vorbildern, aber nicht unverändert blieb die altgermanische Gehöftanlage. ¹³⁾

¹²⁾ Die Abb. 24, 34 u. 35 sind dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten« entnommen.

¹³⁾ Vgl. CH. RAUCK, »Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses«. Leipzig, 1907. S. 21 u. 22.

Das vom Verbands deutscher Architekten- und Ingenieurvereine herausgegebene Werk über »Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten«, Dresden 1906, behandelt der Reihe nach: 1. Deutschland als Ganzes, 2. Rheinfranken, 3. Sachsen und Friesen, 4. Hessen und Thüringen, 5. Franken,

Wie auf der nordischen Hofstatt die Haushaltungsgebäude zerstreut standen, so haben wir sie auch an der Friauler Küste gefunden: Wohnstube, Vorratshaus, Schlaf- und Arbeitsraum, Ställe, Scheunen, Backhaus und Bootshaus sind getrennte Dinge. Nur technisch sind sie anders konstruiert; dort der Blockbau aus Fichtenstämmen, hier der Bau aus dünnen Hölzern mit Flechtwerk, dort das Bretter- und Rindendach mit der deckenden Torfschicht, hier das Strohdach auf leichtem Lattenwerk.

In den skandinavischen Ländern läßt sich der Werdegang und der Wandel des Bauernhauses noch am sichersten nachweisen, obgleich ein Haus, weder aus der Zeit »der germanischen Wanderzüge, noch aus den Tagen Kaiser Karls bis zur Reformation herübergerettet worden ist«.

Im Süden und Westen hatten germanische Bauern schon seit 500 n. Chr. in den Römern abgenommenen Städten sich eingenistet. Die Einfälle der Hunnen im 9. und 10. Jahrhundert zwangen die Germanen zur Anlage fester Plätze, in deren Nähe sich das Landvolk ansiedelte. Stadt- und Landbevölkerung bildete sich aus dieser veränderten Art des Wohnens heraus. Durch Art und Sitte der Stämme, durch Klima und Bodenbeschaffenheit entwickelten sich die verschiedensten Haustypen, von denen als die wichtigsten das Haus der Friesen und Niedersachsen, die fränkischen Gehöfte der Mitteldeutschen, das Schwarzwaldhaus, das Haus der Oberbayern und Tiroler, der Schweizer und der österreichischen Alpenländer und deren Nebenarten anzuführen wären.

Das deutsche Bauernhaus. Außerdem kam bei der Entwicklung dieses auch die verschiedene soziale Stellung der Bauern im Mittelalter ins Spiel, denn nicht überall gelang es ihnen, alte Rechte und die alte Freiheit zu wahren. Eine niederdeutsche und eine oberdeutsche Gruppe läßt sich auseinanderhalten. Die erstere bringt alle wesentlichen Räume der Wohnung und Wirtschaft in einem Baue unter, die andere zeigt eine strenge Absonderung der Wohn- und Wirtschaftselasse. An den Bauformen, die das Mittelalter geschaffen, und die er der Kunst der Städter entlehnte, hielt der Bauer fest.

6. Sächsisches Siedlungsgebiet, 7. Mitteldeutsches Siedlungsgebiet, 8. Schwaben und 9. Bayern; oder nach der derzeitigen politischen Einteilung, die Bauernhäuser in:

Westhannover	Schleswig-Holstein	Brandenburg	Lothringen
Westfalen	Lübeck und Lauenburg	Schlesien	Bayerische Rheinpfalz
Oldenburg u. Ostfriesland	Mecklenburg	Sachsen	Elsaß
Osthannover	Pommern	Altenburg	Baden
Braunschweig	Ostpreußen	Thüringen	Württemberg
Gebiet der Elbemündung (die Vierlande)	Westpreußen Posen	Hessen-Nassau Rheinprovinz	Bayern.

Dazu wird bemerkt, daß alle Gebiete, aus denen die germanischen Stämme abzogen, vollständig geräumt wurden; keine größere Anzahl von waffenfähigen Männern blieb zurück.

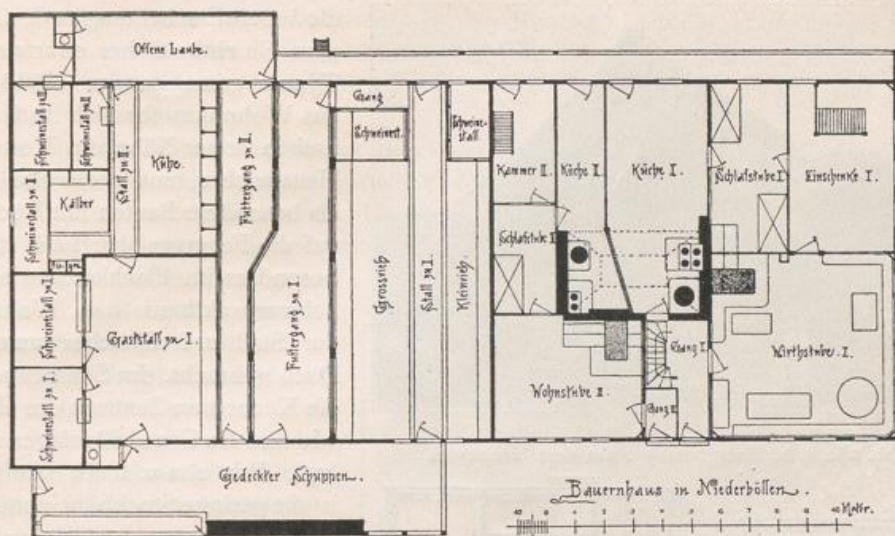
Die Gegenden östlich der Elbe, der Saale und des Böhmerwaldes füllte sich mit Slaven im Laufe des V. und VI. Jahrhunderts. Anders im Westen von Norddeutschland. Es entstehen Franken und Sachsen, im Süden Bayern und Alemannen. Die Deutschen zwischen Elbe und Rhein sind die bodenständigsten von allen, besonders Hessen und Friesen.

Der Einheitsgedanke war auch unter Karl dem Großen nicht lebendig geworden, erst in der Zeit der sächsischen Kaiser entsteht der gemeinsame Name für das deutsche Volk.

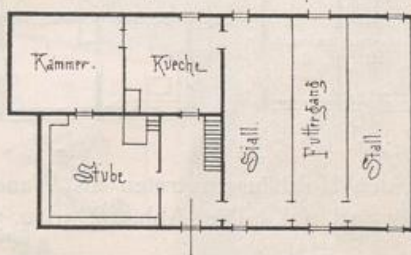
Daß das zerstreute, das Haufendorf, der Typus der ältesten Germanen gewesen wäre, wird bekräftigt, wie auch (nach TACTUS) die Tatsache, daß Bausteine erst allmählich und schwerlich vor der Karolingischen Zeit beim Hausbau in Gebrauch kamen. Das ganze Mittelalter hindurch war das Holz das herrschende Baumaterial beim Wohnbau.

Ein Rund- oder Straßendorf war das slavische Dorf, bei dem sich die Häuser um einen in der Mitte gelegenen öffentlichen Platz gruppierten — eine Anlage, die auch von den Germanen übernommen wurde.

Abb. 25a u. b. Grundrisse von Schwarzwaldhäusern in Niederböllen und Altglashütte.



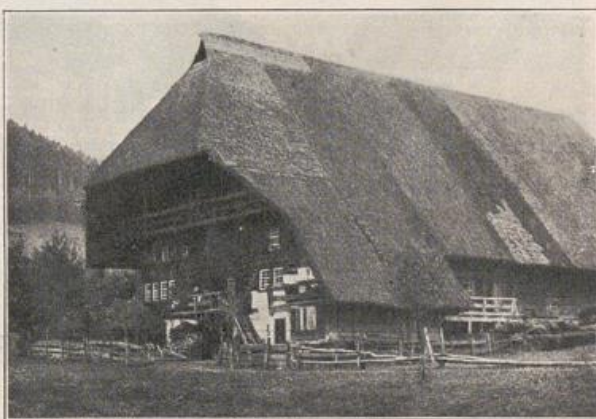
Schwarzwaldhaus Altglashütte (1777) nach B. KOSSMANN



Eine schöne Abhandlung über einen Teil der oberdeutschen Bauernhäuser gibt Professor B. KOSSMANN in seiner Publikation: »Die Bauernhäuser im Badischen Schwarzwald«, Berlin 1894, mit einer Sammlung von charakteristischen Grundplänen, Aufzissen und Details. Abb. 25b¹⁴⁾ gibt den Grundriß eines Hauses in Altglashütte (erb. 1650), aus dem wir ersehen, daß der alte Gedanke des Einraumes aufgegeben, aber die Teilräume doch alle unter ein Dach gebracht sind. Wohnung, Stall und Futterräume folgen der Tiefe nach aufeinander auf gleicher Bodenhöhe. Abb. 26 u. 27 geben die Ansicht zweier mit Stroh gedeckter Schwarzwaldhäuser, deren früheste Erbauungszeit gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts zu legen ist.¹⁵⁾

Das Bauernhaus in der Schweiz weist beinahe ebenso viele Typen als Kantone und Täler im Lande sind, auf. Es läßt sich der Begriff »Schweizerhaus« demnach nicht, wie landläufig geschieht, verallgemeinern. Was von solchen auf uns gekommen ist, stammt, gleichwie im Schwarzwald, aus den letzten Jahrzehnten des

Abb. 26¹⁶⁾. Ansicht von einem Schwarzwaldhaus.

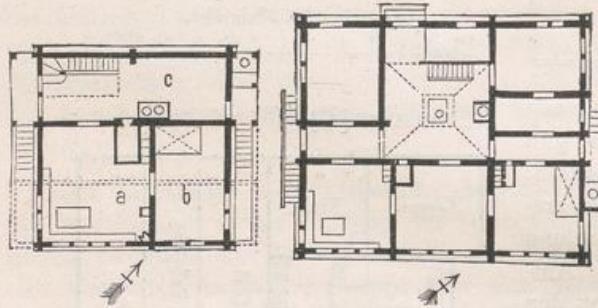


¹⁴⁾ Die Abb. 25b ist B. KOSSMANN, Die Bauernhäuser im Badischen Schwarzwald, Berlin 1894, entnommen.
¹⁵⁾ Weitere Aufschlüsse gibt das Badische Denkmälerwerk, Bd. V. Kreis Lörrach. Aufn. von J. DURM, 1901, S. 164—171.
¹⁶⁾ Abb. 26 u. 27 nach Photographie von RÖBKE in Freiburg.

Abb. 27. Ansicht von einem Schwarzwaldhaus.

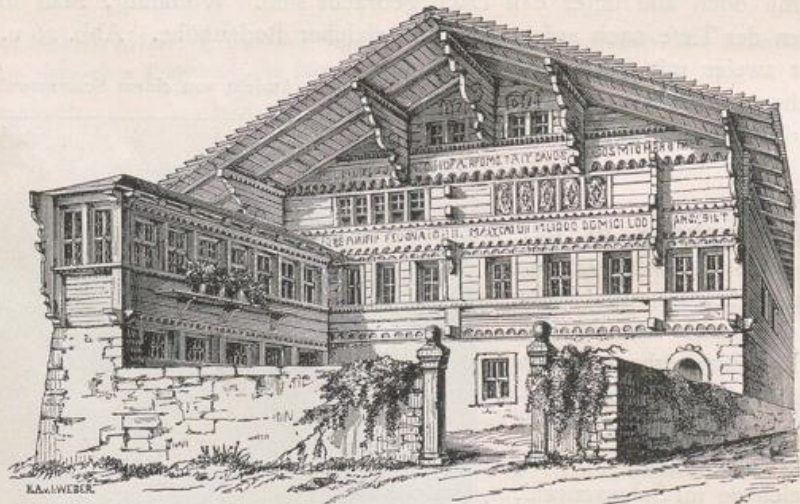


Abb. 28 a u. b. Hausgrundrisse aus dem Simmental.



Bei den Holzhäusern treten als Wandbildung die Block-, die Ständer- und die Riegelwand auf. Die Abb. 29, 30 u. 31 können als schöne Beispiele von Ständer-

Abb. 29. Haus mit Blockwänden.



und Blockfassaden gelten, das 1760 erbaute Haus in Jaun (vgl. Abb. 32) als ein solches mit kombiniertem Block- und Ständerbau und bogenförmig abgeschaltem Dachvorsprung,

¹⁷⁾ Die Abb. 28 bis 32 sind E. G. GLADBACH, Die Holzarchitektur in der Schweiz, Zürich und Leipzig 1885, entnommen.

der sich aus der Annahme des verschwellten Dachstuhles ergibt. Also nicht Laune, sondern ehrliche konstruktive Wahrheit! In den Kantonen Zürich, Thurgau und Schaffhausen wurde der bis zum XVII. Jahrhundert übliche Ständerbau mit dem flachen, steinbeschwerten Schindeldach, durch den in Deutschland üblichen Riegelbau mit steilem Ziegeldach verdrängt.

Seine höchste Blüte erreichte der Blockbau im Berner Oberland, wo die Geschränke mit eigenartigem Schnitzwerk und Sprüchen (vgl. Abb. 30) unter Zuhilfenahme von Farben (weiß, grün, violett) verziert sind. Daneben tritt aber auch der Steinbau auf mit geputzten Mauerflächen und Sgraffittomalereien, wie z. B. ein Haus in Bergün (1786 erb.) und ein solches in Cernetz zeigen. Andere sind in Bellinzona zu finden. An Stelle der Holzdecken treten in den Steinhäusern dann vielfach Steingewölbe.¹⁸⁾

Der Steinbau auf dem Lande ist hier nur wieder als eine Rückwirkung des städtischen Steinhausbaues oder klösterlicher Verwaltungsgebäude anzusehen und gehört der letzten Phase der Entwicklung des Bauernhauses an. Der Großbauer ahmt gleichwie in der Tracht, so auch im Wohnbau den Städter nach, mit gleichem Geschick — dem man aber immer den Bauern ansehen wird, was sine ira et studio gesagt sein soll. Wir verfallen zurzeit ins Gegenteil.

Das Haus der bayerischen und nördlichen Alpengebiete vereinigt unter langgestrecktem Dach: Wohnung, Stall und Scheune. Der ansteigende Bauplatz ermöglicht von der höchsten Stelle des Hofes aus, unmittelbar auf die Heubühne über den Stall hinwegzufahren, wie dies zum Teil auch beim Schwarzwaldhaus der Fall ist. Die Häuser zeigen sich meist als Blockbauten auf steinernem Untergeschoß mit weitausladenden Laubgängen und steinbeschwerten Schindeldächern.

Das Schnitzwerk tritt bei diesen Holzbauten des südöstlichen Deutschlands zurück. G. SEMPER (Stil. II, S. 307, I. Aufl.) will, wie LEO VON KLENZE die Kunstformen auf eine antike Tradition zurückführen und sie als spätrömische oder graecoitalische erkennen. Auch das flache weit vorkragende Dach mit seiner Pfettenkonstruktion, die gemischte Stein- und Holzkonstruktion der Umfassungswände der Obergeschosse, besonders das

Abb. 30. Details eines Blockhauses.



¹⁸⁾ Nachweise und Beispiele in dem großen Werke von GRAFFENRIED und STURLER, *Architecture Suisse*, besonders aber in der fachmännisch vortrefflich durchgearbeiteten Publikation von E. GLADBACH, *die Holzarchitektur der Schweiz*, II. Aufl., Zürich 1885, dann auch über die Holzbauten des Berner Oberlandes: *Schweizerische Architektur* von J. HOCHSTETTER, aufgenommen von A. WEINBRENNER und J. DURM, Karlsruhe 1857.

Abb. 31. Haus mit Ständerwänden.



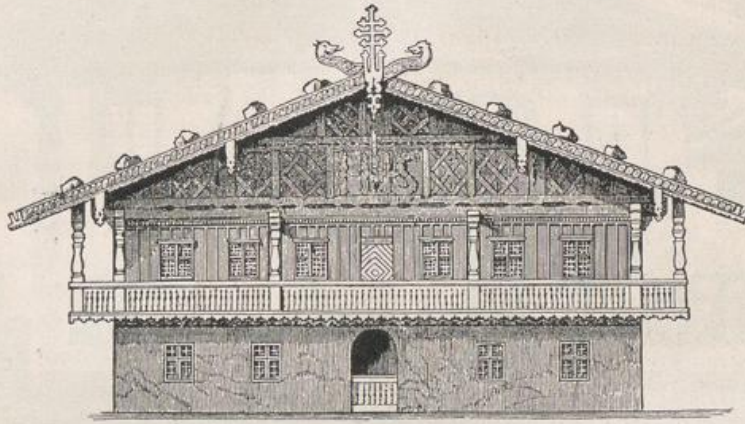
Abb. 32. Kombiniertes Block- und Ständerbau.



darin auftretende Prinzip der Bekleidung, der Brett- und Leistenverschlüge für Wandflächen, Tür- und Fenstereinfassungen, die Antepagmente der Stirnflächen an Pfetten-

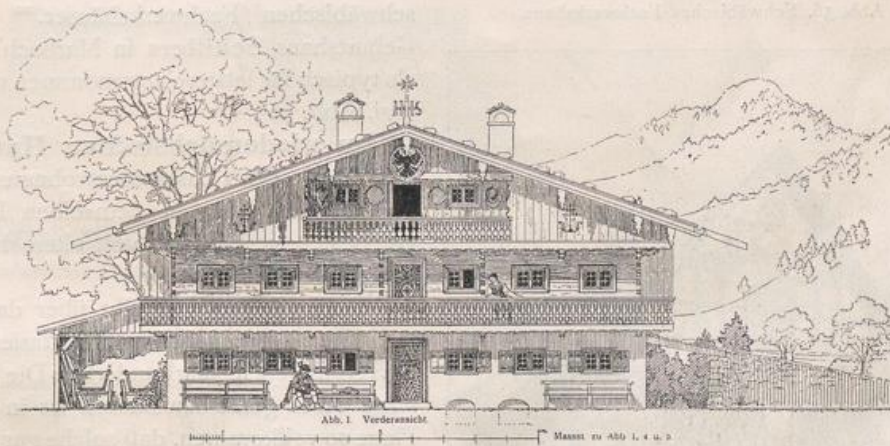
und Balkenköpfen, der mehr malerisch polychrome als bildnerischer Schmuck (vgl. die Zeichnung eines bayerisch-tiroler Hauses mit Details a. a. O. bei SEMPER S. 308—309) sprechen weiter für diese Ansicht. Das Gitterwerk der Fächer tritt nur im Giebelfeld in mehr spielend-dekorativer Weise auf; die Wandkonstruktion der untern Stockwerke

Abb. 33. Tiroler Haus nach SEMPER.



verbirgt sich hinter Brettgetäfel. Dachsaum und Giebelsparren sind mit Bandgeflecht und ausgezackten Brettern verziert, die Stirnbretter der Pfetten nach antikem Muster ausgeschnitten, die Giebelspitzen mit Akroterien bekrönt. Alle Kehlstöße sind antik; Karnies, Plättchen, Kehle, Eierstab und Zahnschnittleiste (vgl. Abb. 33¹⁹⁾ u. 34).

Abb. 34. Oberbayerisches Haus.



Aber auch das verputzte, mit Malerei geschmückte Steinhaus, dem manchmal noch die Holzlauben geblieben sind, stets aber als letzte Reminiszenz an den Holzbau das weitausladende Sparrengesimse und das Fachwerksgeschränke am Giebel, tritt später, gleichwie in der Schweiz, auf. Gemalte Fensterumrahmungen, aufgemalte Quadern an den Ecken, bunte Fresken religiösen Inhalts bilden den farbigen Schmuck auf weißem Grunde (vgl. das Neunewirtshaus im Wallgau Abb. 35, dann Häuser im Holzgau [Tirol] und Festenbach [Tegernsee]).

¹⁹⁾ Die Abb. 33 ist G. SEMPER, Der Stil II, entnommen.

Abb. 35. Neuner-Wirtshaus im Wallgau.



Das Bauernhaus in Mitteldeutschland. Aus Mitteldeutschland kommen die Fachwerksbauten in Hessen noch in Betracht, dann die niederbayrischen und sachsen-altenburgischen Bauernhöfe und schwäbischen Fachwerkhäuser.²⁰⁾ Das

Abb. 36. Schwäbisches Fachwerkshaus.



Geburtshaus Schillers in Marbach möge als typisch für letztere angenommen werden (vgl. Abb. 36).

Im niedersächsischen Haus ist die Idee des Zusammenwohnens von Mensch und Tier in demselben Raume am besten verkörpert, von alters her bis auf die neueste Zeit.

JUSTUS MÖSER schreibt über dasselbe in seinen »patriotischen Phantasien« im vorvergangenen Jahrhundert: »Die Wohnung eines gemeinen Bauern ist in ihrem Plane so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann. Der Herd ist fast in der

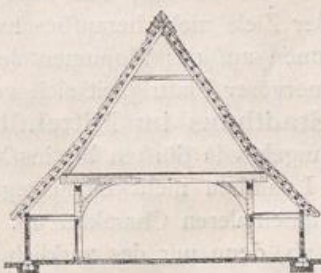
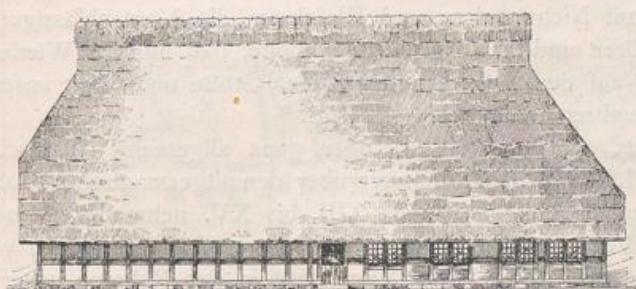
²⁰⁾ Über deren Einzelheiten verweise ich auf die mehrfach genannte, interessante Abhandlung CH. RAUCKS a. a. O., auf die Publikation von BICKELL, über hessische Fachwerksbauten und J. ZELL, über bayerische Bauernhäuser. RAUCK, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, Leipzig 1907, und die von Cades aufgenommenen Fachwerksbauten im Württembergischen Inventarisationswerk.

Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drey Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bey sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immer fort und kocht dabey. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbett liegt, kann sie noch einen Teil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrad ausruhen, anstatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bey dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfuhr wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem

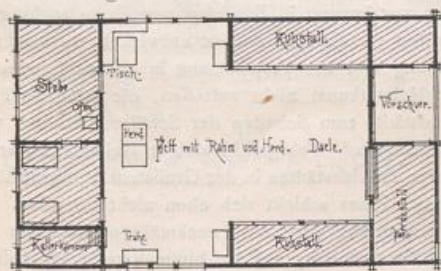
Abb. 37a u. b.

Bauernhaus in Langlingen (Kreis Celle).

Schnitt durch ein Bauernhaus in Mansholt.



Niedersächsisches Bauernhaus [Langlingen-Kreis Celle]

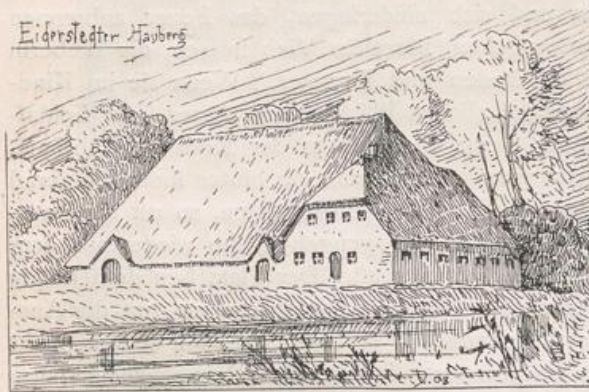


besondern Stalle, seine Kühe in einem andern, und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehn Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen. Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach

Westen und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfal vor der Ausfahrt, wo angespannt wird, kein VITRUV ist im Stande, mehrere Vortheile zu vereinigen.« —

So der Niedersachse, anders der Mann im Berner Oberlande; die Begriffe von Bequemlichkeit und Schönheit sind eben relativ! Zu dem Gesagten vgl. Abb. 37²¹⁾, der Grundriß eines Bauernhauses in Langlingen (Kreis Celle) und die Ansicht eines Hauses aus der Eiderstedter Landschaft (vgl. Abb. 38), sowie den Querschnitt eines Bauernhauses in Mansholt (Großherzogtum Oldenburg)²²⁾. Der Grundplan des Hauses erinnert wohl

Abb. 38. Haus am Eiderstedter Hauberg.



lebhaft, die Raumgröße und die Verwendung einzelner Gelasse angenommen, an den besprochenen alten tuskischen, nur daß man in dessen Atrium nicht mit Erntewagen einfuhr und daß seine »cubacula« keine Kuhställe waren. Außerdem ist es nicht gewiß, zu welcher Zeit sich die in Rede stehende Hausform herausbildete, was vermutlich erst kurz vor oder im Mittelalter geschah. Sachlich und zeitlich fehlt hier die Verbindung!

Die Kultur dieser »Heimatkunst«, die gerne als die allein bodenständige

z. Z. im deutschen Reiche bezeichnet wird, soll uns jetzt ihren Segen bringen — die Ausgänge vom deutschen Bauernhause sollen zum Wege des Heils führen! Wo wäre nun einzusetzen? Bei dem konservativen Niedersachsen oder beim Berner Oberländer? Beide sind echt deutsch, aber wie grundverschieden ihre baukünstlerischen Äußerungen!²³⁾ Dieser Gefühlsäußerung tritt aber schon während ihrer Niederschrift eine andere wuchtig entgegen, die da will, daß man mit Nichtigkeiten und Kleinkram die Vernachlässigung großer Ziele nicht heraufbeschwören und sich klar bleiben möge, daß nur das Wiederbesinnen auf das Monumentale, auf den Ausdruck der Ruhe, Größe und Kraft unsere »in nervöser Flattrigkeit sich verzehrende Zeit« erlösen wird.

Stadthaus im Mittelalter. Das Stadthaus oder ganz allgemein: städtische Wohngebäude dürften bis ins XII. und XIII. Jahrhundert über den altgermanischen Holz- und Lehmabau nicht hinausgegangen sein. Erst vom XIII. bis XV. nehmen sie einen monumentaleren Charakter an. Von den Wohnbauten der Stifte und Klöster sehen wir hier ab, denn nur das wirklich bürgerliche Wohnhaus paßt in den Rahmen unserer

²¹⁾ Die Abb. 37 ist CH. RAUCK, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, Leipzig 1907, entnommen.

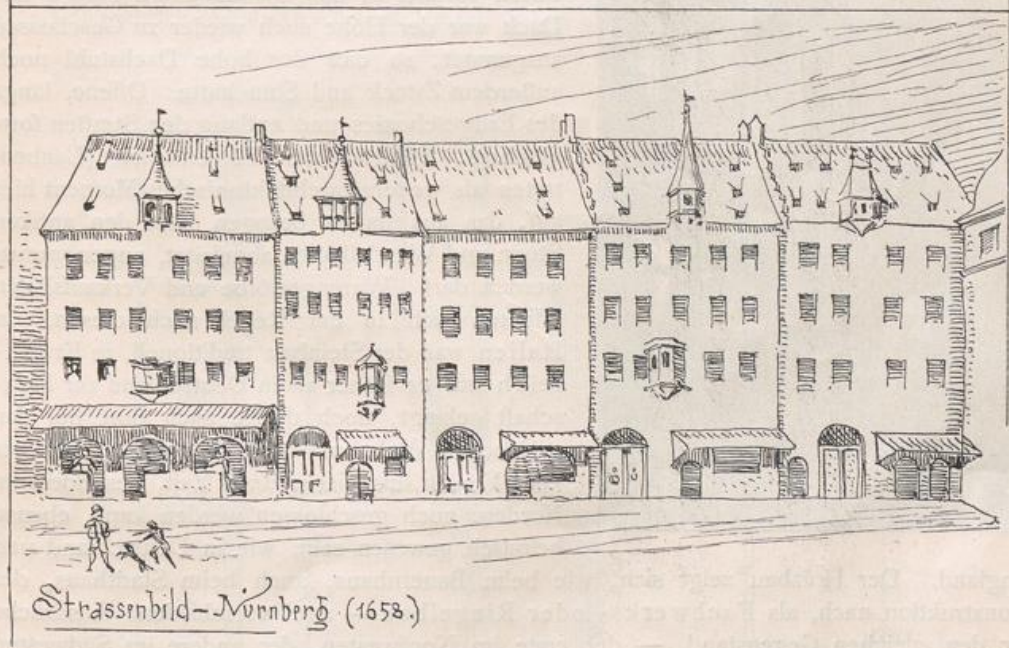
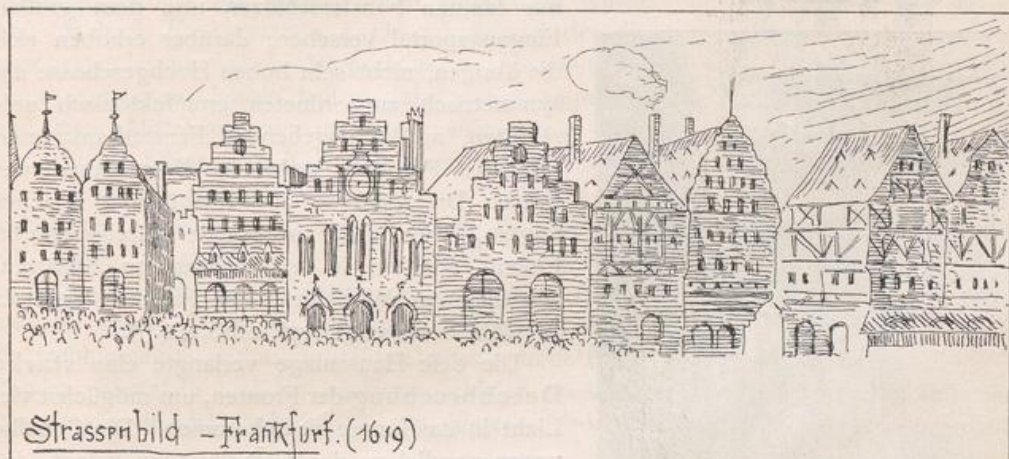
²²⁾ Vgl. das Bauernhaus im deutschen Reiche.

²³⁾ Wenn der »Innenarchitekt« H. OBRIST in München vor kurzem in Frankfurt vor einem sachverständigen Hörerkreis erklärte: »Viel Eifer ist in den letzten Jahren für die Heimatkunst entwickelt worden, nicht immer zum Heil der Kunst. Die unterschiedslose Anwendung und die Verpflanzung in andere Landesteile, wo die konstruktiven Notwendigkeiten für die verpflanzte Heimatkunst nicht zutreffen, die intensive Pflege auf Schulen, wo die Formensprache z. B. bayerischer Landstädte zum Schaden der Schüler betrieben wird, die doch aus den verschiedensten Gegenden kommen, das mangelnde Taktgefühl einiger Heimatkünstler, die nicht einsehen, daß die Fassade von Häusern in schwäbischen Provinzstädten in der Großstadt Stuttgart höchst deplaziert erscheinen, sind Fehler der erwähnten Kunstübung. Eines schickt sich eben nicht für alle«. Und wenn der Genannte weiter ausführte: daß der oft gehörten Behauptung »daß das Zweckmäßige unbedingt auch schön sei«, entgegengetreten werden müsse, weil gerade die Beschränkung auf die bloße Zweckmäßigkeit der Dinge viele Künstler lahmgelegt und zur Dürftigkeit geführt habe, so kann man diesen Anschauungen zum Segen deutscher Kunst nur zustimmen. Auch ist das z. Z. als besonders »germanisch« und »bodenständige« Ausgegebene in weitaus den meisten Fällen ein exotisches und verhältnismäßig junges Gewächs auf deutscher Erde und auch das Mansarddach ist nicht von einem Germanen erfunden worden, wie auch der ungewässerte »Biedermaier« in Paris das Licht der Welt erblickt hat unter dem Namen »Empire«.

Aufgabe. Es ist wie im Altertum abhängig und bedingt durch die Entwicklung der Städte. Aus den gleichen Ursachen wie im alten Rom wird auch das mittelalterliche städtische Wohnhaus zum Stockwerksbau. Seine ganze Monumentalität wird beglaubigt durch die Nachrichten über viele große Brände und durch den Umstand, daß

Abb. 39 u. 40. Straßensbilder a) mit Giebelhäusern (First senkrecht zur Straßenfront); b) mit horizontalen Gesimsabschlüssen (First parallel zur Straßenfront).

a) Römerplatz in Frankfurt a. M. bei der Krönung Kaiser Leopolds I. (1619).



b) Aus Nürnberg im Jahre 1658.

der städtische Adel, der in seinen Steinburgen innerhalb der Städte residierte, den Bau steinerner Bürgerhäuser nicht duldete.

Im Anfang des XIII. Jahrhunderts erweisen sich die Stadthäuser auf Grundstücken mit geringer Straßenfront und großer Tiefe erbaut, wodurch diese ihre Giebelseite nach

der Straße kehrten und die Dächer nach der Tiefe gegen die beiden Nachbarn abfallen. Die Grenzmauern enthielten dann entweder Stockrinnen oder man ließ freien, un bebauten Raum zwischen den Häusern, nach antikem Brauch und Gesetz. Gemeinschaftliche Giebel und gemeinschaftliches Satteldach waren bei schmalen Bauten typisch. Holz- und Steinhäuser zeigen die gleichen, nach der Straße gekehrten Giebel. (Vgl. das Straßenbild [Abb. 39]²⁴) und im Gegensatz ein solches mit Firsten parallel zur Straße [Abb. 40]).

Abb. 41. Haus Overstolz, auch Templerhaus gen.,
in Köln a. Rh.



Die Fassaden des ältesten Typus des Steinhäuses waren im Erdgeschoß geschlossene, mit nur kleinen Fensterschlitzern und dem großen Eingangsportal versehen; darüber erhoben sich die übrigen, nicht sehr hohen Hochgeschosse mit symmetrisch angeordneten architektonisch umrahmten, auf durchgehenden Fensterbankgurten ruhenden Fenstern, wobei die Frontmauern der spitzen Dreiecksform des anstoßenden Daches folgten, aber nicht in gerade durchgeführten Linien, sondern in treppenförmigen Absätzen, wie dies das Wohnhaus der Familie Overstolz zu Köln noch zeigt (vgl. Abb. 41)²⁵.

Die tiefe Hausanlage verlangte eine starke Durchbrechung der Fronten, um möglichst viel Licht in das Innere zu bekommen. Die Gebälke waren parallel zu den Giebelmauern gelegt, das Dach war der Höhe nach wieder zu Geschossen ausgenutzt, so daß der hohe Dachstuhl noch außerdem Zweck und Sinn hatte. Offene, längs des Erdgeschosses und entlang den Straßen fortgeführte, Pfeiler- und Säulenhallen (Lauben) treten als weiteres architektonisches Moment hier auf, das aus Italien bezogen, von den antiken Stoen und Wandelhallen abgeleitet, angenommen werden darf. Warengewölbe und Verkaufsläden öffneten sich in der Regel nach diesen. In Italien war der Steinbau traditionell, in Frankreich war er früher als in Deutschland zur Herrschaft gelangt, doch dürfte auch dort bei den städtischen Wohnbauten der Holzbau, wie dies von Werken aus viel späterer Zeit, besonders im Norden, noch geschlossen werden kann, ebenso heimisch gewesen sein, wie in Deutschland und

England. Der Holzbau zeigt sich, wie beim Bauernhaus, auch beim Stadthaus, der Konstruktion nach, als Fachwerks- oder Riegelbau — zwei verschiedene Ausdrücke für den gleichen Gegenstand, — der erste im Nordwesten, der andere im Südwesten Deutschlands gebräuchlich.²⁶

²⁴ Die Abb. 39 u. 40 sind nach alten Kupferstichen bei HENNE AM RHYN (Kulturgeschichte des deutschen Volkes) gezeichnet.

²⁵ Nach einer von Herrn Stadtbaurat HEIMANN in Köln gütigst überlassenen Originalphotographie.

²⁶ Vgl. A. ESSENWEIN, die romanische und gotische Baukunst, II. Heft, der Wohnbau. Darmstadt 1892. Handbuch der Architektur.

Der Steinbau hing von der Nähe von Steinbrüchen und der Wohlhabenheit der Bauherrn ab. Aber auch von ihm ist nicht viel übrig geblieben und das meiste dem Moloch »Mode« zum Opfer gefallen. Überfluß an Geldmitteln, der Umschwung in der Lebensweise und der Geschmacksrichtung haben, vorzugsweise im letzten Viertel des XVI. und ersten des XVII. Jahrhunderts, den Abbruch mittelalterlicher Häuser veranlaßt, wobei mit diesen derart aufgeräumt wurde, daß (nach A. ESSENWEIN a. a. O.) »dreiviertel des Gesamtbestandes an »alten« Bürgerhäusern aller deutschen Gae zusammen, jenem halben Jahrhundert angehören und vom Mittelalter nur verhältnismäßig wenig mehr übrig war, bevor das XIX. Jahrhundert, teilweise aus reiner Barbarei, teilweise aus wirklichem Bedürfnis noch aufräumte«. Das XX. Jahrhundert rächt sich dafür am XIX. zuerst durch Eingriffe bei den Erdgeschossen (die auch in früheren Jahrhunderten zuerst daran glauben mußten) seiner Häuser an Hauptverkehrsstraßen, wo es die wohlgemeinte seitherige Steinarchitektur durch Eisenständer, Glastafeln und Kolossalfirmenschilder ersetzt und die Obergeschosse, ästhetisch genommen, in die Luft hängt, um hinterher von »Polizeiwegen« diese »unverwüst-

Abb. 42. Doppelhaus in Marburg.

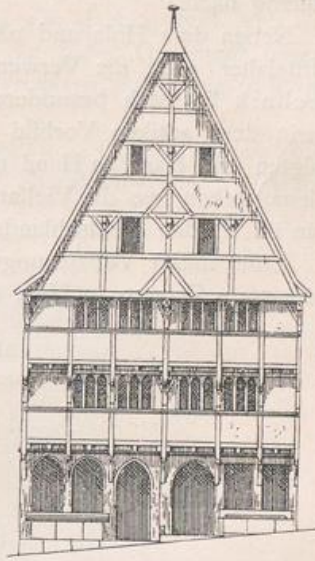
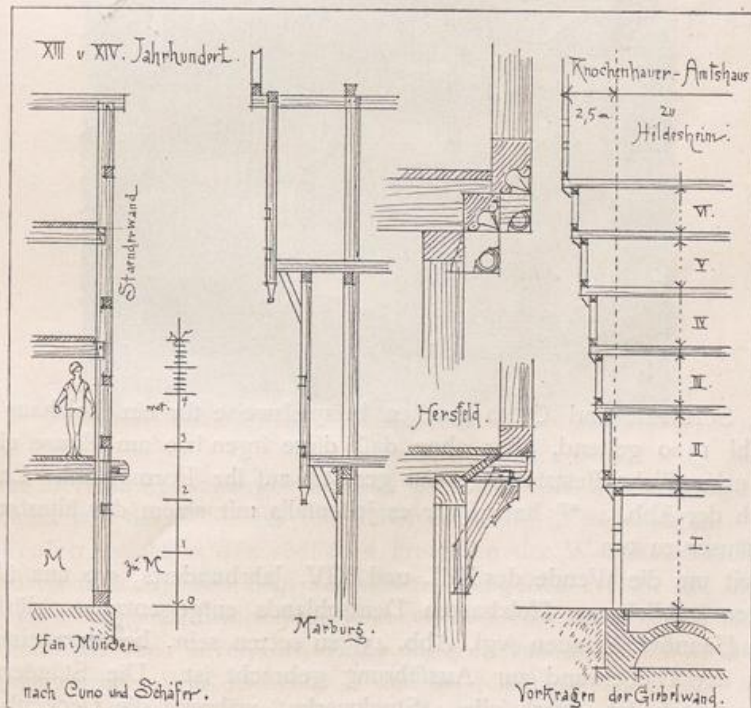


Abb. 43. Querschnitte durch das Haus in Hann. Münden, Marburg u. Knochenhauer Amtshaus (nach Handzeichnung).



lichen« Eisenstützen, wegen möglicher Schädigung durch Schadenfeuer und Feuerspritzen mit Tondrahtgespinnsten, Tonkacheln oder Eichenholz zu verkleiden. O quae mutatio

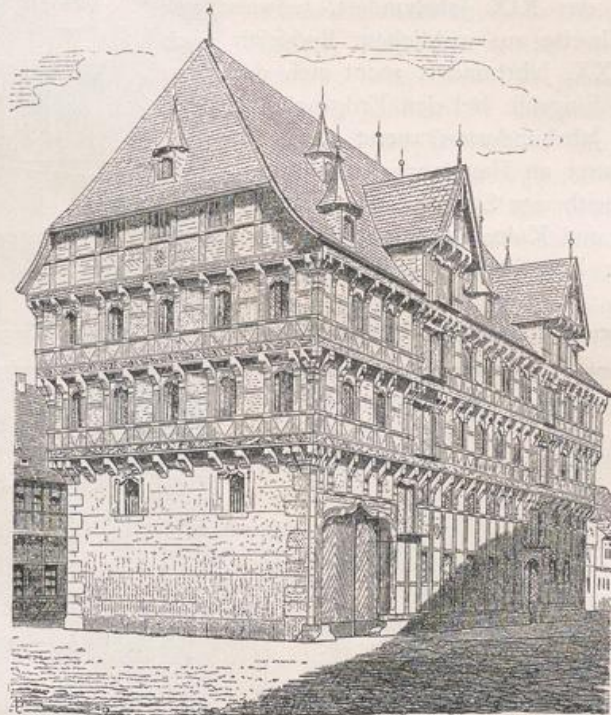
Esselborn, Hochbau. II. Bd.

rerum, — und der Rost tut das Übrige. »Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach.«

Neben dem Holz und natürlichen Stein als Baumaterial, hat sich der Wohnbau im Mittelalter auch die Verwendung der künstlichen Steine gestattet. Der Backsteintechnik hat sich besonders der Süden und der Osten Deutschlands bemächtigt, die darin dem antiken Vorbild (Grabmäler an der Via Appia aus der ersten Kaiserzeit) folgten und Hand in Hand mit Ober- und Mittelitalien (Cremona, Pavia, Milano, Bologna, Siena) gehen, wo die Vielfarbigkeit der Außenflächen der Steine ebenso gepflegt wurde, wie im Norden Deutschlands.

Trotz dieser Verwüstungen, die auch Frankreich betroffen, haben sich doch noch genugsam Zeugen in Holz und Stein gefunden, die uns von dem was war, erzählen

Abb. 44. Die alte Wage in Braunschweig.



können. C. SCHÄFER und CUNO machen beispielsweise für ein Holzhaus in Marburg die Jahreszahl 1320 geltend, aber ohne daß diese irgendwo am Hause eingeschnitten wäre, ohne urkundliche Feststellung, nur gestützt auf ihr Formgefühl. Letzteres kann trügen. Nach der Abb. 42²⁷⁾ haben wir es jedenfalls mit einem der ältesten mittelalterlichen Holzhäuser zu tun.

In die Zeit um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts, wo uns überhaupt die ersten erhalten gebliebenen Holzbauten Deutschlands entgegenreten, dürfte auch das Holzhaus zu Hannövr. Münden (vgl. Abb. 43) zu setzen sein, bei dem eine eigenartige Konstruktion der Giebelwand zur Ausführung gebracht ist. Die Ständer gehen, aus einem Stücke gearbeitet, durch alle 4 Stockwerke; während die Deckenbalken mittels Versatzung und Verzapfung in diese eingelassen sind. Die Brustriegel der Fenster sind

²⁷⁾ Nach CUNO u. SCHÄFER und CARL SCHÄFER: Holzarch. Deutshl. XIV.—XVIII. Jahrh. Berlin, ohne Datum.

in gleicher Weise mit den Ständern verbunden. Es liegen also sämtliche Fassadenhölzer mit ihren Vorderflächen glatt in einer Ebene und nur das Giebelgeschoß, wohl aus späterer Zeit stammend, ist übersetzt. Bei dem Doppelhaus in Marburg (vgl. Abb. 42) kragen die Stockwerke übereinander vor, in beiden aber ist jedes Ornament unterdrückt. Ernst und schlicht, streng symmetrisch geordnet erweisen sich diese früheren Ausführungen. Vgl. auch Abb. 44 in diesem Sinne.

An den Schluß des XV. Jahrhunderts verweist A. ESSENWEIN a. a. O. das »Knochenhauer Amtshaus in Hildesheim« als außerordentlich charakteristisches Beispiel,

Abb. 45. Haus in Levroux.



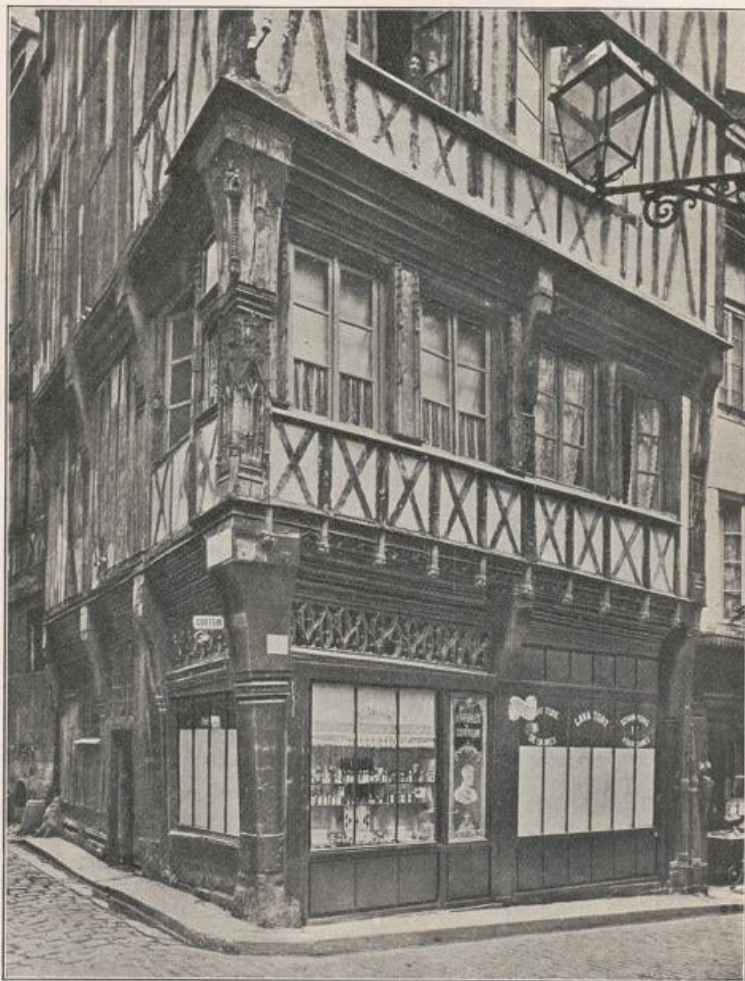
dessen Schnitt in Abb. 43 wiedergegeben ist, nach dem die Überkragungen der Stockwerke zusammen von der Sohle bis zum Obergeschoß 2,50 m betragen!

In Frankreich weicht in den südlichen Provinzen der Wohnhausbau des XIV. und XV. Jahrhunderts in nichts von dem der vorhergegangenen Periode ab, im Norden dagegen findet eine ähnliche Entwicklung statt wie in Deutschland. Von Holzbauten hat der Norden noch manches unversehrt, vieles dagegen verstümmelt oder nur noch fragmentarisch aufzuweisen. Wer suchen will und zu sehen versteht, wird z. B. in Blois oder Reims und an andern Orten noch mancherlei finden, was der Beachtung wert und lehrreich ist. Streng und einfach wie in Deutschland sind auch diese frühmittelalterlichen Fachwerksbauten Frankreichs gehalten, oft mit einer merkwürdigen aber

charakteristischen Häufung der Hölzer bei den Geschränken, von der ein Giebelhaus in Levroux, das, obgleich im Erdgeschoß verbaut, noch eine gute Vorstellung gibt (vgl. Abb. 45). Andere zeigen wieder in der Konstruktion eine mannigfache Ähnlichkeit mit den deutschen, wie die beiden, dem XV. Jahrhundert angehörigen Häuser in Caen und Rouen zeigen (Abb. 46 a u. b) nach photographischen Aufnahmen von J. VASSE in Paris.²⁸⁾

Besonders charakteristisch sind in beiden Ländern die technischen Anordnungen bei der Überkragung der Stockwerke durch Knaggen, Konsolen oder Büge (Hersfeld, Mar-

Abb. 46a. Haus in Rouen.



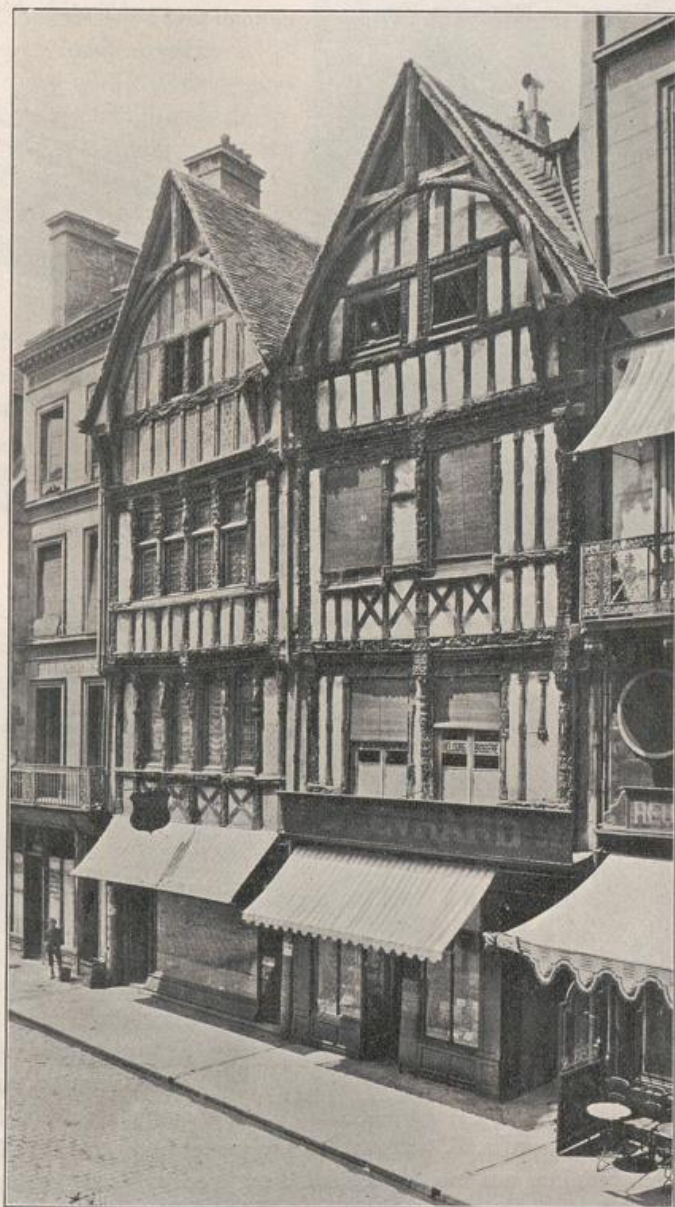
burg) und die Füllung der sich dabei ergebenden Zwischenräume durch Brettchen oder eingeschobene Wechsel (vgl. Abb. 47 a u. b).

Während beim süddeutschen Fachwerkhaus des XV. Jahrhunderts mit dem Schnitzwerk noch sehr gekargt wird, ist es im Norden reich damit bedeckt, wie die Rathaus-schenke in Halberstadt aus dem Jahre 1461 zeigt.

²⁸⁾ Vgl. auch: A. ESSENWEIN a. a. O., S. 101 und J. GAILHABAUD, L'architecture du V au XVII^{me} siècle et les arts qui en dépendent, Paris, 1850—59.

Es wurde bereits entwickelt, daß der Dachfirst stets nach der größten Dimension des Planes genommen wurde wodurch, bei bestimmten Lagen desselben, die Giebel nach der Straße entstanden. War nun der Bau in seiner größten Ausdehnung parallel zur Straße gestellt, so kam die Traufe nach der Straße und die Giebel nach den

Abb. 46b. Haus in Caen.



Nachbarbauten. Ein steiler Walmen konnte übrigens, ohne die Silhouette wesentlich zu ändern, da die Firstlinie dann nur wenig verkürzt wurde, die Steingiebel überflüssig machen. Kleine Steingiebel mit einem Sattel zwischen Walmen und Giebel konnten aber auch die Meteorwasser gleichmäßig nach Straße und Hofseite bringen.

Das englische Fachwerkhaus der gleichen Zeit beruht auf den gleichen Grundsätzen, nur nehmen die Geschränke eine andere Form an (vgl. Abb. 48), indem sie sich ährenförmig von den Ständern aus entwickeln.

In Italien ist aus der genannten frühen Zeit beim Wohnhaus der Holzbau in Ortschaften an den Abhängen der Alpen, auch in Städten wie Bergamo, allenthalben nach-

Abb. 47a. Höxter; am Hütteschen Haus.

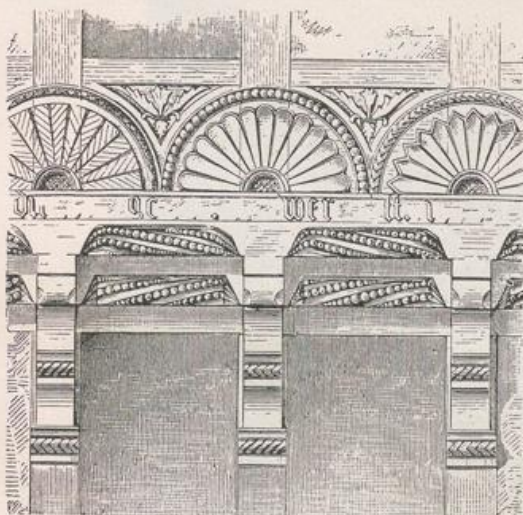


Abb. 47b. Aus Allendorf.

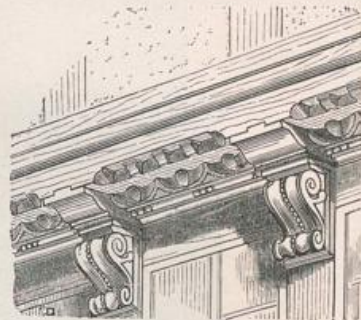


Abb. 47c. Aus Münden.

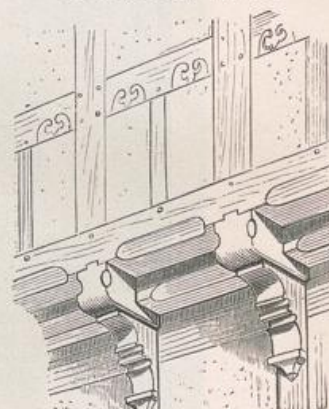
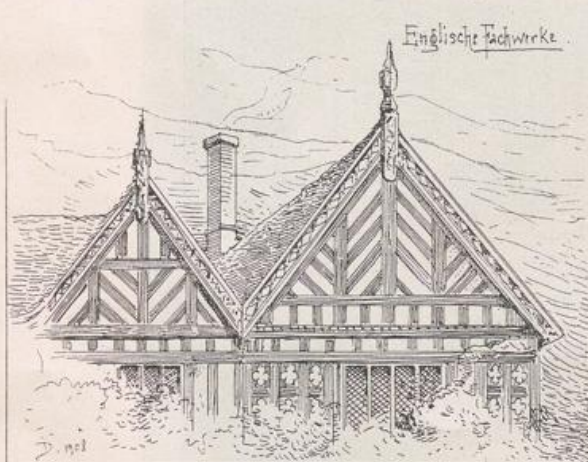


Abb. 48. Englische Geschränke. Ende des XVI. Jahrhunderts.



zuweisen. Wie am Hause des Balcone pensile in Pompeji sind in Bergamo Fachwerkhäuser, bei denen die Obergeschosse 1,50 m über die Flucht des gemauerten Erdgeschosses vorragen, wobei die vortretenden Deckenbalken durch Sattelhölzer unterstützt

werden. Die Außenseiten sind z. Z. verputzt, so viel man aber beurteilen kann, haben wir es mit glatten Geschränken aus Ständern und diese rechtwinkelig kreuzende Riegel zu tun — also Beschränkung aufs allernotwendigste, ohne Schmuckformen.

Bologna ist eine der wenigen Städte, die aus dem gotischen Mittelalter noch aus Holz konstruierte Lauben hat, die als hochgeführte, gedeckte und überbaute Gänge aus schlichtem Holzwerk, ohne jedes Ornament hergestellt sind, während die dahinterliegenden Backsteinfassaden die feingliederigsten Schmuckformen aufweisen (vgl. Abb. 49).

Das mittelalterliche Steinhaus.

Das mittelalterliche steinerne Wohnhaus in Italien ist dagegen in vielen Städten noch so kraftvoll an Zahl und Qualität vertreten, daß es Respekt einflößt. Ganz Siena ist z. B. voll von gotischen Privatgebäuden und Palästen des XIV. Jahrhunderts. »Keine Stadt Italiens oder des Nordens, weder Florenz noch Venedig, noch Brügge und Nürnberg sind in dieser Beziehung reicher. Man findet sie von Stein, von Backstein und gemischt« (vgl. J. BURCKHARDT, Cicerone I, S. 160).

Die durchgehende Form der Maueröffnungen ist der Spitzbogen, der in der Regel drei durch Säulchen geschiedene Fenster enthält. Unter dem Spitzbogen schließt oft ein Stichbogen die Fensteröffnung ab. Absolute Symmetrie, gleichmäßige Durchführung der Fensterachsen, das aufgehende Mauerwerk ohne Betonung des Sockels, nur durch die Fensterbankgurten horizontal geteilt, ohne jede Vertikalgliederung,

Abb. 50. Pariser Fassade.



Abb. 49. Laube des Palazzo Isolani in Bologna.



das Hauptgesimse manchmal auf Konsolen ruhend und durch Zinnen, die einen Zweck haben, bekront, das Dach als flaches Ziegel- oder Terrassendach gebildet, echtes Material, Fensterstütze aus weißem Marmor, die Mauerflächen aus dunkelroten Backsteinen — das sind Merkmale der Wohnbauten am genannten Orte. Keinerlei spielende Ornamentik, kein sog. »malerisches« Beiwerk, nur feinabgestufte Verhältnisse, wohlwogene Wechselwirkung zwischen Öffnungen und Massen, bei hohem Ernst. Wir können uns aus den erhaltenen Bauwerken in Venedig das Aussehen der Stadt um die Zeit von 1202 und auch das im XIV. Jahrhundert mühelos vorstellen, was in gleicher Weise für Piacenza, Padua, Cremona, Verona u. a. gelten dürfte. Mailand hat noch reiches Material aus der letzten gotischen Zeit und so noch viele große und kleine Plätze in Italien.

Anders in Frankreich, wo das mittelalterliche städtische Steinhaus bewegtere Formen zeigt, nicht allein durch seinen unregelmäßigen Grundriß, mehr noch durch sein steiles Dach, die in dasselbe eingebauten Lukarnen, durch die hohen Kamine, die ungleich verteilten Fenster, durch den Wechsel von Bogen und geraden Stürzen. Weiter sind es die Steinkreuze in den Fensterlichtern, die feingliederigen Gesimsungen, zuweilen das schlichte Stabwerk auf den Mauerflächen, die festen Erker und die ausgebauten Treppentürmchen mit den Kegeldächern, welche dem ganzen das gebundene und doch malerisch bewegte Aussehen geben. Aber hierbei keine pikanten Mätzchen, sondern Ruhe und Ernst, hervorgerufen durch die Großflächigkeit der Fassadenmauern. Man wollte sicher in seinem Hause wohnen und das konstruktive System der Kathedralen

Abb. 51. Pariser Fassade.



kümmerte den Architekten des Wohnhauses nicht. Die beiden noch erhaltenen Pariser Fassaden (Abb. 50 u. 51) wollen dafür Zeugnis ablegen.

Ohne Zugabe eines Sockels erhebt sich das Fassadengemäuer aus großen, glatten, gut versetzten Quadern.

Nach den gleichen Grundsätzen sind auch am deutschen Rhein und in Franken die ebenbürtigen steinernen Kaufmannshäuser, z. B. das Etzweilersche Haus in Köln mit Zinnenkranz am Fuße des Daches und durch Ecktürmchen (nach WIETHASE) bewehrt gewesen, wie auch das Schlüsselfeldersche Haus in Nürnberg mit dem Chörchen, den Maßwerkfenstern, den Ecktürmchen und die mit Maßwerk und Schilden geschmückte Brüstung des Wehrganges. Sonst galt in der guten Stadt Nürnberg der Satz: Kleine Leute, kleine Häuser, und im Sinne aller vornehmen Nürnberger lag es nicht, und der Rat liebte es nicht, die Wohlhabenheit über Gebühr nach außen zu zeigen. Abb. 52 zeigt den

derzeitigen Zustand des Etzweilerschen Hauses nach photographischer Aufnahme, deren Mitteilung, wie auch die Abb. 41, ich Herrn Stadtbaurat HEIMANN in Köln verdanke.

Renaissancehäuser. Einen mächtigen Wandel führt die Zeit der Wiedergeburt der alten Kunst, die Renaissance in Italien, Frankreich, Deutschland und den nordischen Königreichen herbei, die zuerst in mehr dekorativer Weise in der Zeit ihres Entstehens auftritt, die in ihrer Blüte das Zuviel in der Ornamentik abstreift und zur Kunst der reinen Verhältnisse wird, die zum Schluß eine mehr malerische, auf Licht- und Schattenwirkung beruhende Tendenz verfolgt, um sich in barocken Willkürlichkeiten aufzulösen, dann wieder zur Besinnung kommt, um sich zum Weltstil vorzubereiten und so ihre Mission zu erfüllen. Was der antik-römischen Kunst gelungen war, gelingt ihr in noch viel höherem Maße in der Zeit von Palladio bis zum Empire einschließlich.

Auch bei dieser uns zeitlich näher liegenden Kunstweise spielt sich die technisch uralte Geschichte vom Holzbau und Steinbau wieder ab, ohne daß der eine aus dem andern hervorgegangen wäre, oder der letztere eine steingewordene Holzarchitektur in sich schlösse. Alle Völker haben sich eben zu allen Zeiten mit dem Material zum Ausdruck ihrer Baugedanken abfinden müssen, das ihnen gerade zu Gebot stand und so weit es Geld, Bildung und Können der Bauenden gestattet.

Der Holzbau der Renaissance nimmt trotz der unmittelbar vorausgegangenen und Jahrtausende alten lapidaren, monumentalen Bauweise bei allen Völkern, auf welche das Cinquecento herabsehen konnte,

Abb. 53. Fassade des Hütteschen Hauses in Höxter.

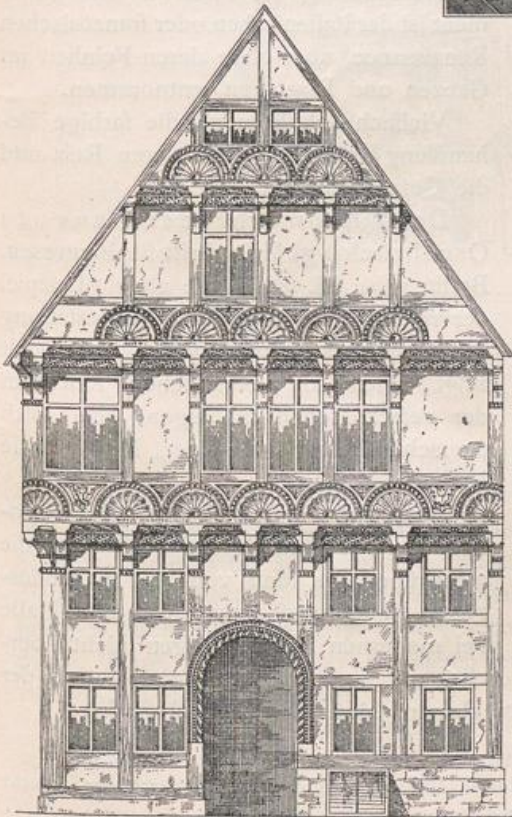


Abb. 52. Etzweilerhaus in Köln a. Rh.



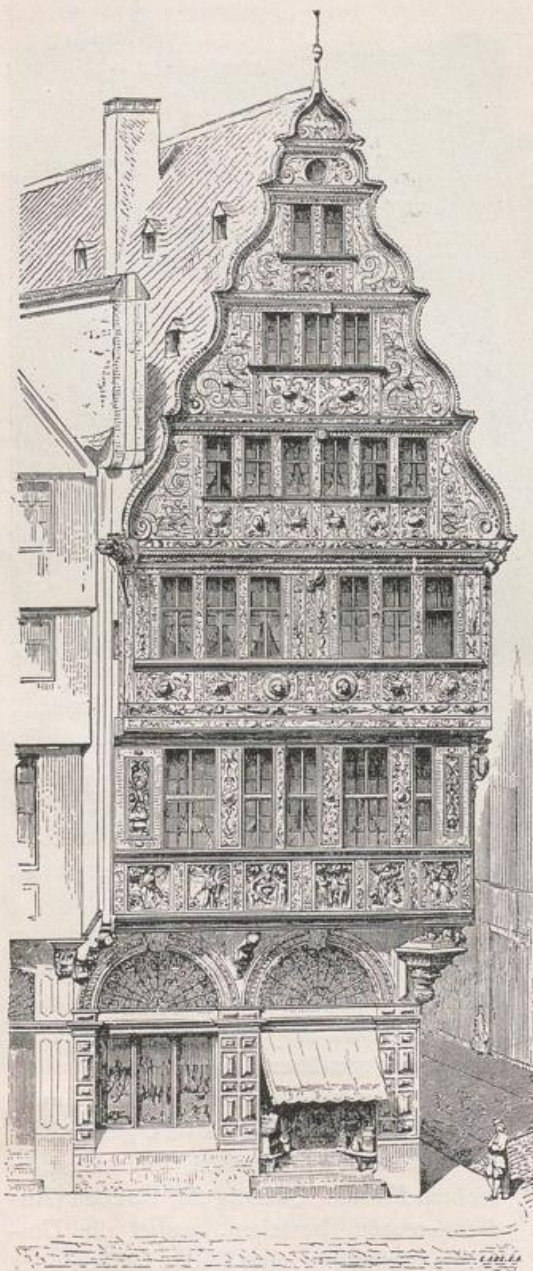
einen breiten Raum ein und erreicht, wenigstens in Deutschland und auch in Frankreich, vollendetes als der Steinbau auf dem Gebiete des Wohnhauses, der in den Städten gegen das Ende des XV. und im XVI. Jahrhundert die Führerschaft übernimmt.

Wie im Mittelalter entwickelt sich der Holzbau im Norden anders als im Süden; Blockhaus und Fachwerkhaus stehen auch in dieser Zeit aus den gleichen Gründen einander gegenüber.

Über einem Steinsockel- oder Unterbau erheben sich die Stockwerksgeschränke des Renaissanceholzhouses, die aus senkrechten Pfosten, Querriegeln, Streben (Andreaskreuzen) bestehen, wobei die Umfassungswände in einer Ebene bleiben oder übersetzt sind, unter Beibehaltung der gleichen technischen Vorgänge wie im Mittelalter. Nur das Formale ändert sich unter Aufwendung aller dekorativer Mittel. Reiche und geschmackvolle Ausstattung der Fachwerkhäuser bleibt das unbestrittene

Verdienst der Renaissance! Die Ständer werden mit erhaben gearbeiteten, aufsteigenden Ornamenten oder kandelaberartigen Gebilden geschmückt. Am Rolandsspital in Hildesheim kamen Hermen und Säulen in flachem Relief zur Verwendung. Die Balkenköpfe erhielten Konsolenform, die Knaggen wurden zu Volutenkonsolen umgebildet, die Wechsel haben entweder gereihte Ornamente, tragen Inschriften oder sind als sogenannte Schiffskehlen mit gedrehten Perlschnüren besetzt. Die Brüstungsfelder der Obergeschosse sind durch Büge und Winkelbänder ausgesteift, die vielfach zur Bildung eines fächer- oder muschelartigen Ornamentes Veranlassung gaben. Die Felder zwischen den Brüstungshölzern sind entweder mit Backsteinen ausgemauert oder mit geschnitzten Holztafeln bekleidet, wobei auch figürliche Reliefs nicht ausgeschlossen sind. (Vgl. Abb. 53, das Hüttesche Haus in Höxter.) Die großen Wandfelder sind verputzt oder auch mit Brettern verschalt. Ein Holzhaus in Ypern zeigt, wie viele französische, eine senkrechte Holzverschalung der Flächen. Das Ornament ist der italienischen oder französischen Renaissance, aber ohne deren Feinheit im Ganzen und Einzelnen, entnommen.

Abb. 54. Fassade des Salzhauses in Frankfurt a. M.



Vielfach erhöht noch die farbige Behandlung einzelner Teile deren Reiz und die Gesamtwirkung.

Das Kromschröder-Haus zu Osnabrück (vgl. Zeitschrift für Bauwesen, Berlin 1894, Bl. 60) dürfte als ein Beispiel der reichsten ornamentalen Ausgestaltung des Holzbaues gelten, doch keine Stadt zeigt einen so erstaunlichen Reichtum der verschiedenen Bildungen, eine solch unerschöpfliche Fülle der Motive wie Hildesheim²⁹⁾.

Aber alles ist Kleinkunst, kleine Motive bei geringen Stockwerkshöhen, die nicht über das Maß von 2,50 m hinausgehen. Ungestraft lassen sich diese Maße bei modernen Nachbildungen nicht überschreiten, sie wirken dann gerade so verdreht, als wenn wir die Palastmotive der italienischen Gotik oder Renaissance in einem kleinern Maßstab »nachempfinden«!

²⁹⁾ Vgl. Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland, Belgien und Dänemark von GUSTAV VON BEZOLD, Stuttgart 1900, Handbuch der Architektur.

Das oberdeutsche Fachwerkhaus der Renaissance ist genau so wie das niederdeutsche von lokalen Strömungen abhängig, einfachste und reichdekorierte Fassaden wechseln miteinander ab, wie das Wohnhaus im badischen Städtchen Eppingen (vgl. Abb. 57) im Gegensatz zu dem Prunkstück des Salzhauses in Frankfurt a. M. (vgl. Fig. 54)³⁰⁾ zeigt. In der genannten Handelsstadt ist das Erdgeschoß aus Stein mit kräftigen Rustikapfeilern hergestellt, die durch Bogen überspannt, deren Öffnungen vom Kämpfer aufwärts durch prächtige Eisengitter geschlossen sind. Im Erdgeschoß wurden zur Meßzeit die Waren ausgelegt (Meßgewölbe). Die Wohngeschosse darüber sind ganz aus

Abb. 55. Fuchssches Haus in Bacherach. (Nach einer Originalaufnahme des Verf. 1862.)



Fachwerk, dessen Außenseite mit den reichsten Schnitzereien bedeckt ist. Der Giebelumriß zeigt schon die Schwingungen des Barockstils, wie manch ähnliche Häuser an der Mosel, am Rhein, Hunsrück und der Eifel, nur dort bei einfacher Ausbildung der Geschranke (Bernkastel, Cochem a. d. Mosel, Bacherach a. Rhein usw., vgl. Abb. 55), das vielleicht anmutigste Beispiel dieses Typus, noch ohne barocke Zutaten. Im Rheingau und am untern Main sind die Obergeschosse vielfach mit Schiefen verkleidet oder verputzt, wobei von mancher berufenen Seite die Ursprünglichkeit der »Beschieferung« wohl mit Recht angezweifelt wird.

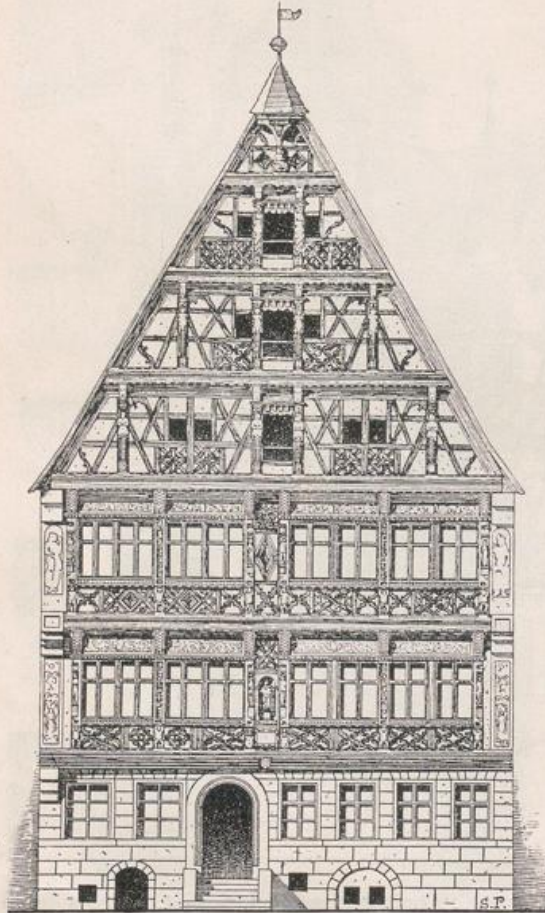
Bei den Holzbauten der Rheinpfalz und des Elsasses herrscht die freie Gruppierung vor, an Reichtum der Durchbildung übertrifft das schöne Fachwerkhaus am Münsterplatz

³⁰⁾ Die Abb. 54, 63 u. 64 sind KUGLER & LÜBKE, Geschichte der Baukunst, V. Bd. 1872, entnommen.

in Straßburg weitaus die meisten. Als das beste in Franken kann das bekannte Haus in Dinkelsbühl (vgl. Abb. 56) gelten, wie für Württemberg das Rathaus in Markkröningen als hervorragende Leistung angesehen werden muß. Schwaben ist noch reich an verwandten Leistungen wie aus deren Veröffentlichung in dem württembergischen Denkmälerwerk nach Aufnahmen von CADES ersehen werden kann.

Für Baden sei das Haus in Eppingen (vgl. Abb. 57) angeführt, andere finden sich im badischen Denkmälerwerk nach Aufnahmen von J. DURM, hübsche Beispiele vom Oberrhein (Istein, Öhningen bei Lörrach), andere im Kreise Mosbach (Odenwald).

Abb. 56. Haus in Dinkelsbühl.



mit Kriech- und Giebelblumen über den geraden Fensterstürzen, vieles noch halbgotisch. Bei einem Hause von 1607 in Paris, verschwanden alle Konstruktionshölzer unter Putz und nur die Pfosten wurden als antike Pilaster durchgeführt; bei einem andern in Saint-Brieuc (1572) treten nur Pilaster und Konsolen als Vertikalteilungen auf. Ungemein reiche und sehr schöne Fachwerkhäuser finden sich in Rouen; weitere in Chartres, Bayeux, Blois, Reims, Caen, Lisieux aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.³²⁾

³¹⁾ Vgl. Handbuch der Architektur, Baukunst der Renaissance in Italien von Dr. J. DURM.

³²⁾ LÉON PALUSTRE, *la Renaissance en France*. III Vol. Paris 1885 und H. VON GEYMÜLLER, *Die Baukunst der Renaissance in Frankreich*, II, Stuttgart 1901, ferner: *Le Moyen-Age monumental et archéologique d'après les dessins de M. CHAPUY*, 6—76 Siècle. Paris. Maisons construites en bois à Caen.

Für England, Holland und Belgien gelten die gleichen Voraussetzungen und Erscheinungen. Für England charakteristisch sind die mit Streben ausgesteiften Giebel und Fachwerke, die glatten, breiten Ortleisten an den steilen Giebeln aus der Zeit des Elisabethstils (Ende XVI. Jahrh.)³³⁾.

Die Grundrisse der Wohnhäuser dieser Periode sind meist aus älterer Zeit übernommen oder es waltet in ihnen die größte Ungebundenheit. Symmetrische Grundrisse stehen unter dem italienischen Einfluß der späteren Zeit.

Das Steinhaus. Mit allen Mitteln wird nun auch beim Steinhaus eine malerische Wirkung durch Vorsprünge, Treppentürme, Freitreppen, Erker, Giebel und Zwerchhäuser gesucht, und in diesem Sinne schließt sich die deutsche Renaissance unmittelbar an die Spätgotik an.

An die französisch gotischen Steinhäuser in Paris anklingend, ist dies bei einem kleinen Hause zu Karden an der Mosel zum Ausdruck gekommen, wo nur durch interessante Anordnung, nicht durch reichen Schmuck, das Ziel erreicht ist. Als größeres Beispiel wäre die bischöfliche Residenz zu Bamberg anzuführen, bei der nur der seitlich angebaute Erker größeren Schmuck erhielt und bei dem die Härten am mittelalterlich komponierten Treppengiebel durch eingesetzte Voluten gemildert sind.

Die kleinen, kunstgewerblichen Motive des Holzbaues mit der Überfülle von Ornamentierung scheiden aus und machen größern Verhältnissen Platz, begünstigt durch das Verlangen nach mehr Luft und Licht für die Bewohner.

Hier könnte die heutige Baukunst beim Errichten von städtischen Wohnhäusern einsetzen.

Die kurze Spanne Zeit, 20 Jahre vor dem dreißigjährigen Krieg, ist es, wo sich die Architektur in Deutschland wieder ihrer selbst bewußt wurde und auf mittelalterlicher Gesetzmäßigkeit und antiker Formenschönheit eigenartiges schuf.

Der unselige Religionskrieg, der eigentlich mit der Religion selbst wenig zu tun hatte, warf uns aus dem Gleise.

CORNEL. GURLITT rechne ich es hoch an, daß er in seiner Geschichte des Barockstils in Deutschland (Stuttgart 1889, S. 36), die HEINRICH SCHICKHARDT in Stuttgart,

Abb. 57. Wohnhaus in Eppingen.



³³⁾ Vgl. Baudenkmäler in Großbritannien von C. UHDE. Berlin 1893. Holzhäuser in Moreton Hall (1550), Bramail Hall bei Stockpoit. Renaissance-Holzhaus in Chester 1652 u. a. Dann NASH, Altenglische Herrnsitze, englische und deutsche Ausgabe.

GEORG RIEDINGER in Straßburg, ELIAS HOLL in Augsburg, von welchem letzterem SANDRART sagt »daß er es verstanden habe, die verschwenderische prächtige Üppigkeit der italienischen Gebäude mit der uns in Deutschland so hochnötigen Sparsamkeit überaus wohl zu temperieren«, hervorhebt und verkündet, daß die Anfänge einer wirklich monumentalen Renaissance in Deutschland damals gefunden worden wären, »die ahnen lasse, nach welcher Richtung sich unsere Kunst entwickelt hätte, wenn sie ein starkes Vaterland und durch dieses den Frieden gefunden haben würde!«

Abb. 58. Haus in Kolmar.



denn es ist der Deutschen Gemüt, daß sie stets neue Formen suchen, die zuvor nie gesehen waren; aber im Grunde bewegen sie sich mit all ihrer Willkür in einem beschränkten Kreise, den zu erweitern ihre Individualität nicht stark genug ist«. —

Sicher aber bleibt: »daß der Charakter der Kunst einer Zeit nicht einseitig durch die Künstler bestimmt wird, sondern auch durch die Kreise, an die sich die Kunst

Es ist anders gekommen, es hat nicht sollen sein!

Deutsche, nach Italien und Frankreich wandernde Handwerker und in Deutschland Beschäftigung suchende Italiener brachten den neuen Stil über die Alpen. Zu Anfang schon machen sich daher zwei Strömungen geltend — die mehr deutsche neben der spezifisch italienischen. Der Süden Deutschlands erhält die Neuerung aus erster Hand, der Norden ist von der obersächsischen Schule abhängig. Um 1550 geht von den Niederlanden eine gewaltige Renaissancebewegung durch ganz Norddeutschland bis nach Dänemark.

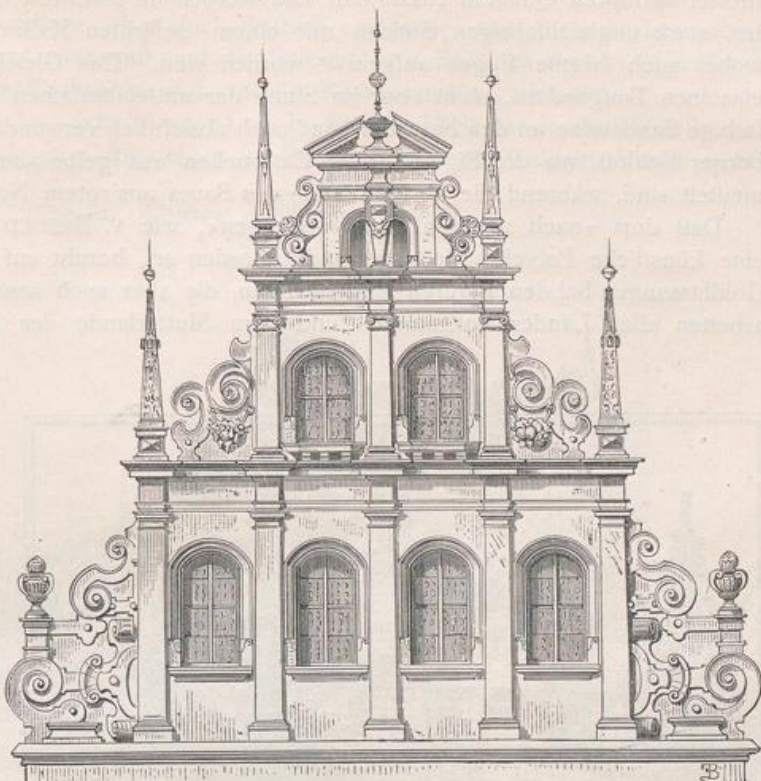
Über die deutsche Renaissance als Kunst sagt G. VON BEZOLD³⁴⁾ a. a. O. S. 11 zutreffend: »Die deutschen Meister des XVI. Jahrhunderts stehen auf dem Übergang vom Handwerker zum Künstler« . . . und weiter: »die deutsche Renaissance ermangelt der großen Genies, aber sie weist eine große Zahl starker und mittlerer Talente auf. Gerade die Werke solcher Meister sprechen den Geist ihrer Zeit am reinsten aus. Eigenwillig geht jeder seiner Neigung nach;

³⁴⁾ Vgl. Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland, Belgien und Dänemark von G. VON BEZOLD, Stuttgart 1900. Ein Buch, ausgezeichnet durch seinen Aufbau, die Gliederung, den geistvollen Inhalt und die gewählten Illustrationen.

wendet oder von denen sie getragen wird«, und wahr der Goethesche Satz: »du gleichst dem Geist, den du begreifst«.

Abb. 59. Giebel eines Privathauses in Nürnberg.

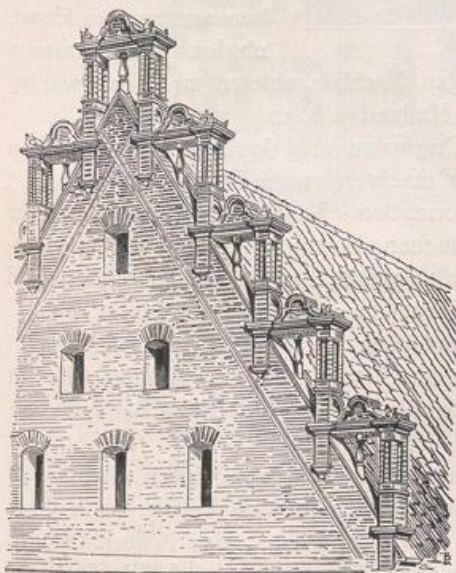
Zur Charakteristik wäre noch ergänzend zuzufügen: Den Gedanken, den Hauseingang künstlerisch und prächtig zu gestalten, übernahm die deutsche Renaissance von der Antike bzw. von der italienischen Renaissance; Pilaster, Säulen, Figuren schmücken die meist halbkreisförmig geschlossene Öffnung. Zu nennen wären hier: die Eingangsportale an einem Hause in Schlettstadt aus dem Jahre 1552, und vom Schloß zu Zerbst. Die Fenster sind einfach oder gekuppelt, gerade, stichbogen- und halbkreisförmig, auch in Form



von Zackenbogen geschlossen, schlicht oder aufs reichste umrahmt, in der Grundidee nur Dagewesenes wiederholend; den Altan oder Balkon des Südens ersetzt der ge-

schlossene, dem Klima besser entsprechende Erker, der im Mittelalter schon vorgebildet war und nur mit antikischem Detail ausgeziert wurde und in meist reizvollster Weise den schönsten Schmuck der Fassade bildet (vgl. Abb. 58), wie dies bei dem Beispiel aus Kolmar der Fall ist; auch der Giebel wird, wie bereits gesagt, dem mittelalterlichen nachgebildet und verfällt in bezug auf das Detail dem gleichen Schicksal wie der Erker. Die Übergänge bei den Abtreppungen schafft die italienische Volute (vgl. Abb. 59), nach dem Beispiel eines Privathauses in Nürnberg, an deren Stelle, wie am Schloß zu Aschaffenburg, wildes Schnörkelwerk tritt, oder jedes Ornament wird unterdrückt und trockenes Stabwerk mit freien Endigungen gliedert die Fläche nach dem Vorgange am Toplerhaus zu Nürnberg. Abb. 60 zeigt durchbrochene Abtreppungen vom Rathaus in Ulm.

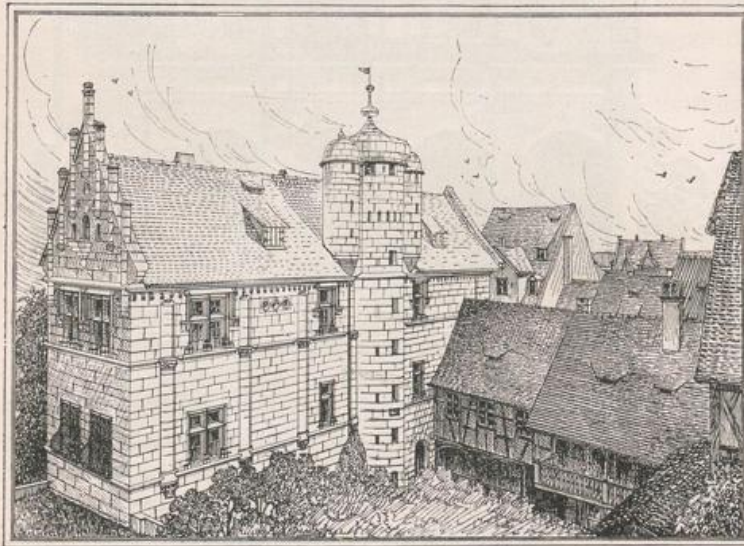
Abb. 60. Rathausgiebel in Ulm.



Die farbige Ausstattung der Holzhäuser wird auch auf das Steinhaus übertragen, nur in etwas bescheidener Ausdehnung. Seine Mauerflächen setzen sich aus glatten mit Kalkmörtel verputzten Quadern zusammen und werden im Naturton belassen oder höchstens bei stark ungleichfarbigen Steinen mit einem gefärbten Kalkmilchanstrich überzogen, wobei auch falsche Fugen aufgemalt worden sind. Das Gleiche findet sich bei den einzelnen Baugliedern, nicht aber im Sinne der mittelalterlichen Fassung. Verschiedenfarbige Sandsteine an den Fassaden sind auch absichtlich verwendet, wie z. B. am Heidelberger Schloß, wo die Figuren oder Cartouchen aus gelbgrauem Keupersandstein gemeißelt sind, während die übrigen Teile des Baues aus rotem Neckarsandstein bestehen.

Daß dort »nach neueren Untersuchungen«, wie v. BEZOLD a. a. O. S. 173 meint, eine künstliche Polychromie angewendet worden sei, beruht auf einer Täuschung. Nur Goldfassungen bei den Figuren sind erwiesen, die aber auch sonst noch an Renaissancearbeiten aller Länder vorkommen und vom Mutterlande der Renaissancekunst über-

Abb. 61. Tucherhaus zu Nürnberg.



nommen wurden, wie auch die Flächendekorationen mit Sgraffito, Grau in Graumalerei und buntem Fresko, ornamentalen, architektonischen oder figürlichen Inhalts. Überall alte Gestelle, mit neuen, aber schönen, aber geschmackvollen Prachtgewändern! Von der Archäologie und dem Aufmessen antiker Bauwerke blieben die deutschen Renaissancemeister verschont, sie wirtschafteten mit Gaben aus zweiter Hand, obgleich noch römische

Originale im Lande selbst und in den allernächsten Nachbargebieten zu finden waren. (Mainz, Kaiseraugst, Trier, Nîmes, Arles, Verona, Mailand a. a. m.)

Die Bekanntschaft mit den großen römischen Originalen und den Schriften der Alten und der italienischen Zeitgenossen über Architektur machten unsere Meister erst während der Zeit des 30jährigen Krieges und der Gegenreformation. Mit letzterer treten Italiener und in Italien gebildete Niederländer in Wien, München, Salzburg, Brüssel auf und beherrschen, durch fürstliche Gunst gehoben, unser gesamtes Bauwesen, dann nach und mit ihnen, auch die wieder in Italien geschulten Deutschen wie: SCHICKHARDT, HOLL, J. WOLF, bis sie die in Frankreich gebildeten Deutschen ablösen. Als erstes Beispiel der Einwirkung der italienischen Renaissance ist die FUGGERSche St. Annakapelle in Augsburg zu verzeichnen, von 1530 ab gewinnt sie allgemeine Verbreitung bei uns »von den Alpen bis zum Harz«.

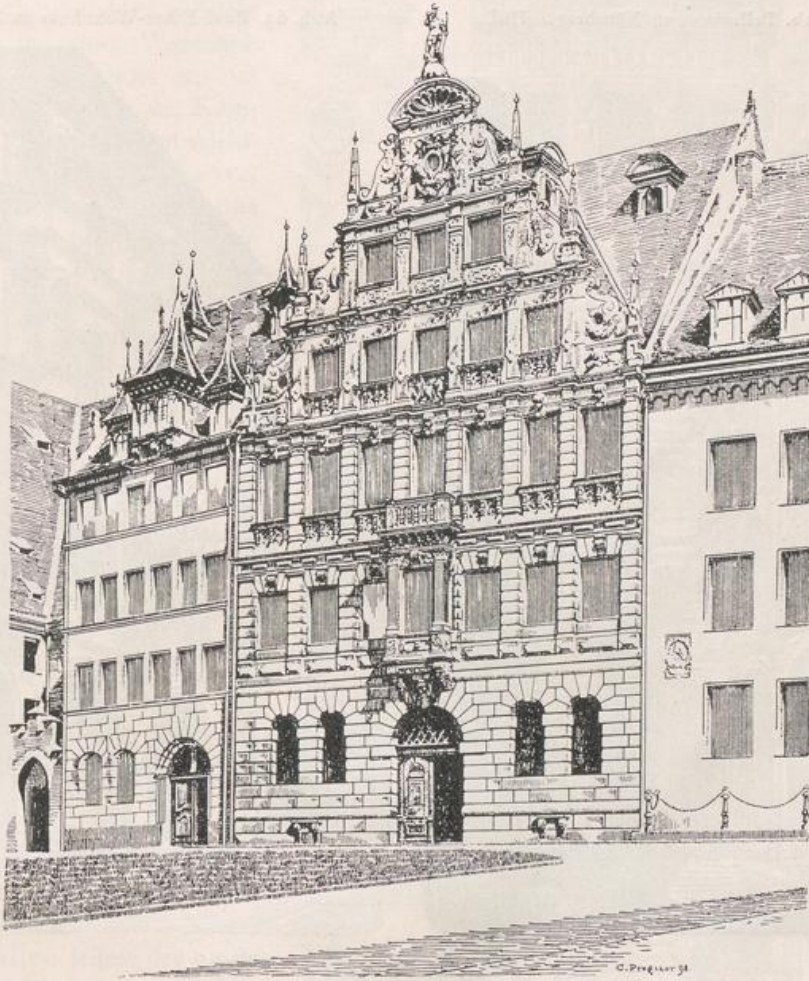
Der deutschen freien Komposition folgt zunächst eine gebundene, durch Gliederung der Fassadenarchitektur mittels Pilastern und Gesimsen, welcher der Aufbau nach Ordnungen folgt. Als Typen für die erstere mögen das Tucherhaus, das Pellerhaus und das Herdegenhaus in Nürnberg aufgeführt werden (vgl. Abb. 61 u. 62 a, b), in Rothen-

burg o. d. Tauber das GEISSELBRECHTSche (1596) sowie das HAFFNERSche Haus, in Ulm das SCHADSche Haus und als Beispiel einer konsequent durchgeführten Pilasteranordnung der Portalbau des Schlosses zu Brieg (1552).

Auf italienischer Grundlage, aber doch deutsch empfunden sind die sehr beachtenswerten Hausfassaden der Geltenzunft und des Spießhofes in Basel zu nennen. Unschwer ist hier der unmittelbare Einfluß der italienischen Renaissance zu erkennen.

Zwillingsgiebel. Aus dem Süden ist als Eigentümlichkeit das in der Heidelberger Schloßfrage so oft genannte Getreidehaus zu Steier mit seinen Zwillingsgiebeln zu er-

Abb. 62a. Pellerhaus zu Nürnberg. Ansicht.



wähnen, die im Nordosten an einem Hause in Brieg weniger geschickt gemacht, wiederkehren.

Streng im architektonischen Detail, das seine italienische Heimat nicht verleugnen kann, ist das Arkadenhaus mit zwei durchgehenden, polygonen Erkern in Brixen hervorzuheben (vgl. Abb. 63 nach WEYSSER).

Im Nordosten und Norden mögen noch als hierher gehörige Wohnhausbauten zu erwähnen sein: Das schöne Stephenshaus in der Langgasse zu Danzig (vgl. Abb. 64), das Haus mit dem kielbogenförmigen Dach in der Oststraße ebendasselbst, Hausfassaden

in Hameln, das Stadtweinhaus in Münster i. W., das Krameramtshaus und verschiedene andere in der genannten Stadt (vgl. Abb. 65 mit seinen klassisch einfachen Formen und den muschelförmigen Abschlüssen der Giebelabtreppungen). Ferner Häuser in Lüneburg, in Leyden mit im Giebel streng durchgeführter Horizontalgliederung ohne jede Vertikalteilung. Das Kranzhaus in Hamburg, das Haus am Ring in Breslau und Häuser in Lemgo. In Ober- und Niedersachsen: das Haus in der Hainstraße zu Leipzig und das Fürstenhaus daselbst mit seinem schönen Runderker in Pilasterfassung und Zwiebelhaube. In Erfurt das Haus zum Stockfisch mit schönem Rechteckerker und reichem Portal, sowie die Giebel am Hause zum roten Ochsen daselbst.

Abb. 62b. Pellerhaus zu Nürnberg. Hof.



Abb. 63. Zwei-Erker-Wohnhaus in Brixen.



Feine Fassaden zeigen auch das Universitätsgebäude in Helmstadt und das Gymnasium in Braunschweig, wie auch das Kaiserhaus in Hildesheim und das Leibnitzhaus in Hannover mit seinem köstlichen Erkerbau durch drei Stockwerke.

Auch in den Hofanlagen einiger der genannten Häuser erkennt man den antiken Lehrmeister, wie z. B. im Pellerhaus und im FUNKSchen Haus in Nürnberg, auch an einem Hause am Graben in Wien u. a. m., wo Säulenhallen die Hofgebäude umziehen und unter Verwendung von Treppentürmen, Erkern und Giebelaufbauten ein Architektur-bild von höchstem malerischem Reize geben, das nicht leicht in einer anderen Stilepoche wieder geboten wird. Man vergleiche den Hof im Pellerhaus zu Nürnberg (Abb. 62b).

Ein buntes, aber kein einheitliches Bild gewinnt man bei diesem Überblick, kein Ringen nach einem großen einheitlichen Ziel läßt sich daraus erkennen. Soviel Köpfe, soviel Sinn!

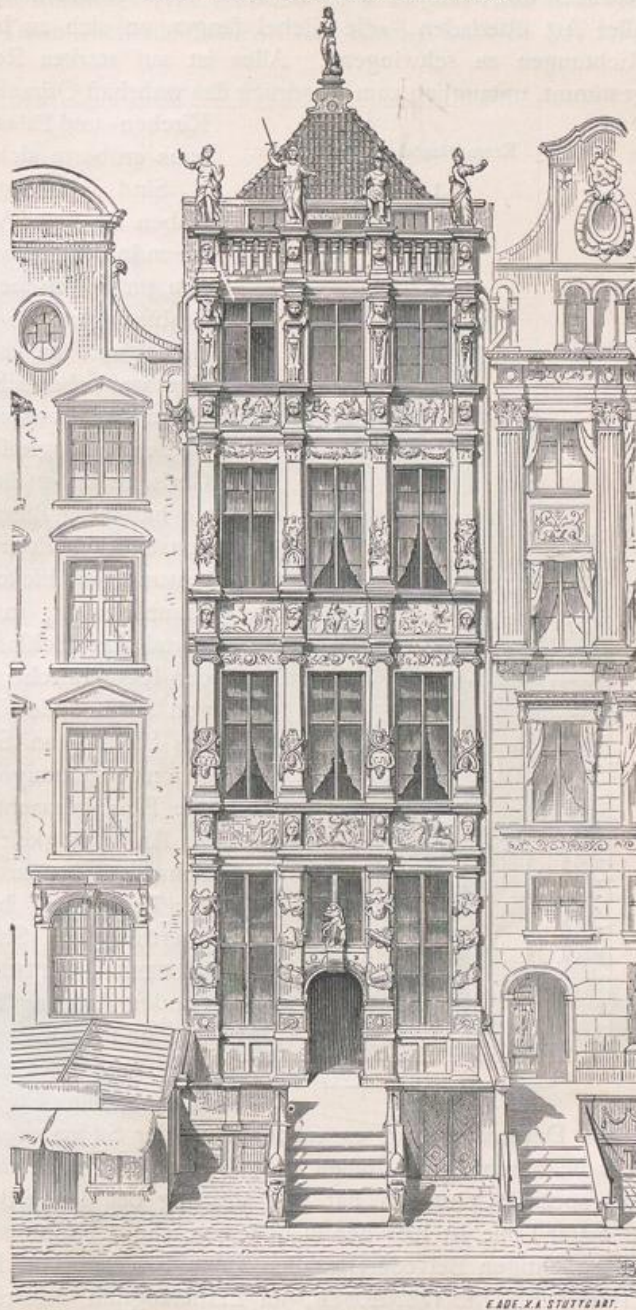
Barocco. In die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts ist der Anfang vom Ende der deutschen Renaissance zu setzen, die gegen 1600 in den Barock übergeht, ein Umschlag, der sich auch in Niederdeutschland gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts vollzieht und sich in seiner Wesenheit nur als ein Wandel in der Dekoration darstellt, die Komposition also nicht einbezieht.

Unter Barock will G. VON BEZOLD (a. a. O. S. 96) »das Hinarbeiten auf gesteigerte Wirkungen durch Häufung und Übertreibung der Formen, die Eindringlichkeit der Formensprache im Ganzen, das Suchen nach Originellem um seiner selbst willen, selbst auf Kosten der Klarheit des Ausdruckes im einzelnen, das Kapriziöse, das Male- rische, der Mangel an Naivität«, verstanden wissen.

In diesem Sinne ist Barock überhaupt kein bestimmter Stil, sondern eine Phase der Stilentwicklung und JACOB BURCKHARDT sagt daher mit Recht, daß Barocco dieselbe Sprache rede wie die Renaissance, nur einen verwilderten Dialekt davon.

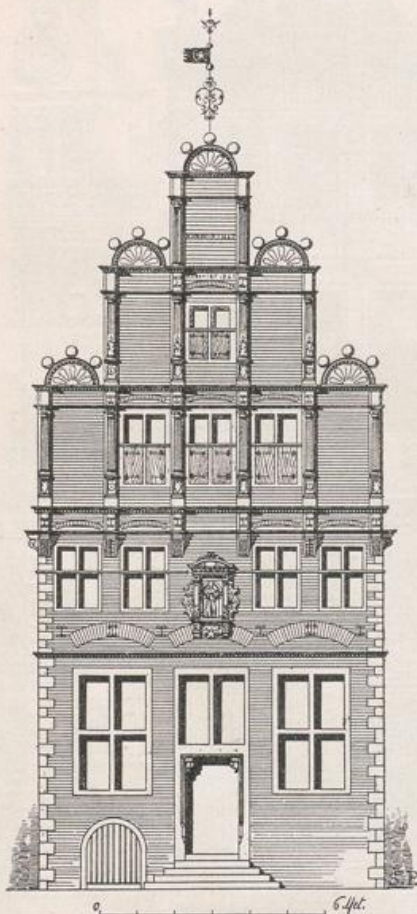
In Italien leitete der große Florentiner MICHELANGELO den Barockstil mit seinen Extravaganzen ein, von 1580 an herrscht die neuaufgekommene Weise bis 1780, die im ganzen Lande unverhältnismäßig vorherrscht und den Charakter ganzer Städte wie Rom, Neapel, Turin, Palermo, Catania usw. bedingt. Große Namen sind auch bei den Künstlern dieser Richtung zu verzeichnen, wie GIACOMO DELLA PORTA, DOMENICO und CARLO FONTANA, MADERNA, und die bewundertsten BERNINI und BORROMINI (1589—1680), JUVARA und VANVITELLI.

Abb. 64. Das Stephenshaus in Danzig.



Im allgemeinen wird an der Komposition der Renaissance festgehalten, die antiken Säulenordnungen als Wandbekleidungen bleiben in Geltung, dagegen treten Derbheit und Vervielfachung an Stelle der feinen Dekoration, das Auge wird für alle feinen Nuancen abgestumpft, die Bauglieder ohne ornamentales Detail werden in Profilierungen aller Art überladen, »die Giebel fangen an sich zu brechen, zu bäumen und in allen Richtungen zu schwingen«. Alles ist auf starkes Relief und starke Schattenwirkung gestimmt, untauglich zum Ausdruck des wahrhaft Organischen und Struktiven.³⁵⁾ Mehr im

Abb. 65. Krameramtshaus zu Münster.



Kirchen- und Palastbau als beim bürgerlichen Wohnhaus eroberte sich diese Stilphase ihre Weltstellung.

Sind diese Orgien im Detail der Baukunst neu? Haben sie keine Vorgänger? Doch! Pompeji hat schon in der Dekoration seinen Barocco, das Römerthum im Peträischen Arabien hat bei den grandiosen Grabfassaden die gebrochenen und schwingenden Giebel und mit diesen den niedrigsten Barock. — Der weltbeherrschende römische Baustil als letzte Phase sein Barocco! Und, wir brauchen nicht so weit zurückzugreifen, zeugt nicht die auslöschende Gotische Kunst die gleichen Erscheinungen? Auch sie hat ihren Barocco in den burlesken Akrobatenkunststücken ihrer Fialen, in den sinnverwirrenden gewundenen Pfeilern der Seitenschiffe im Dome zu Braunschweig, in dem im Wurzelstil entworfenen Portal der Schloßkirche zu Chemnitz, am Portal der Klosterkirche in Göß und am tollsten im Chor von S. Jago de Villera und in den Schlangenlinien des Portals von St. Engrazia in Zaragoza, die den schönsten Erzeugnissen des verflorenen Jugendstils alle Ehre gemacht haben würden.³⁶⁾

An Üppigkeit der Erfindung und barockem Schwulst, gepaart mit großer Geschicklichkeit in der Darstellung bei mehr als seltsamen Einfällen, übertrifft der Straßburger Maler und Architekt WENDEL DIETTERLEIN alles bis jetzt dagewesene. Großen Anklang fand sein Gesamtwerk: »Architectura und Austheilung der fünf Seulen, das erst Buch« und dessen Fortsetzung, das Portale, Türen, Fenster, Brunnen und Epitaphien behandelt.

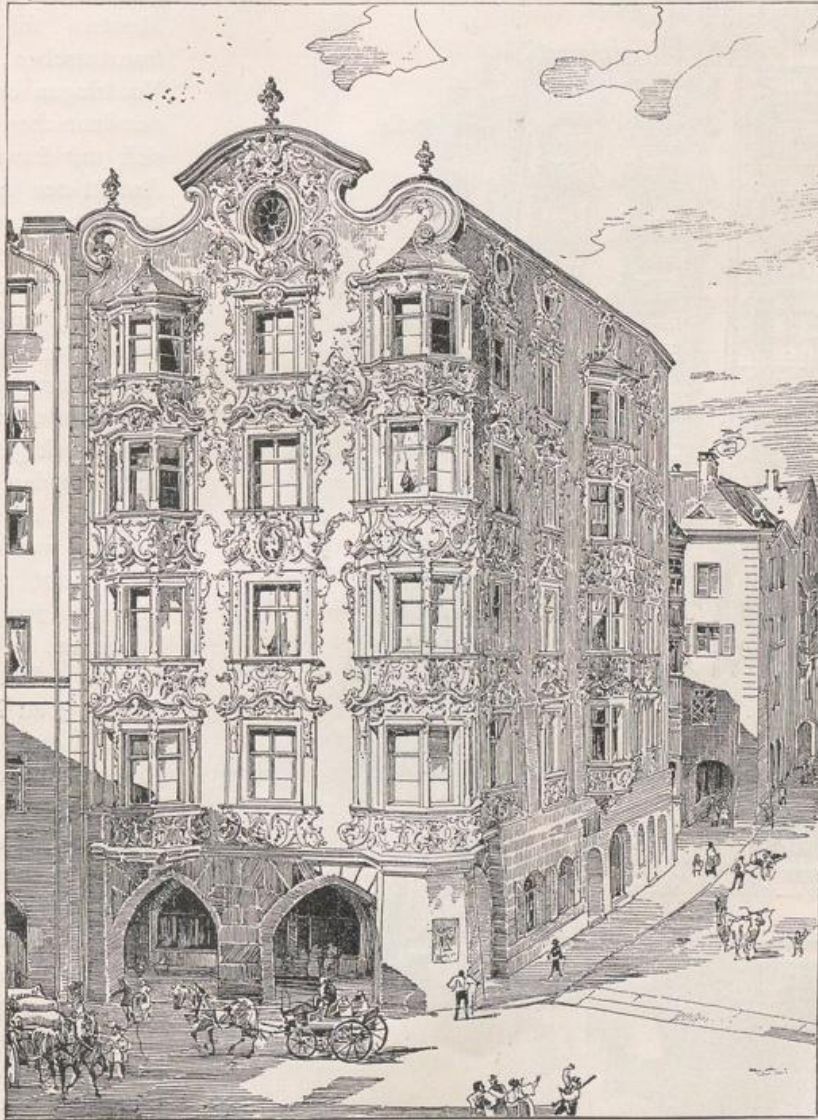
In Deutschland ist es vornehmlich der Süden, der mit eigenen Kräften, die aber beinahe durchweg in Italien vorgebildet sind, auch im Barockstil selbständiges schafft, und speziell Österreich hat den Vorrang bei dieser Bewegung des XVII. Jahrhunderts. In erster Linie ist hier der in Italien geschulte HILDEBRANDT (1666—1745), der Schöpfer der prächtigen Belvedèrefassaden, dann FISCHER VON ERLACH (1695—1742), in Böhmen CHRISTOPH DIENTZENHOFER, im Erzherzogtum Österreich JACOB PRANDAUER (1727 †), der Erbauer des Klosters Melk, zu nennen und in Tirol: ANTON GUMP.

³⁵⁾ Vgl. J. BURCKHARDT, Cicerone. I, S. 369—370.

³⁶⁾ Vgl. die bezüglichen Illustrationen bei DEHIO und BEZOLD, die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Stuttgart 1901.

Das charakterische Moment des Wiener Barocks liegt im Putzbau unter kräftigster Mitwirkung des Stuckateurs. PRANDAUER hat auch stattliche Bürgerhäuser in St. Pölten (Herrengasse Nr. 12) hinterlassen. Gute Beispiele dieses stuckierten Barockbaues geben das reizende katholische Kasino in Innsbruck (vgl. Abb. 66)³⁷⁾, sowie das Asamhaus mit der Johanniskirche zu München. Dann auch die beiden Palais Kinsky in Wien und Prag

Abb. 66. Katholisches Kasino zu Innsbruck.



und weiter in München das von EFFNER erbaute Palais Preysing, auch das Böttingerhaus in Bamberg und das Haus zum Falken in Würzburg (vgl. Abb. 67). Mächtig erhaben über letzteres ist die Mittelpartie des dortigen Schlosses mit dem reichen, eigenartigen Giebel, der an Meister HILDEBRANDTS Schöpfung am Belvédère in Wien erinnert — ein Werk des großen BALTHASAR NEUMANN.

³⁷⁾ Die Abb. 66—69, 73, 74 u. 123 sind C. GURLITT, Geschichte des Barockstils, Stuttgart 1888, entnommen.

Im Norden seien der hochbegabte PÖPPELMANN (1710—22), mit dem Baue des Zwingers in Dresden beschäftigt, und seine bürgerlichen Bauwerke das Äckerleinhaus und das Haus Nr. 3 in der Katharinenstraße zu Leipzig erwähnt, in Ehrenbreitstein das Dikasterialgebäude, der Erbstrostenhof in Münster in Westphalen und der DAHLBERG'sche Hof in Mainz.

Den italienischen und den in Italien geschulten deutschen Meistern folgten die französischen, deren Vordringen der Manie der deutschen Fürsten, sich mit französischen Architekten zu umgeben, zu verdanken war.

Ihr »Masseneinfall« vernichtete den Aufschwung, den der deutsche Barocco (vom Worte barocco = seltsam, wunderbar, lächerlich, barock) genommen hatte, von dem Bayern mit am stärksten betroffen wurde; hier zwar nicht zum Unsegen, indem es den berufenen beiden CUVILLIÉS (Vater und Sohn), † zu München 1768, das reizende Residenztheater, die Amalienburg u. v. a. in München, bzw. Nymphenburg verdankt.

In Stuttgart war es GUEPIÈRE, der die Solitude und Monrepos ausführte; der Erbauer des Schlosses daselbst — RETTI — huldigte bereits dem neuen »goût der Architektur«.

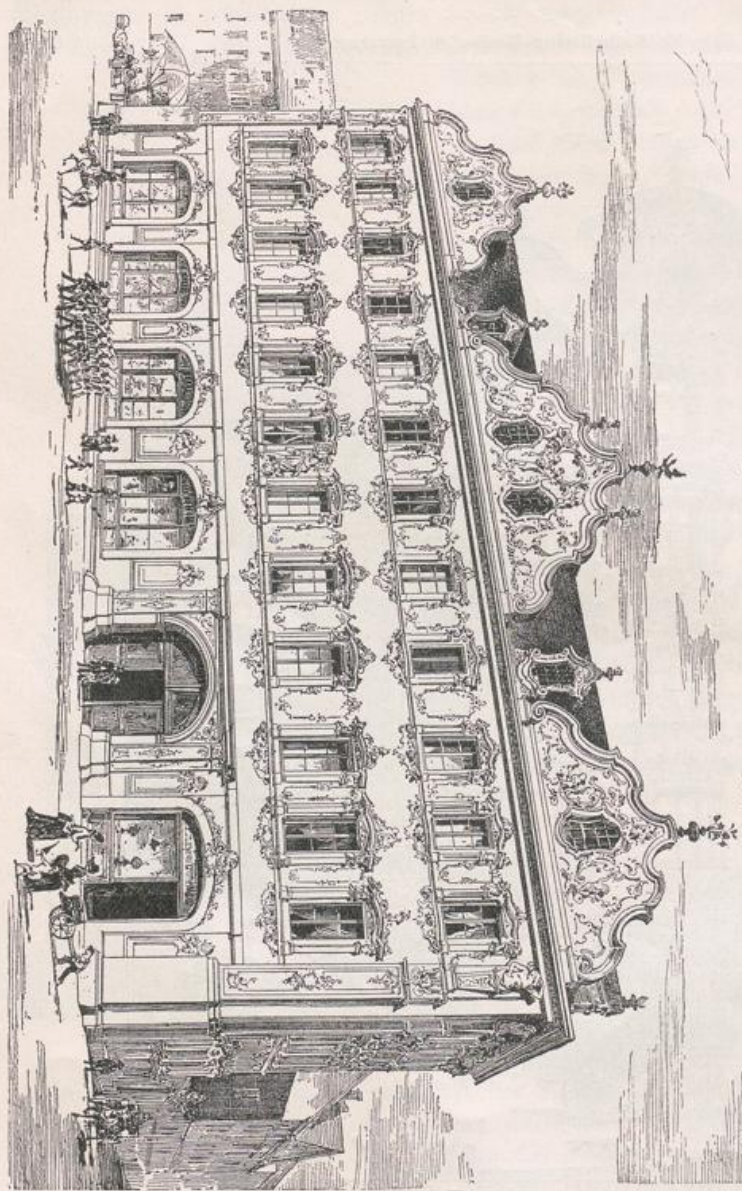


Abb. 67. Haus zum Falken in Würzburg.

In Mannheim baute PIGAGE den linken Flügel des Schlosses und legte den Schwetzingen Garten mit seinen Bauten an, während D'IXNARD die Abteikirche in St. Blasien im badi-schen Schwarzwald ausführte. Der in Mannheim (1738) geborene CARL VON GONTARD, aus der Schule BLONDELS hervorgegangen, war bis zum Jahre 1802 in Berlin tätig und mit seinem Landsmann LEGEAY am Schloß Friedrichskron in Potsdam; dem ersten verdanken wir auch die sog. Communs (1765—1769) — dekorative, architektonische Schau-stücke allerersten Rangs, wie sie kaum irgendwo auf der Welt wiedergefunden werden.

Aus der Schule des HARDOUIN MANSART ging auch der in Berlin tätige, 1753 dort verstorbene große KNOBELSDORF hervor.

Seien wir daher nicht undankbar und ungerecht — es bleiben uns immer noch Namen wie GEORG BÄHR, NERING, SCHLÜTER, EOSANDER VON GÖTTE (Riga) und JEAN DE BODT, wenn auch der letztere in Paris (1670) das Licht der Welt erblickte. — Aber nicht nur im Sinne des Formalen haben die Franzosen einen Wandel herbeigeführt, ihr höheres Verdienst ist die Umgestaltung der Wohnverhältnisse und das Herbeiführen der Möglichkeit eines behaglichen Wohnens. Die antike Baukunst hat in dem Wohnhaus der römischen Kaiserzeit, allerdings unter andern klimatischen Verhältnissen, das Beispiel dafür gegeben; anderthalbtausend Jahre später der europäische Westen und der germanische Norden die Nutzenanwendung gezogen! Mittelalterliche Ritterburgen und Renaissancepaläste der vorausgegangenen Zeit mögen großartig gebaut gewesen sein, wie auch manche Stadtwohnungen reicher Patrizier — aber unwohnlich sind sie alle geblieben. Sie dienten nur dem äußeren Glanze, die Grundrisse sind frostig und weisen keinen architektonischen Gedanken in der Einteilung auf. Stube reiht sich an Stube, womit es sein Bewenden hat. An ihre Stelle trat das städtische »Hôtel«, in welchem »das Ineinandergreifen der Räume, der anstandslose Verkehr von Stube zu Stube, die Nebengasse für die Dienerschaft, die Möglichkeit einer bequemen Bewirtschaftung« die Grundbedingung ist — durch geistvoll anmutige Leitung des Haushaltes sollte der segenspendende Mittelpunkt des höhern Lebens der Nation geschaffen werden.

Durch die Änderungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen bildet sich ein den Neuerungen entsprechender Grundplan des Wohnhauses heraus, der in der Jugendperiode Ludwigs des XIV. feste Form gewann, zuerst durch LOUIS LEVAU (1612—1670) in dem Schlosse von Vaux-le-Vicomte. Für weitere Anlagen ward das Hotel de Lyonne zu Paris tonangebend. Im Grundriß wurde die ländliche Schloßanlage, mit entsprechenden Modifikationen, auf die Stadtwohnung übertragen. Durch das Portal einer, nach der Straße gelegenen Abschlußmauer betritt man zunächst einen rechteckigen großen Hof (cour d'honneur) mit anstoßenden Seitengebäuden, die Küchen und Bedientenstuben, sowie die mit einem Nebenhof (cour basse) verbundenen Stallungen enthalten. Die vierte Seite des Hofes wird durch den eigentlichen Wohnbau abgeschlossen, der außerdem die Ehrentreppe, den großen Saal, die Hauskapelle, das Vorzimmer, den Versammlungssaal der Frauen bei festlichen Gelegenheiten, den typischen Bettsaal, Badezimmer, Garderoben, Kammern und Dienstreppen enthalten. Die reichste architektonische Durchbildung erfuhr dabei die einem Garten zugekehrte Front, während die übrigen Fassaden einfach gehalten waren. Die veränderte Art zu leben war es, welche die neue Hausanlage schuf, nur eine solche hat die Kraft sich neugestaltend zu äußern.

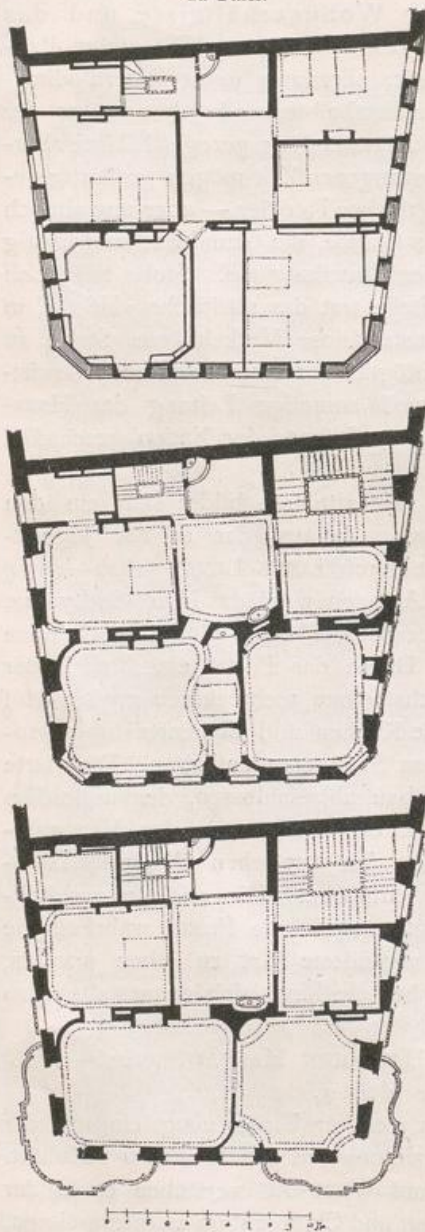
Der Großneffe des FRANÇOIS MANSART, JULES HARDOUIN MANSART (1646—1708) ward gegen das Ende Louis XIV. der tonangebende Meister.

Rokoko. Nach dem Tode des Königs tritt ein weiterer Umschwung ein mit der Regentschaft Philipps von Orleans unter dessen Regierungszeit das Rokoko aufblüht. OPPENORT (1672—1742), ein Schüler MANSARTS und WATTEAU verstehen es in der Dekoration die Menge für Schäferszenen, Affenkomödien und Chinesentum zu interessieren, in welchen man das Walten einer eigenartigen Schönheit anerkannte, die mit den antiken Regeln nichts zu schaffen hatte — Erscheinungen, die sich z. Z. in unsern Kunstbestrebungen in bezug auf Japan wiederholen. Ein Turiner Architekt — AURÉLE MEISSONIER — ist es nun, der mit den Überlieferungen seiner Vorgänger bricht (1693 bis 1750) und seine Kunstweise, als eine neue, bessere, freiere und höher berechnete

hinstellt, die er auf dem Gebiete des Wohnbaues im Hause Bréthous zu Paris zur Ausführung bringt.³⁸⁾

Sein Grundriß zeigt die höchste Vollendung des französischen Wohnhauses, in dessen Hauptgeschoß der Salon und das Gesellschaftszimmer mit anstoßendem Schlafzimmer und Kabinett, das Vorzimmer und die Galatreppe liegen, und in der Mitte das Speisezimmer, das mit der anstoßenden Nebentreppe und dem Klosett auf den kleinen Hof mündet. Die Zimmerwände schwingen zum Teil oder haben im Grundriß ausgerundete Ecken, hinter denen sich intime kleine Nebengelasse verbergen.

Abb. 68. Grundrisse des Hauses Bréthous zu Paris.



Über das Innere spricht sich C. GURLITT (a. a. O. S. 240) in zutreffender Weise wie folgt aus: »Die sonst in Frankreich als ein so wesentliches Erfordernis der Schönheit gerühmte Symmetrie wird mehr und mehr aufgegeben, die Willkürlichkeit der Schmuckweise erscheint als eine grundsätzliche, nur die malerisch plastische Gliederung der Massen behält künstlerische Bedeutung. Die Architektur wird zum Spielzeug in den Händen ihres Bildners, der eine besondere Freude daran hat, in seinen Stichen ganze Aufbauten und Bogenstellungen zu biegen, zu strecken, abzubrechen, kurz seinen krausen Absichten gemäß umzuformen, wie ein weichbildsames Wachs. Dabei beginnt der Naturalismus eine immer größere Rolle zu spielen, Blumen wachsen aus dem Ornament hervor, Blattranken schließen sich um dasselbe, die Deckenmalerei entlehnt die barocken Ideen aus Italien, die Möbel schließen sich an vielgewundener Form den Wandverkleidungen, diese womöglich überbietend, an. Überall eine Übertreibung, ein Vergewaltigen, eine gesuchte Verschnörkelung, überall aber auch eine Meisterschaft, die den Zorn über die Verunstaltung der Form nicht aufkommen läßt.« Neben den beiden Genannten tritt ein Künstler von Qualität, in FRANÇOIS BOUCHER auf, der als anmutiger Maler und Ornamentist (1703—1770) Bedeutung gewinnt. Aber auch dieses glänzende Feuerwerk erlischt und mit ihm das wohl schönste und üppigste in der Einrichtung von Wohngelassen, einschließlich ihres Ameublements, das je der Menschheit auf dem Gebiete »der Raumkunst« geboten wurde.

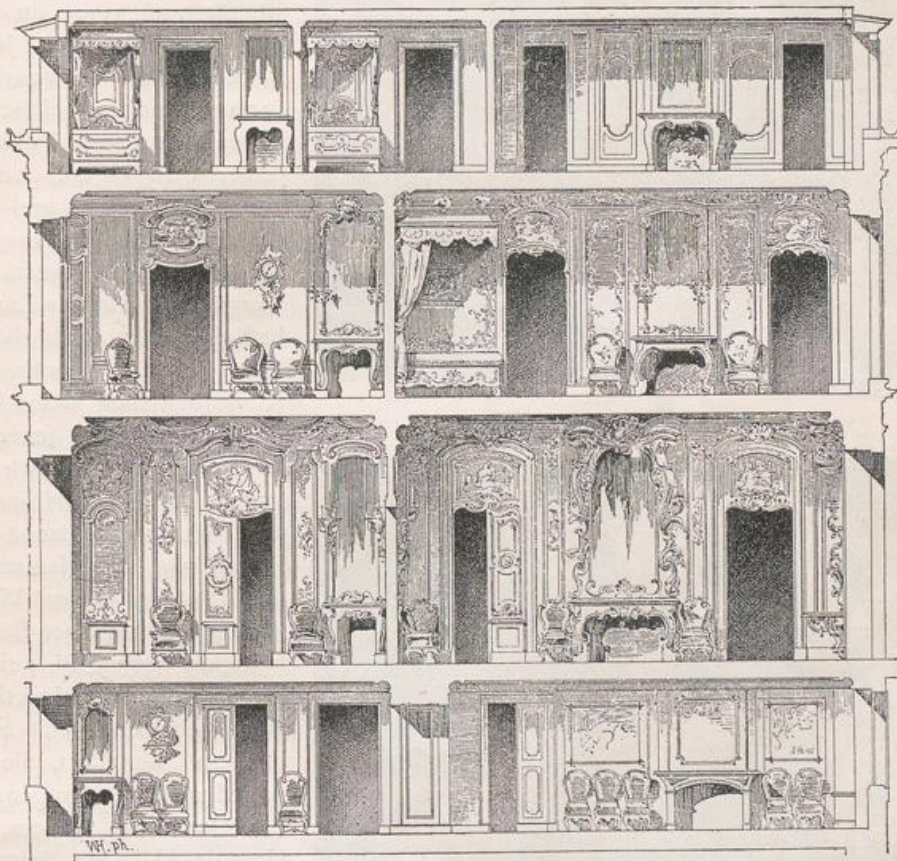
Während der Exzesse des Barockstils erinnerte man sich im XVIII. Jahrhundert in Italien wieder der Meisterwerke eines seiner größten Söhne: ANDREA PALLADIO aus Vicenza, † 1580 — »dessen Gebäude von Neuem als Muster anerkannt, nachgeahmt, ja

³⁸⁾ Vgl. Abb. 68 u. 69, Grundrisse und Schnitte nach C. GURLITT a. a. O. Kap. VI, Das Rokoko.

wiederholt werden«. Auch das Ausland, besonders England, beteiligte sich an dieser Regung und wie VIGNOLA für die Bildung des Details, so wird PALLADIO für die Komposition das Orakel und Vorbild der strengern Architekten seit 1700³⁹⁾ und die Nachfolge PALLADIO'S hat das Bedürfnis nach dem Großen und Monumentalen wach gehalten und damit für jede höhere Entwicklung in der Baukunst einen günstigen Boden vorbereitet.

In Frankreich wurden seitens des Hofes (1737) die akademischen Architekten der Schule MANSART'S unterstützt, deren Stil (Louis XV.) an den palladianischen Formen festhielt, während die »Gesellschaft« der freieren Schule des Lassurance huldigte. Ihr

Abb. 69. Schnitt durch das Haus Bréthous zu Paris.



Zug geht nach wohlichem Luxus und über fein durchdachte Bequemlichkeiten, dessen Ausdrucksweise mit »Régence« bezeichnet zu werden pflegt.

Ihm folgt der Stil Louis XVI., der an der Marquise de Pompadour seine eifrigste Förderin erhielt. Der Anfang desselben fällt mit der Entdeckung von Pompeji zusammen und der Kunde von der Erhaltung der drei Tempel zu Pästum. Hohl und leer erschien den Vertretern des neuen Stils, was die Vorgänger geschaffen, gestützt auf den unerschütterlichen Glauben, daß die Antike jeder anderen Kunstweise unbedingt vorgehe. Wie die Meister die Antike verarbeitet haben, davon legen die Bauten GABRIELS (Garde-Meubles in Paris, Teile des Schlosses und des Theaters zu

³⁹⁾ Vgl. JAC. BURCKHARDT a. a. O. S. 364.

Versailles (1770) mit seiner meisterhaften Innendekoration und das von RICHARD MIQUE vollendete kleine Trianon) Zeugnis ab. Das Innere, besonders aber die Kunstbauten des Schloßparkes von Versailles, wie z. B. der Temple de l'amour, unter der Königin Marie Antoinette entstanden, erinnern zwar an den englischen Klassizismus, sind aber wärmer und von wunderbarer Lieblichkeit und Keuschheit der Formen bei fein abgewogenen Verhältnissen. Sie gehören mit zum Schönsten, was auf antiker Grundlage von

Abb. 70. Hameau von Versailles: Haus des Müllers.

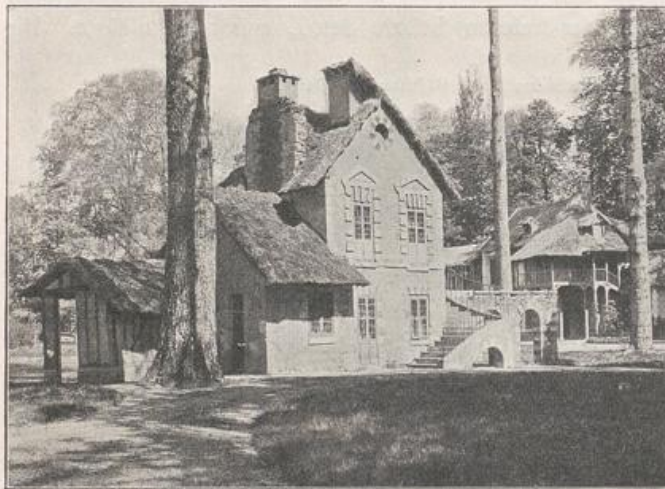


Abb. 71. Hameau von Versailles: Kapelle.



Inmitten der Prachtexemplare von Bäumen und grünem Buschwerk, auf blumigem Rasen, am stillen Gewässer, in vornehmer Abgeschiedenheit, bieten sie ein köstliches Stück ländlicher, malerischer Architekturen (vgl. Abb. 70 u. 71).

Der französische Klassizismus schließt nach der großen Revolution mit dem Empire, nach G. SEMPER der antike Formalismus der Kaiserzeit, der abscheulichste aller Geschmäcke.⁴¹⁾

⁴⁰⁾ Vgl. C. GURLITT a. a. O. S. 309.

⁴¹⁾ Der Stil. Bd. II. München 1863. S. 347.

Spätergeborenen geschaffen worden ist. An GABRIEL schließt sich als hochbedeutender Lehrer, der dritte seines Namens, JAQUES FRANÇOIS BLONDEL († 1774) an. Mit ihm verkündet der Jesuite LAUGIER die Lehre vom Einfachen und Zwecklichen; jedes blendende Beiwerk, jeder unnötige Schmuck sei verwerflich, und zieht der Architektur in bezug auf Schönheit enge Grenzen. Den Vorgängern wirft er Launenhaftigkeit vor, auch daß sie ohne tiefere Erkenntnis ihre Kunst betrieben hätten.⁴⁰⁾

Einer Spielerei jener Zeit im Wohnbau müssen wir noch gedenken: der sog. Hameaux im Park von Trianon und Chantilly. Der Hameau — ein Dörfchen oder Weiler, aus etwa zehn kleinen Bauernhäuschen bestehend, am Ufer eines Sees, aus Fachwerk und Bruchsteinmauern mit Strohdächern ausgeführt, die verschiedene Namen trugen, wie: das Haus des Müllers, das Haus des Hofherrn (Seigneur), das Boudoir, die Kapelle usw. dienten den Damen des Hofes, die sich als Bäuerinnen verkleideten, zu Spiel und Tand.

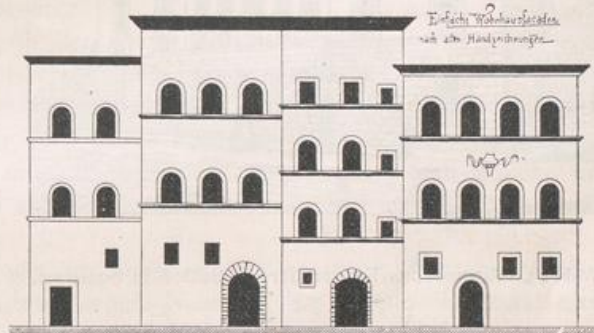
Der Wohnbau der französischen Renaissance behält großenteils die malerischen Elemente des mittelalterlichen Hauses bei, wie z. B. das hohe Dach, die Steingaupen, die Wendeltreppen, den Erker und die hohen, architektonisch ausgezierten Kamine. An Stelle der oben rechteckig abgegrenzten Fenster, treten Stürze mit ausgerundeten Ecken (Rouen) und der Korbboegen; auch das Zusammenziehen der Fenster der Höhe nach in den übereinander folgenden Stockwerken, die stärkere Betonung der Vertikalen, ist als Charakteristikum zu bezeichnen. Als neue Gabe kommt eine nachher in Deutschland sehr beliebte Dachform, das gebrochene oder Mansarddach hinzu und neben dem hohen Kegel- und Zeldach das steile Kuppeldach über viereckigem Raume, sowie die große Ordnung in einfacher, gekuppelter oder rhythmischer Fassung unter Beibehaltung des klassischen oder des Giebels in flacher Bogenform. Das bürgerliche Wohnhaus dieser Phase der Renaissancekunst bewegt sich in einem bescheidenen Milieu, wie im italienischen Mutterland, das meist in dem Satze gipfelt, den ARIOST an seinem Wohnhause in Ferrara anbringen ließ: »Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, Sed non sordida, parta meo sed tamen aere domus«⁴²⁾.

Beispiele von reizenden Ausnahmen sind in beiden Ländern — in Italien und Frankreich — nicht ausgeschlossen, wie das Wohnhaus des PALLADIO zu Vicenza und eine größere Anzahl anderer Privatbauten in Padua, Bologna, Rom, Florenz usw. bestätigen. Auch hier richtet sich die Straßenarchitektur nach den vorhandenen Baubaumitteln: Putzfassaden mit und ohne schmückende Malerei, Backstein- und Quaderflächen, Gliederung durch Gurten, Kleinpilaster usw.

Das antike flache Ziegeldach mit Schornsteinen als notwendiges Übel, mit Attika über dem steinernen oder hölzernen Hauptgesimse, Arkaden, Balkone oder Loggien, höchst selten Erker und Ausschluß hoher Giebel, regelmäßige Fenstereinteilungen, Fensterbankgurten als Horizontalteilung der Fassaden, gerade und rundbogig überspannte Fenster gelten für Italien als Norm. Abb. 72 gibt nach einer alten Handzeichnung das Straßenbild solch einfacher Häuserfronten⁴³⁾.

Die englische Renaissance bleibt wie die deutsche, äußerlich; sie setzt dem mittelalterlichen Wohnbau nur neues Detail auf, meist mit Glück und Geschick⁴⁴⁾.

Abb. 72. Italienisches Straßenbild.



⁴²⁾ »Klein zwar, doch mir bequem, doch niemand zinsbar und auch nicht schmutzig, mein eigener Besitz, bleibt es doch immer mein Haus.«

⁴³⁾ Weiteres über Villen und Wohnhäuser ist in der Baukunst der Renaissance in Italien (Stuttgart 1903), Kap. XII und XIII, S. 195 u. 224 von JOS. DURM nachzusehen, anderes in dem Trattato del Governo della Famiglia von L. B. ALBERTI, wie auch in dem Traktat des Filarete über die Baukunst. Der letztere unterscheidet das Haus des Handwerkers, des Kaufmanns, Häuser mit Läden, Wohn- und Miethäuser und ganz einfache Häuser. Bei den Ladenhäusern zeigen die Schaufenster oder Auslagen eine lichte Breite bis zu 4 m. Schöne Dreifensterhäuser sind in Florenz, anregende Beispiele in der Altstadt von Bergamo mit reizenden Binnenhöfchen, zu finden. Der Grundriß ist gemeinhin auf die Grundlage des antiken Wohnhauses gestimmt mit Binnenhof und Gärtchen, je nach der Größe auch von Hallen umgeben und durchweg mit einem architektonisch ausgestalteten Treppenhaus mit geraden Läufen und Podesten versehen.

⁴⁴⁾ Vgl. NASH, The Mansion of England.

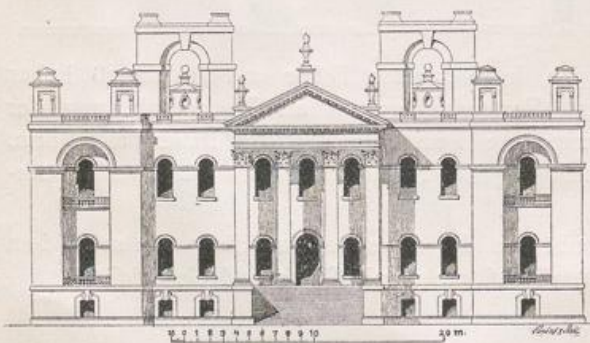
JNIGO JONES (1572—1651), an den Werken PALLADIOS gebildet, wird der Begründer der Hochrenaissance in England, dessen Weise durch die Gunst des Hofes getragen wurde. Seine am vollkommensten der palladianischen Kunst nachgefühlte Schöpfung dürfte die nicht mehr vorhandene königliche Villa im Park zu Greenwich sein (vgl. Abb. 73), dann eine Villa zu Chiswick, der Villa Rotonda des Palladio bei Vicenza ähnlich. Seine Innenkunst ist der Hauptsache nach eine architektonische, dem Klassizismus entsprechende.

Ihm folgen an Größe der Anschauung WREN (1632—1723) und VANBROUGH (1666 bis 1726). Der erstere sah wenig von der Welt, seine Kunstreisen gingen nicht über Paris hinaus, er lernte die Baukunst nur aus Büchern und dennoch schuf er eines der

Abb. 73. Villa der Königin zu Greenwich.



Abb. 74. VANBROUGHS Entwurf für ein Schloß in Somerset.



Der spätere Barocco und das Rokoko fanden im klassizistischen England wenig Gnade, so wenig als die niederländische und deutsche Renaissance, oder doch nur in allereinfachster Form wie einige Steingiebelhäuser in Birmingham (1618—1635) oder zu Bramshill (1605) und Cambridge u. a. a. O. beweisen.⁴⁵⁾

Italien war es, das um die Mitte des XVIII. und zu Anfang des XIX. Jahrhunderts Versuche zur Erneuerung des echten Klassizismus machte, da dort das Detail des Barocco so ausgelebt war, daß ihm der erste Anstoß sein Ende bereiten mußte. Es entstehen

gewaltigsten Bauwerke der Welt — die St. Paulskirche zu London (1675 bis 1710) — und zugleich mit diesem das neue London nach dem großen Brande von 1666. Ähnliches kann ein anderes Riesenwerk der Baukunst — die Louvrefassade zu Paris — von sich erzählen: ihr Urheber war nicht etwa ein geschulter Architekt, sondern der gelehrte Arzt CLAUDE PERRAULT (1613—1688). »De mauvais médecin devient bon architecte«, lautete die Schlußstrophe eines Spottgedichtes über ihn. Schon CICERO stellte Ärzte und Architekten auf die gleiche Stufe, die französische Renaissance bekräftigt diesen Satz. Der große Florentiner, der der Christenheit den mächtigsten Kirchenbau hinterließ, war in erster Linie Bildhauer und Maler!

VANBROUGH bleibt, wie WREN ebenfalls Klassizist, wie sein größtes Werk, Blenheim Castle in Oxford beweist und sein Entwurf für ein Schloß in Somerset (vgl. Abb. 74) dartut, dabei verachtete er aber alles Detail. »Die Einfachheit wurde bei ihm zur Derbheit, die Erhabenheit zur Roheit«.

⁴⁵⁾ Vgl. Abbildungen englischer Architekturen in dem Lichtdruckwerke von C. UHDE. Berlin, bei WASMUTH.

durch SIMONETTI und RAFAEL STERN die vatikanischen Museumsbauten, die für die Folgezeit vorbildlich bleiben sollten.

In Norddeutschland nahmen zuerst SCHINKEL die antik griechische, in Süddeutschland WEINBRENNER die römische Bauweise auf, am Rhein schwärmte man für mittelalterliche Kunst und wollte nur diese als die allein selig machende gelten lassen, die Franzosen sahen in ihr den nationalen Baustil (Schule VIOLLET-LE-DUC) und suchten ein Geschäft damit zu machen, Italien hatte am Alten genug und in England liefen Gotik und Klassizismus nebeneinander her in voller Verträglichkeit (Parlamentshäuser von Berry). In Deutschland wurden, um alles durchprobiert zu haben, auch der maurischen Baukunst Rosen gestreut (Wilhelma bei Cannstadt), ebenso der mitteldeutschen und nordischen Gotik; in München und dessen Umgegend ließ man die Zeit des Perikles wieder aufleben, das Gleiche geschah durch HANSEN in Wien (Parlamentsgebäude), wo gleichzeitig der Gotiker SCHMIDT (Rathaus) und der Renaissancekünstler FERSTEL (Universität) tätig nebeneinander wirkten, sine ira et studio, sich brüderlich in die Aufgaben teilten, während VAN DER NÜLL und SICCARDBURG ihre eigenen Wege gingen, bis der hohe Geist GOTTFRIED SEMPERS das Banner der italienischen Renaissance entfaltete und in seinem Buche — der Stil — eine praktische Ästhetik, zugleich ein Universalwerk schuf, das seines Gleichen sucht und ein Evangelium bleiben wird für alle Zeiten. Kunstgelehrte Männer weckten und pflegten die Erkenntnis für monumentale Kunst: KUGLER, SCHNAASE, LÜBKE und vor allen JACOB BURCKHARDT.

Inzwischen wurden auch Proben in der altchristlichen Baukunst gemacht (HÜBSCH) und dann die deutsche Renaissance hochgehoben und das hohe Lied von der Butzenscheibenlyrik vorgetragen, besonders von München aus. »An der Väter Werke« sollten wir erkennen, was uns nottut. Aber auch dieses Feuer der Begeisterung erlöschte und wir fielen naturgemäß nacheinander mit kurzen Fristen dem Barocco, dem Rokoko und dem Klassizismus in die Hände, um schließlich in der Umarmung des Biedermeierstils aufzugehen.

In nicht ganz 100 Jahren haben wir, im sonst so konservativen deutschen Reiche, das Pensum von 6 Jahrtausenden in allen seinen Nuancen, das ägypto-assyrische nicht ausgenommen, aufgesagt. Andere Kulturstaaten auf unserer Erdkugel waren vorsichtiger. Doch wer ist bei uns anstelle der SCHINKEL, SEMPER, KLENZE, HANSEN, SCHMIDT usw. getreten? Wo ist der Ersatz für diese heimgegangenen Größen im Reiche der Geister, die man heute ignorieren und verspotten zu dürfen glaubt?

Ich will nicht so hart sein wie JEAN PAUL in seinem Titan (Bd. IV, 27. Jobelperiode), aber an das dort Gesagte darf doch hier erinnert werden: »Wie könnten auch Neuere etwas bauen, außer einige Berninische Türmchen? Dafür sagte der verletzte Landbaumeister DIAN, der den Kunstrat verachtete, weil dieser niemals eine gute Figur machte, als in der ästhetischen Richterstube als Richter, wie in dem Ausstellungssaal als Maler, sind wir Neuern ohne Widerrede in der Kritik stärker, wenn wir auch in der Praxis samt und sonders Lumpe sind.«

Journalisten und Kritiker von Beruf machen die Sache nicht besser, sie schaffen keine Kunst, sie verderben meist Künstler und Publikum!

Sollen wir uns zur Lehre des Jesuitenpaters LAUGIER bekennen, der da will, daß anstelle der Phantasie das Einfache, das Zweckliche zu treten habe, da jedes blendende Beiwerk, jeder unnütze Schmuck verwerflich sei? Darauf hat OBRIST in München die zitierte gute Antwort gegeben, die auch in vergangenen Zeiten schon bei gleichem Stand der Dinge in gleicher Weise durch die Tatsachen bereits gegeben wurde.

Man verlangt neue Weisen zum alten Lied, von dem man eben nicht lassen kann und vergißt dabei, daß sich dies nicht schickt. —

Geräusch ist noch lange keine Musik!

Man wolle nicht vergessen, daß LAUGIER einem Vorgange, der naturgemäß nach dem Entwicklungsgesetze der architektonischen Formbildungen kommen mußte, Ausdruck verliehen hat.

Zuerst überwuchern die Schmuckformen, dann folgt Klärung und Gleichgewicht zwischen konstruktivem Ausdruck und Dekoration, hierauf das Aufgeben strenger Gesetzmäßigkeit, Vordrängen des Individuellen und schließlich wilde Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit; dann, wenn etwas Gesundes am Stile war: Reue und Buße, Rückkehr zum Einfachen oder Abspringen zu vermeintlich Neuem oder Fremdem, das dann das gleiche Schicksal erlebt.

Beim griechisch-dorischen Stil gingen die mit skulptierten Ornamenten besetzten Echinuskapitelle von Pästum, den einfachen des Parthenon voran, wie auch der mit Bildwerken geschmückte Architrav von Assos dem glatten der Blütezeit; die mit Zierformen überladenen Gliederungen der Augusteischen Zeit mußten in der Folge den einfachen Bildungen weichen; der Hochrenaissance mit ihren maßvollen Dekorationen ging die Frührenaissance, welche die Werke der römisch-augusteischen Epoche noch übertrumpfte in der Fülle von begleitendem Zierat, voran und so mußte naturgemäß dem Schnörkelwerk des BERNINI und BORROMINI die Predigt LAUGIERS folgen. Diese Vorgänge haben sich seit Jahrtausenden in allen Stilen wiederholt und der Gang dieser Dinge wird auch fernerhin der gleiche bleiben.

Die Ehre bei Lebzeiten wird dabei dem Schnörkelmacher zuteil, während die Anerkennung den voraufgegangenen Bessern oft versagt bleibt (BERNINI gegen seine Vorfahren!). Das ist der Lauf der Welt! Das Studium der Alten wird dem heranwachsenden Geschlecht nicht erspart bleiben können, sonst kann einer der Hauptforderungen der derzeitigen Kunstjournalistik nicht entsprochen werden, die Architekturen aus verklungenen Zeiten sachgemäß zu erhalten oder sie, strenge genommen für niemanden oder im hehrsten Falle zur Aufnahme von Urväter Hausrat einzurichten. Das sind die praktischen Gründe, wo das Verständnis für höhere fehlt. Die Bestimmung der meisten europäischen Staaten, wonach ihre Kunstbeamten oder Beamtenkünstler, die nach dem Ausspruch jetztzeitiger Kunstliteraten nur auf Reißchiene und Winkel erzogen werden, in der antiken — mittelalterlichen — und Renaissancekunst unterrichtet und geprüft werden sollen, dürfte daher wohl noch solange gebilligt werden müssen, bis die erwarteten Umwälzungen auf sozialem oder religiösem Gebiete sich vollzogen haben.

Wir wollen — d. h. das Publikum will aber jetzt schon Neues haben — daher: Quid nunc?

Soll es einer Bruderschaft, die sich meinetwegen die »moderne« nennen mag, gelingen alles zu perhorreszieren, was die auf historischer Grundlage weiter Arbeitenden zutage fördern, und dafür ihre eigene Ware als die allein taugliche ausbieten oder soll in allen Stilen weiter probiert werden?

Eine Akademie könnte z. B. vorschreiben woraus das Neue bestehen solle, oder eine Kommission könnte an Beispielen das Volk und die Künstler belehren, was zulässig ist, was nicht.

Wir leben im Zeitalter der Konkurrenzen und Kommissionen auch auf künstlerischem Gebiete. Auftraggeber, von diesen ernannte Kritiker und von letztern ausgezeichnete Konkurrenten sehen sich meist verzweifelt ähnlich. Jeder Wettbewerb trägt die Signatur gewisser Kreise und gibt nur ein Bild von dem Geiste den sie begreifen.

Manches Gute ist aber dabei doch herausgekommen, sogar manches hervorragende, aber man sollte das Konkurrenzwesen nicht auch auf kleinere Werte ausdehnen. Es schädigt das Ansehen der Architekten und was kann man zurzeit nicht alles an Zahl und Qualität für wenig Geld haben? Oft auch für vieles, kaum etwas brauchbares!

In England hat man vor so und soviel Jahren, um den Geschmack zu verbessern und das Stilgefühl in kunstgewerblichen Dingen zu heben, die *Chambres of horror* eingerichtet, um dort alles auf den Index zu setzen, was verwerflich schien. Man ging bei der Fehlbarkeit der menschlichen Natur wieder davon ab. Außerdem hat auch diese Einrichtung viel böses Blut gemacht.

Einige deutsche Zeitgenossen, ohne staatliche Autorisation, nur gestützt auf ihre eigene Unfehlbarkeit und ihren angeborenen oder anerzogenen sogenannten guten Geschmack, haben es unternommen durch Abbildungen von Werken der monumentalen Kunst, die sie einander gegenüberstellen, die einen für gut und nachahmenswert, die andern für schlecht erklärend, auf das Publikum lebhaft einzuwirken, um dies vor Kunstirrungen zu bewahren. Ein Teil betrachts, der andere verlachts, was machts?

Wanderprediger mit Projektionsapparaten verkürzen die langen Winterabende, um das Stilgefühl der Menge zu beleben und zu klären. Frankreich und Italien arbeiten nach ihren großen Mustern weiter, wohl wissend, daß Neues in der Kunst auf dem breiten Wege der Agitation nicht geschaffen werden kann. Wir müssen andere Pfade suchen.

Zur Beherzigung wolle das Folgende erwogen werden: Wie gut wäre es z. B. für viele, die das Geschick als Auftraggeber an die Spitze gestellt hat, wollten sie die Vorrede (Prolegomena) des *SEMPER*schen Stiles öfters durchlesen, sich deren Inhalt zu eigen machen und danach ihre Handlungen einrichten. Sie ist zwar Kaviar für die Menge, aber den Hinweis möchte ich nicht unterlassen. Für die Fachgenossen hebe ich an dieser Stelle den Satz hervor »daß es trostlos und unfruchtbar wäre, sich der Anschauung hinzugeben, als befänden wir uns auf einer Stufe allgemeinen Verfalls, weil sie dem Künstler, der ihr huldigt, jeglichen Halt bei seinem Streben versagt; denn eine zusammenstürzende Kunstwelt zu stützen, dazu sind eines Atlas Kräfte zu schwach — sich darauf beschränken, das Morsche niederreißen zu helfen, ist nicht dessen Sache, der sich am Bauen erfreut.« Wer sich mit dem Glauben an eine nur zeitweilige Verwirrung auf dem Gebiete der Kunst abfinden kann, halte vor allem die Anmaßung von sich fern, der Stifter und Heiland einer Zukunftskunst sein zu wollen. —

Fachunterricht. In der Zeit künstlerischer Bildung ist die Volkserziehung idealistisch, jetzt ist sie von Grund aus realistisch, die exakten Wissenschaften haben die Leitung derselben übernommen. Der Unterricht geht für den Künstler von heute planmäßig nicht mehr auf die Bildung des Menschen als solchen, sondern auf das unmittelbare Erzielen von Fachmenschen, schon beim frühen Schulunterricht. Damit wird der Sinn und der rein menschliche Trieb des sich selbst Zweck seienden Schaffens und die dem Künstler, sowie dem Kunstempfänglichen unentbehrliche Gabe unmittelbaren, anschauenden Denkens ertötet.

Das offenbarte *SEMPER* vor etwa einem halben Jahrhundert. Er verlangt eine gesunde humanistische Bildung und lehnt eine Erziehung nach dem Fachrezept ab. Sie schützt wohl auch am besten oder einzig und allein den Stand vor schlechter Behandlung durch andere, die als Auftraggeber, Besteller oder Kritiker sich Hoheitsrechte über die Künstler anmaßen, die ihnen bei gleicher Bildungsstufe erspart blieben. Sie niederzuhalten, liegt allerdings vielen in anderer Lebensstellung bequemer.

SEMPER findet für das gegenseitige Verhältnis zwischen Besteller und Künstler sehr drastische Worte auf Seite XII der ersten Ausgabe seines Stils. Sie können dort nachgelesen werden.

Auch die Anschauungen *LEON BATTISTA ALBERTIS* zur Sache, wären zu beherzigen.

Was wir sollen, und nicht sollen. *SCHOPENHAUER* und der Russe *ZIELINSKI* erblicken beide in der Antike den Ausgangspunkt und den Halt für alles baukünstlerische Schaffen.

SEMPER glaubt, das Gotische sei in sich fertig, für die italienische Renaissance fürchtet er, daß für die Erhaltung jener Baukunst der Wiedergeburt die, zugleich mit der Malerei und der Bildhauerei des Cinquecento und in gleichem Grade unübertroffen dasteht, die Gefahr vorliege, daß sie nur durch wahrhaft künstlerische Hand ausführbar sei, aber durch Puscherei, die heutzutage verlangt wird, sofort in trivialste Formengemeinheit ausarte. Diese Furcht hat sich inzwischen als begründet erwiesen.

Die schlimmste Erscheinung bleibt aber die Massenproduktion von Bautechnikern und die Ausübung unserer Kunst durch Mitläufer und Unberufene, sowie deren Herabsinken zum Spekulationsartikel.

Doch die wenigsten Wohnbauten bewahren kaum während der Dauer eines Menschenalters ihr ursprüngliches Aussehen; sie wechseln den Besitzer oder werden andern Zwecken dienstbar gemacht.

Weiter: was ist aus den Bauten der Meister des vergangenen Jahrhunderts in der Zeit gemacht worden, was von den Millionenstädten der Vergangenheit übrig geblieben, was von den Kaiserpalästen, den Basiliken und Thermen der ewigen Roma, was von London vor 1666? Welcher Bau eines frühern Geschlechtes blieb unangetastet von einem spätern, besonders wenn es ein sog. Kultur tragendes war?

Zu was eigentlich die Tränen, nach der Erkenntnis, daß auch die monumentalsten Gebilde des Menschengeschlechtes »eitel« sind?

Der Mensch verdirbt die Natur, was er geschaffen, verderben höhere Gewalten oder das eigene Geschlecht richtet es zu Grunde. »Und mit dem Augenblick, wo man erkannte, daß man Kunst als Selbstzweck machte, war der Verfall eingetreten; in der Antike nicht minder als in der Moderne. Das letzte und verderbteste Prinzip geht über »Kunst als Kunst« noch hinaus. Es heißt »Kunst für Künstler« — so: ERNST REINHARDT im Jahre 1907.

Das Spezialistentum. Die Künstler der Renaissance waren universelle Naturen: Maler, Bildhauer und Architekten zugleich; wir sind Spezialisten geworden auf kleinen Gebieten, wie die uns gleichstehenden Ärzte und Naturforscher der Neuzeit. SEMPER zählt Materialisten, Historiker, Puristen und Zukünftler, wir haben die Zweiseligen, die Neuen, die Naiven, die Aszetiker hinzugefügt, womit es aber noch lange nicht sein Bewenden hat. Unterdessen haben sich für jeden Stil, vom babylonisch-ninivischen bis zum Empire und Biedermeier, Spezialisten herausgebildet, wozu noch die Denkmalpfleger und Denkmäler-Restauratoren hinzugesetzt sind, dann die Verfertiger von Städtebildern, die Gartenkünstler, die Kirchhofarchitekten und Grabmalkünstler, die Raumkünstler und Schiffsarchitekten für innere Einrichtung, die Möbeldekorateure und Tapezierer und der ganze Anhang von Kunstgewerblern.

Zugewonnenes. Die Materialisten haben dazu gewonnen; Eisen und Glas, der Eisenbeton haben sich ihnen dienstbar gemacht, dazu noch die Gipsdielen und unzählige Surrogate. An Stelle der ermüdenden Treppen sind die Aufzüge (Lift) getreten und aus dem seitherigen Vorplatz oder Vestibul ist, auch in Süddeutschland, die »Diele« geworden. Gaben, die für die Neugestaltung einer Architektur nicht zu verachten sind, so einer etwas daraus zu machen versteht.

Eine Lehre haben wir zum Voraus aus der Geschichte gezogen: Alles ist vergänglich und nichts auf Zeit und Ewigkeit gestimmt. Was nur eine kurze Lebensdauer, besonders aber in der Baukunst hat, sollte nicht zu kostbar ausgestaltet und nicht mit einem Pompe ausgeziert werden, den es nicht verdient. Dazu rechne ich den gewöhnlichen Nutzbau, den Miethausbau und alle Bauten, die im Zeichen des Verkehrs stehen. Das alles ist realistisch, doch aller Ideale bar sind wir moderne Menschen doch nicht geblieben.

Ideale Errungenschaften. Kurz vor der großen französischen Revolution waren es, wie gesagt, die Entdeckung von Pompeji und der drei Tempel von Pästum, dann die Aufnahmen der perikleischen Bauten in Athen und dessen Umgegend, durch die Engländer STUART und REVETT, welche die Gemüter bewegten und ihren Einfluß auf die Neugestaltung der Architektur ausübten. Nach dem großen Kriege von 1870—71 begeisterte man sich in Deutschland für Olympia und setzte mit den Ergebnissen der Grabungen die Welt in Staunen; wir gingen nach Pergamon, um die Wunderwerke von Skulpturen der hellenistischen Zeit zu Tage zu fördern, es folgten die Aufnahmen von Priene und Magnesia a. M., und jetzt sind die von Milet (Didymäon) im Gange. Die Franzosen, eifersüchtig auf unsere Errungenschaften, nahmen Delphi und Delos für sich in Anspruch, die Amerikaner Assos und Korinth, die Griechen Epidauros und Phigaleia, zugleich die Bauten auf der Akropolis von Athen vor weiterem Verfall schützend. Italiener und Engländer sind auf Kreta tätig, alle getragen von Begeisterung für antikes Wesen und griechische Kunst. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß diese grandiose Bewegung auch ihre Reflexe auf die lebende Kunst ausüben würde, doch wenig ist bis jetzt davon zu bemerken.

Beobachtungen fühlender Herzen, »daß unsere Architektur daran leide, daß sie die bedeutenden Kontraste nicht mehr begreife: Große Flächen, mäßige Öffnungen, schwere Massen, leichte Ornamente, kühnes Vorspringen, ruhiges Zurücklehnen, daß das architektonische Ornament subtil sein müsse, was nur der alte Architekt verstanden habe, weil er nicht am Reißbrett baute (sic), wo das Detail des kleinen Maßstabes wegen und um der Deutlichkeit willen abscheulich übertrieben werden müsse« und dergleichen Geistesblitze seien nur als Zeichen der Zeit angeführt.

Unter dem Eindrücke ähnlicher Expektionen muß um 1514 der Bologneser Architekt ARIGUZZI zu seinem Ausspruch gelangt sein: »Leute jeder Art, Priester, Mönche, Handwerker, Bauherren, Schulmeister, Weibel, Geschirmmacher, Spindelmacher, Facchini und selbst Wasserträger tun sich als Baukünstler — (oder besser gesagt als gute Ratgeber) auf und sagen ihre Meinung.⁴⁶⁾

Hausarten. Was tut nun unserm Wohnbau not? Allgemeine Vorschläge zum Bessern, die über den Rahmen der Redensarten hinausgehen, sind nicht so ohne weiteres zu machen. Die Mietkaserne in einer Großstadt stellt ein anderes Programm, wie das Wohnhaus der Kleinstadt oder auf dem platten Lande; das Wohnhaus mit Verkaufsläden wieder ein anderes, das Drei- und Mehrfamilienhaus wieder ein anderes als das Einfamilienhaus; das für die bessern Stände wird wieder andere Bedingungen zu erfüllen haben als das für weniger Bemittelte, die städtische Villa verlangt eine andere Auffassung als die ländliche, das eingebaute Haus setzt andere Bedingungen voraus als das freistehende, das Arbeiterhaus wird anders zu gestalten sein, als das Bauernhaus. Klimatischen und örtlichen Verhältnissen, sowie der Art des Baumaterials wird Rechnung getragen werden müssen. Die Ausdrucksweise für die Wohnbauten kann und wird nicht überall die gleiche sein können. Wie sich das oberdeutsche vom niederdeutschen Haus in seinen Uranfängen schon unterscheidet, so wird dieser Unterschied sich auch heute noch, wenn auch unter etwas veränderten Verhältnissen, vollziehen.

Wer die Pflege der sog. »bodenständigen« Architektur verlangt, lerne zuerst unterscheiden, wie solche in den verschiedenen Landesteilen des deutschen Reiches aussieht und vergesse dabei nicht, daß ihr Aussehen im Verlaufe der Zeit sich jeweils nach dem herrschenden Baustile geändert und sich diesem anbequemt hat, und daß das oberdeutsche Bauernhaus nicht in die niedersächsische Ebene paßt oder umgekehrt, obgleich beide

⁴⁶⁾ Vgl. DURM, Baukunst der Renaissance in Italien, S. 10.

Esselborn, Hochbau. II. Bd.

an »Bodenständigkeit« nichts zu wünschen übrig lassen. Dem Berliner Großstädter sind andere Bedingungen des Wohnens vorgezeichnet als dem süddeutschen Kleinstädter. Eine Kritik und Vorschläge zu Änderungen haben damit zu rechnen.

Eine »Gartenstadt« nach englischem Muster, »wo der von der Erwerbslast zermürbte Großstadtmensch durch die zeitweilige Rückkehr zur Scholle lebensauglich gemacht werden soll« (sic), wird ihr eigenes Gepräge haben müssen, nur möchten wir einer solchen bei uns die Ödigkeit und architektonische Gedankenarmut der englischen, gerühmten Vorbilder nicht wünschen. Man fahre einmal mit dem Dampfer die Strecke von London bis Hammersmith ab und betrachte von dort das Gebotene, also nicht im »Builder«, sondern in natura, um sein blaues Wunder von diesen uns empfohlenen Anlagen zu erleben.

»Des Körpers Form, sei seines Wesens Spiegel« — mit dieser kleinen Abwandlung der ersten Zeile eines Zitates in CARL BÖTTICHERS Tektonik ist das Wesentliche von dem, was wir brauchen, schon gegeben, und wenn wir dies beherzigen, werden wir bei unsern Bauten keine nennenswerten Dummheiten machen.

Einen oft recht deplazierten, überreichen Figuren- und Ornamentenschmuck ist man jetzt schon bestrebt, auf das richtige Maß zu beschränken. Karyatiden, antike Figuren, Kartuschenwerke, große Palastmotive an Metzger- und Bäckerläden sind aufgegeben; man lernt dafür eine sachgemäße, größere Einfachheit schätzen, die aber nicht in Armseligkeit auswachsen darf. Wo Geld und gesunder Sinn für etwas besseres fehlen und man will doch ein wenig dekorieren, dann klebe man wenigstens in eine Putzfassade nicht 6—8 vereinsamte Bossenquader oder einen assyrischen Löwenkopf oder abgängig gewordene Ofenkacheln und Bodenfließen u. dgl. ein. Um seine Erfindung kenntlich zu machen, wähle man keine ungewöhnlichen, apparten oder abstrusen Formen. Man kann damit wohl die ergötzlichsten oder vielmehr die betrübendsten Erfahrungen machen.

Man vergesse auch WALTHER GENSELS Worte nicht: »daß man da von einem neuen Stile nicht reden könne, der sich überall nur in der Verneinung jedes Stiles und in vollkommenster Launenhaftigkeit äußert. Stile entstehen aus Konstruktionsprinzipien und konsequenter Ausbildung gleichwertiger Schmuckformen. Die Bevorzugung des Malerischen hat bei näherem Zusehen vielfach ein schlimmes Gegenstück in der Verwilderung des Architektonischen«.

Wenn der Satz aufgestellt wurde, daß das Dach den Charakter eines Baues bestimme, so mag dieser wohl gelten; man setze aber auf ein modernes städtisches Wohnhaus nicht ein spätmittelalterliches Scheunendach, das weder Zweck noch Sinn hat, höchstens einer Stilmarotte zuliebe verständnislos aufgestülpt zu werden pflegt. Man erdrücke nicht das Künstlerische des Massivbaues durch die unmonumental sein sollende, schützende Kappe. Was überflüssig ist an Aufbauten, unterdrücke man und verziere nicht die Dachflächen mit allerhand zweifelhaften Aufsätzen, unpassenden Türmchen u. dgl., die nicht aus dem Bedürfnis hervorgehen und nur auf dem »Reißbrett« malerisch wirken.

Man Sorge für gut gegliederte Massen und bei Freibauten für eine wirkungsvolle Silhouette nicht der Dächer, sondern des Bauwerkes im Ganzen, gestimmt auf die allernächste natürliche Umgebung, nicht auf das eine oder andere Nachbargebäude. Wie fürchterliche Zerstörungen man im Fehlgehen in dieser Beziehung anstellen kann, dafür haben wir in Nord- und Süddeutschland die traurigsten Beispiele. Die Vorliebe neuerzeitiger Baumeister für monströse Dachungeheuer, die dem Publikum zugemutet werden, sprechen sich in ebenso aufdringlicher als unangenehmer und bedenklicher Weise in den Veröffentlichungen der »deutschen Konkurrenzen« aus.

Sonst mag man auch nach den strengen Vorschriften LAUGIERS verfahren, man wird keinen Fehler begehen; was er gibt sind Angriffe auf Verstöße gegen den gesunden Menschenverstand, die er in seiner Art verbessert wissen will.

Das Material in seiner Natürlichkeit lasse man als solches wirken und streiche nicht gesunde rote Sandsteine als schwarzgrünen Granit an oder entwickle auf den Fassaden eine Buntscheckigkeit in der Farbgebung, die einer Bauernbettlade von ehemals alle Ehre machen würde.

Flächen- und Raumentfaltung miteinander in Zusammenklang zu bringen, richtige Wechselwirkung zwischen Durchbrechungen und Massen herzustellen sind die schwierigsten Aufgaben beim Baue. Einmal muß sich die Kunst vom Bedürfnis meistern lassen, das andere Mal muß sie mit den gegebenen Mitteln rechnen. Aufwendungen zu machen, die nicht im Verhältnis zur Bedeutung des Baues stehen, sind als Mißgriffe zu bezeichnen. Verspricht das Äußere mehr, als das Innere hält, dann lügen wir uns selbst und anderen etwas vor.

Grundriß, Inneres und Fassaden müssen einheitlich und gleichwertig zusammengehen und dem Zweck des Baues entsprechen; sie geben zusammen die Einheit, nach der ein Architekturwerk beurteilt werden will. Wir können daher nicht das eine vom andern getrennt nehmen und beurteilen, wollen wir nicht in den Fehler und in die Einseitigkeit eines Reporters oder Straßenkritikers verfallen.

Ein Bau, der nur ein Straßenbild und dazu meist noch ein verlogenes gibt, hinter dessen Haustür die Architektur aufhört, oder dessen Grundriß sich im Aufbau nicht widerspiegelt, ist kein Kunstwerk. Die Gestaltung des Innern eines Wohnbaues kann nur dann künstlerisch individuell werden, wenn sie einen bestimmten, kunstempfindenden Bewohner voraussetzt. Zuerst Grundrisse und Schnitte und dann die Fassaden! Eine einheitliche künstlerische Wirkung ist nur beim Familienhaus möglich, niemals beim Zinshaus! Da wirklich gute Stücke der sog. »Raumkunst«, aus den verschiedensten Zeiten in ein und demselben Raume aufgestellt, einander nicht wehe tun, so ist ein rigoros einheitlich mit der Hausarchitektur zusammengestimmtes Ameublement für das Haus als Kunstwerk, nicht erforderlich. Die Erinnerung an das, was den Voreltern lieb und teuer war, soll einer Mode wegen nicht ausgelöscht werden; das erkennbare Milieu, in dem sie sich einst bewegten, hält die Familientraditionen lebendig. Der Parvenu mag sich frei davon halten, er ist der Gründer eines neuen Geschlechts. Er wird zum Lügner, wenn er sich mit Ritterrüstungen und sog. Ahnenbildern umgibt. Ihm sei die Herstellung des einheitlichen Modebaues überlassen.

Etwas mehr die Form als das Material der Innendekoration sprechen zu lassen, wäre angezeigt. Das letztere haben die Oströmer zur Zeit Konstantins des Großen schon besorgt. Das Bewußtsein, daß eine glatte Türumrahmung aus Palisander oder Mahagoni gefertigt ist, kann allein nicht befriedigen. Der Durchschnittsmensch hat selten soviel botanische Kenntnisse, als daß ihm dies einen Eindruck machen könnte. Die Decken glatt und gesimslos zu machen bei weißem Kalkmilchanstrich, haben unsere Väter in den Hungerjahren der nachnapoleonischen Zeit gleichfalls schon besorgt.

Möbel von abstruser Grundform, Stühle mit Lehnen, welche die doppelte Rückenlänge eines Menschen haben, oder so niedrig gehalten sind, daß man das Gefühl hat, das Rückgrat abzubrechen u. dgl. m. können entbehrt werden, noch mehr die zweckwidrige Aufstellung von solchen Einrichtungsgegenständen. Z. B. ein $2\frac{1}{2}$ m langer Erker mit zehn kleinen Fensterchen besetzt, deren Sims mit der Rücklehne eines durchlaufenden Sofas zusammenfällt, zu dem man nur auf Umwegen gelangen kann, wo man den Rheumatismus schon vor dem Platznehmen im Genick spürt usw. könnten ebenfalls wegleiben.

Die Einfachheit bei Tisch- und Tafelzeug existiert längst nicht mehr, auch bei einfachen Leuten nicht; der Aufwand für dasselbe hat sich bei besser Situierten un-
gemein gesteigert; im Porzellan, Glas und Metall und im sog. Tischweißzeug hat man

sogar, was Bequemlichkeit im Gebrauch und künstlerische Durchbildung in der Form anlangt, ganz mächtige Fortschritte zum Schönen und Guten gemacht. Kein Mensch von Geschmack sehnt sich hier nach der Urväter Hausrat. Unverständlich, warum der Raum für eine so geschmackvolle Tafel dekorativ niedergehalten wird! Wie der ganze Haushalt vergangenen Zeiten gegenüber, komplizierter geworden ist — der der Antike und der italienischen Renaissance vielleicht ausgenommen — so sind auch die Einrichtungen für den Betrieb mannigfaltiger geworden, denen wir uns mit Rücksicht auf Stilschrollen nicht entziehen dürfen und können.

Von Zentralen aus wird die Beleuchtung der Räume vermittlels Elektrizität und Gas besorgt, von ebensolchen die Heizung und Wasserversorgung, kühle und warme Luft wird uns nach Bedarf künstlich zugeführt, Einrichtungen für Abluft und Abwasser sind unentbehrlich geworden, ebenso Bad- und Klosetteinrichtungen, Vorkehrungen für mechanische Entstäubungen kommen immer mehr auf, an Stelle unbequemer Lauf- treppen sind Aufzüge für Menschen und Lasten getreten, große Glastafeln bei Fenstern ermöglichen den ungehemmten Blick ins Freie, elektrische Vorrichtungen machen Türschloß und Drücker entbehrlich, Haustelegaphen und Telephone erleichtern das Befehlegeben in und außer dem Hause, gegen Blitzschlag sichern wir uns durch Ableiter, gegen Einbruch durch besondere Ladenverschlüsse. Dies Alles, auch manches mehr, macht den Hausbau, wenn er mit allen Chikanen durchgeführt werden will, zu einer, auch künstlerisch anregenden Aufgabe, die nicht so einfach ist, wie man nach den Tiraden über Flächen- und Massenwirkung, Zirkel- und Reißbrettarchitekten glauben möchte. Eine Fülle neuer Aufgaben ist durch die neuen Ansprüche geboten, vom Zentralheizkörper an bis zum Blitzableiter, der den First des Hauses zierte, für den, der sich ernstlich ihrer annimmt und einen Auftraggeber für sie findet. Amerika hat sie, wir können über einen Überfluß an solchen noch nicht klagen. Die Fabriken besorgen viel und erleichtern dem Baumeister das Geschäft — wohl billig, aber nicht immer künstlerisch gerecht!

Die Glas-Eisenkonstruktionen haben eine Menge von neuen Gedanken ihrer Verwendung auch beim Wohnhausbau hervorgerufen, wie die Oberlichthöfe und -Treppen, Vordächer, Windfänge und Abschlüsse, Ladenanordnungen usw. und Ausführungen ermöglicht, die meist sachgemäß und schön ausgefallen sind. Hier sind wir neu und den Alten überlegen, wie in den Großbetriebsanlagen im Hause, das hat uns kein antiker oder mittelalterlicher Vordermann gelehrt. Es wird hier auch weiter gut gehen und das Vertiefen in diese Weise bessere Früchte tragen als törichte Stilreitereien. Was wir am Hallenbau mit den genannten Hilfsmitteln Großes vollbracht haben, gehört nicht in dieses Kapitel, aber stolz dürfen wir darauf sein!

Wenn uns die Baupolizei beim Wohnbau den Gebrauch des unverhüllten Eisens nicht entzogen haben würde, hätten sich wohl fähige Künstler mit der Weiterbildung von Bauformen in diesem Materiale befassen können. Die vorgeschriebene Ummantelung auch gußeiserner Freistützen im Innern von Kauf- und Wohnhäusern, mit Ton, Putz oder Eichenholz hat der Sache ein jähes Ende bereitet.

Unsere Zeit bot aber außer den künstlerisch unmittelbar verwertbaren Materialien Glas und Eisen noch eine mehr konstruktiv auszubeutende Verbindung im Eisen-Zementbeton, gestützt auf die Wahrnehmung, daß Eisen und Zement den nahezu gleichen Ausdehnungskoeffizienten haben und eine sichere Verbindung miteinander eingehen. Bei Foundationen von Bauten aller Art ermöglicht der Eisenbeton eine solide und rasche Ausführung, gibt bei geringem Materialaufwand (geringe Dicke bei Gewölben und Wandungen) die Möglichkeit zur Herstellung auch feuersicherer Umwandungen und Decken. Auch hier kann die neuere Baukunst einsetzen, um Flächenbildungen oder Gliederungen aus der Konstruktionsweise zu erzeugen, die noch ohne Vorbild geblieben sind.

Nur darf man sich nicht dem Glauben hingeben, daß man etwas Neues in der Kunst erzielt, wenn man auf neue konstruktive Unterlagen alte Formen klebt. Auf Gipsdielen-Rabitz- und Monierkonstruktionen kleistert die neue Zeit den ganzen Formenkreis der früheren Jahrhunderte, daß aber ein Versuch gemacht würde, den Fall künstlerisch auszubeuten, fällt den Genossen in unserer schnellebigen Zeit nicht ein.

Das Neue in der Form muß sich aus dem Neuen in der Konstruktion entwickeln und erheben; des Künstlers Aufgabe ist es nicht, in der Verballhornung und Verrohung des Alten à la VANBROUGH, sich und andern zu genügen.

Licht und Luft sind die Schlagworte der Neuzeit auch für den Wohnbau geworden, nur die Verschlüsse der Zimmerfenster scheinen eine Ausnahme davon machen zu sollen nach den neuesten Vorgängen, wo man bestrebt ist, durch unmotiviertes Sprossenwerk die Lichtöffnung zu verdunkeln mit einem Rückgriff auf eine Zeit in der man große Glasscheiben nicht machen konnte. Das ist stielecht, aber niemand, der die Zugaben sieht, glaubt es. Mistbeefenster setzt man nicht in städtische Wohnbaufassaden. Hier wie allenthalben: Zuerst besinns, dann beginns, hat es Sinn und Wert oder nicht; Zeit dazu muß sich im Ernstfalle immer finden. Man lasse sich beim Überlegen nur nicht »drängeln«, das übrige wird schon gut gehen. Licht und Luft wollen wir aber auch dem Bauernhaus nicht länger vorenthalten, man braucht deshalb das Stadthaus noch lange nicht auf das Dorf zu übertragen, wir haben mit den Proben vom Gegenteil schon genug. Von den dumpfen niedrigen Stuben mit kleinen Fenstern und den unzweckmäßigen haltlosen Landestrachten und unzweckmäßigem Hausrat befreien sich die Leute schon von selbst, trotz aller Schwärmerei der Städter für bäuerliche Romantik und deren Erhaltung. Das Strohdach hat seine malerischen Qualitäten, aber feuersicher ist es eben nicht und weder Landschaftsmaler noch Heimatkünstler pflegen für einen Schaden aufzukommen.

Die Sehnsucht nach Postillons und Postkutschen in der Zeit der Automobile, ist deplaziert.

Ohne Berücksichtigung der Baustile, aber in der bereits skizzierten Reihenfolge wollen wir die Wohnbauten unserer Zeit näher ins Auge fassen und an einigen ausgesuchten Beispielen zeigen, was sie uns bieten. Wohl keine der vorausgegangenen Epochen hat in stilistischer Beziehung eine so bunte Reihe aufzuweisen als das XIX. und XX. Jahrhundert, oder wie Dr. F. WICHERT will:

»Es hat in der Geschichte der Menschheit vielleicht noch keine Epoche gegeben, in der die Beweglichkeit des Geistes, das innere Nomadentum und die Unseßhaftigkeit unseres Wesens bis zu einem so hohen Grad gestiegen waren, wie heute. Das Veränderliche, Leichtbewegliche aller Werte, wie es die Entwicklung der materiellen Kultur, die Erfindung und Verbreitung der schnellsten Verkehrsmittel mit sich bringen mußte, hat mit rasender Vehemenz alle Seiten unseres Daseins ergriffen. Wir sind nicht mehr imstande, längere Zeit bei einem Gedanken zu verweilen, wir wechseln unsere Wohnungen wie die Kleider, unsere Meinungen wie man Schreibfedern wechselt. Zudem fehlt die Treue und Anhänglichkeit der Wirklichkeit gegenüber. Die Flüchtigkeit der Eindrücke, die sich blitzschnell folgen, verhindert jene liebevolle Verbindung mit Dingen, die man auswählt, weil sie dem Fühlen nahestehn. Es findet eine solche, die Persönlichkeit ausdrücklich charakterisierende Auswahl auch gar nicht mehr statt. Kein Kind zum Beispiel, das noch die Erinnerung an die Winkel und Stiegen, an jene wunderbare Kleinwelt des Elternhauses als Grundlage aller seiner Vorstellungen mit in die Zukunft zu nehmen vermöchte! Hand in Hand mit der Beweglichmachung geht die Zerspaltung, die Beschäftigung mit Nichtigkeiten und Kleinkram unter gleichzeitiger Vernachlässigung der großen Ziele.«

Wir beginnen mit dem eingebauten städtischen Miethaus.

Das eingebaute städtische Wohnhaus (Miethaus).

Das eingebaute Miethaus bildet von alters her in den größern Städten den Typus der menschlichen Wohnungen, der am meisten auftritt, bei dem das Bedürfnis, oft rauh und kalt die Anordnung vorschreibt. Er muß mit verhältnismäßig geringen Mitteln hergestellt werden, was bei teurem Grund und Boden zum Stockwerksbau, oft bis ins Ungemessene trieb. An ihm werden die geringsten Anforderungen an die Qualität des Künstlerischen oder überhaupt der Ausführung gestellt, weshalb er am zahlreichsten vertreten ist, da es mehr Menschen gibt, die menschenunwürdig wohnen müssen, als solche, die sich das Gegenteil leisten können.

Sitten und Gewohnheiten der Bewohner sind nicht überall die gleichen. Trotz der Übereinstimmung in den Lebensbedingungen, äußert sich die Bauweise nicht durchweg gleichmäßig. Aber ein gemeinsamer Zug geht durch diese Bauten in den verschiedensten Ländern: in allen eine möglichst große Menge von Insassen unterzubringen und dabei das aufgewandte Platz- und Baukapital so rentabel wie möglich zu machen, daher im Volksmunde die Bezeichnungen: Mietkasernen, Zinskästen u. dgl. wohl das richtige treffen. Was für die Kunst dabei abfällt, ist dementsprechend und verhältnismäßig unbedeutend.

Als Nutzbauten sollen sie einfach, solid und zweckmäßig, die Innenräume gut mit Licht und Luft versorgt sein, angemessene Stockhöhen und sichere, bequeme Verbindungstreppe nach den verschiedenen Stockwerken haben. Bei der Außenarchitektur ist alles Überflüssige zu vermeiden, sind die Schmuckformen auf das bescheidenste Maß zurückzuführen. Die Höhe dieser Bauten war schon im Altertum und ist auch heute noch durch baupolizeiliche Bestimmungen geregelt und hängt von klimatischen Verhältnissen und von der Breite der Straßen, in die sie gestellt werden sollen, ab. Der Süden will die Sonne abgehalten wissen und legt daher enge Straßen an (vgl. Genua, Venedig usw.), der Norden muß ihr dagegen den Zutritt soviel als möglich gestatten, wie die großen Straßenbreiten der nordischen Städte dartun.

Die Städtebilder werden bei allzu spartanischer Durchführung dieses Prinzipes nicht gerade gewinnen. Die Einfachheit kann zur Ödigkeit werden, wie dies so viele Straßen der Weltstadt London zeigen, in denen man die Häuser nur durch die verschiedenfarbigen Ölanstriche der Haustüren voneinander unterscheiden kann.

Das Äußere und das Innere sollen im Einklang miteinander stehen. Die Versuche, die Straßenfassaden über Gebühr auf Kosten des Innern reich zu gestalten, sind im Keime schon verwerflich, da sie jeder künstlerischen Folgerichtigkeit entbehren und innerlich verlogen sind. Man wird bei einem Haus das Mißbehagen nicht los, wo bei glanzvollem Äußern, hinter der Haustür alle und jede Kunst aufhört. Der gewählte Baustil soll im Innern des Hauses der gleiche sein, wie am Äußern. Dafür erhalten wir beispielsweise gotische Fassaden und im Innern den modernsten Fabrikkram und in jedem Stockwerk einen anderen!

Etwas verändert wird das Bild, wenn es sich darum handelt, den »Begüterten« zeitweilige Heimstätten in der Stadt zu schaffen. Sie werden dann Zinspaläste genannt. Die Grundbedingungen bleiben zwar dieselben, aber Fassaden und Inneres können künstlerisch etwas höher genommen, die Größen der Wohn- und Verkehrsräume in den Maßen voller gegriffen werden. Dem Wohlstand der Mieter kann durch eine entsprechende, reicher gegliederte Fassade Rechnung getragen werden. Man wird gegen die Anlage von Vorhallen, Durchfahrten, Balkonen, Erkern, Veranden, Loggien, die Anordnung von Haupt- und Dienstreppen keine Einsprache erheben wollen. Auch das Material darf dementsprechend kostbarer oder monumentaler genommen werden. Sonst und

besonders im Innern, muß der Mieter sich mit dem abfinden, was ihm der Vermieter und sein Architekt in bezug auf Kunst und Stil bieten. Dissonanzen werden in den meisten Fällen bleiben. Das »Städtebild« kommt in diesem Falle besser weg, es wird Wohlhabenheit zur Schau getragen und wenn dieses Experiment nicht in Protzenhaftigkeit ausartet, kann man sich damit zufrieden geben. Neben das einfache Miethaus stellt sich sodann das herrschaftliche, und zwischen beide das bürgerliche, in welchem der Kleinbürger neben seinem Erwerbsgeschäft, noch das eines Vermieters betreibt.

Für den Architekten sind die letztern jedenfalls dankbarere Aufgaben, aber unter Dreingabe der verschiedensten Komplimente, wenn er nicht jedes Mieters Geschmack und Bequemlichkeitsbegriffen gerecht wird.

1. Das einfache Miethaus dient der arbeitenden Bevölkerung, niedern Beamten und kleinen Leuten, die sich zufrieden geben müssen mit: 2 Stuben,

Küche, Speisekammer und Abort, Räume, die in jedem Stockwerk sich gleichmäßig wiederholen. Eine Größe der Stuben von 16 qm, ein Treppenhaus von 2 m im Lichten und eine Flur von 1,10 m Breite, bei einer lichten Stockhöhe von 3 m müssen genügen. Auf einem Baugelände von $40 \times 50 = 2000$ qm angelegt, auf drei Seiten von Straßen umzogen, wurde beispielsweise eine Wohnungsgruppe solcher Arbeitermiethäuser des Berliner Spar- und Bauvereins von Architekt MESSEL erbaut, der damit den Beweis erbracht haben soll, »daß der Architekt bei aller Einschränkung, die ihm die Rücksichtnahme auf Billigkeit der Herstellung auferlegte, für das Arbeiterwohnhaus auch ein äußeres Gewand zu schaffen imstande war, das den hohen Zielen der bauenden Gesellschaft entspricht«. Mag sein! Das Gewand ist in die zweite Linie zu setzen, wie auch die als »Loggien« bezeichneten Einbuchtungen der Fassaden, die nur den Zweck haben die dahinterliegenden Stuben zu verdunkeln. Treppen und Gänge sind schmal und nur unvollkommen lüftbar bei zweifelhafter Helligkeit. Sie entsprechen etwa geforderten Idealen nicht. Doch sind wenigstens Podestaborte vermieden. (Vgl. dagegen Abb. 75a).

Vorteilhaft zeichnen sich dagegen die Doppelwohnhäuser der württembergischen Eisenbahnbediensteten in Stuttgart mit einem gemeinsamen Treppenhaus, aus, die geschickt angeordnete Wohnräume zeigen. (Vgl. Abb. 75b).

2. Das Miethaus des Kleinbürgers. Das räumlich etwas besser bemessene Miethaus nimmt den Kleinbürger in sich auf, der im Erdgeschoß sein Handwerk oder ein Ladengeschäft betreibt und dort auch wohnt, während er die darüberliegenden Geschosse an Familien vermietet, die mit 4—5 Zimmern, Küche, Speisekammer, Abort und Mädchenzimmer, etwas Speicher- und Kellerraum auskommen. Eine geradläufige feuersichere Treppe in einem massiv umwandeten Treppenhaus von 2,70 m Breite mit

Abb. 75a. Arbeiterwohnung in Leipzig-Gohlis.

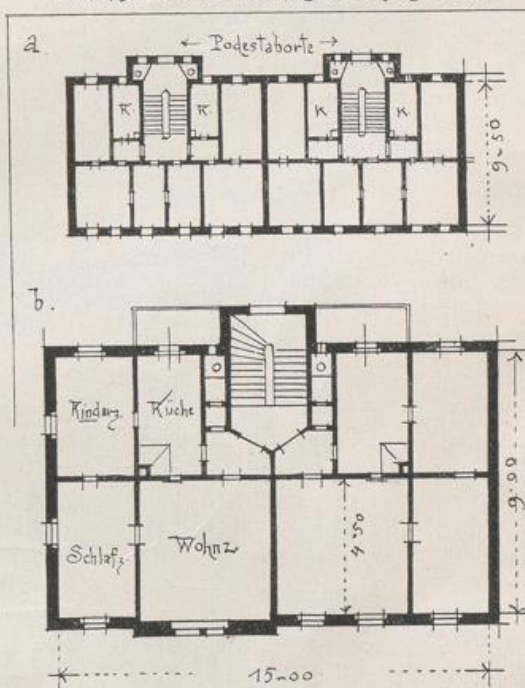


Abb. 75b. Wohnung für Eisenbahnbedienstete in Stuttgart.

Ruheplätzen ist dabei ausreichend, ebenso eine Zimmertiefe von 4,80 m bis 5 m mit 10—12 m Hausfront nach der Straße. Balkone und Erker sind hier nicht auszuschließen, letztere besonders dann, wenn sie zur erheblichen Vergrößerung der sog. »guten Stube« beitragen. Inneres und Äußeres sind hier leichter miteinander in Einklang zu bringen, ohne armselig zu werden (vgl. Abb. 76 u. 77, Miethäuser mit Ladengeschäften. Haus Schnabel und Haus Dreyfuß, beide in Karlsruhe). Die Aufgabe wird für den Architekten

Abb. 76. Wohn- und Ladenhaus Schnabel in Karlsruhe.
Architekt: Dr. J. DURM.



Abb. 80 erledigt den Fall mit zwei Seitenflügeln in Gestalt einer Doppelwohnung ohne den »Berliner Gang« doch unter Zugabe von 2 Dienstreppen. Und Abb. 81 liefert das Beispiel eines von drei Seiten umbauten Berliner Miethauses, das in den Seitenbauten den »Berliner Gang« und im hintern Querbau eine Dienstreppe zeigt. Es soll hier hervorgehoben werden, daß das auf eine Treppe einfallende Podestlicht, wie dies bei

dadurch erschwert, daß er von den Nachbarseiten kein Licht entnehmen kann. Er muß sich also auf den Vorderbau beschränken oder diesem einen mehr oder weniger großen Seitenflügel angliedern.

Bei großen Häuserfronten ist auch die Anlage zweier Seiten- oder eines Mittelflügels, mit rechts und links freiem Gelände möglich oder die Anlage eines Binnenhofes, der von drei Seiten umbaut ist. Günstiger und interessanter gestaltet sich der Fall bei einem Eckhause.

Abb. 78a, b u. c⁴⁷⁾ geben den Grundplan eines Idealentwurfes zu einem Wohnhaus mit nur einem Vorderbau — ein sog. Dreifensterhaus in vollendeter Durchbildung.

Abb. 79 zeigt an einem Dresdner Hause den Vorderbau mit einseitigem Flügelbau, mit einem etwas durch Oberlicht verbesserten sog. »Berliner Gang« und nur einer einzigen Treppe.

⁴⁷⁾ Die Figuren 78, 79, 81, 82, 83, 84, 85, 86 sind dem »deutschen Bauhandbuch« entnommen.

Abb. 80 der Fall ist, niemals einen rechtwinkelig zur Treppe liegenden Korridor erhellt oder höchstens auf zwei Schritte weit!

Abb. 77. Wohn- und Ladenhaus Dreifuß & Siegel in Karlsruhe. Architekt: Dr. J. DURM.



Diese Fehler sind in glänzender Weise vermieden in dem analogen Risse eines Dresdner Miethauses von Architekt K. WEISSBACH. Geschickter und feinsinniger —

alle Wohn- und Verbindungsräume, Gänge und Treppen gut beleuchtet und gut lüftbar — hätte die Aufgabe nicht gelöst werden können (vgl. Abb. 82).

Abb. 78a. Idealentwurf für ein Dreifensterhaus von EBE u. BENDA (Erdgeschöß).



Abb. 78b. Idealentwurf für ein Dreifensterhaus von EBE und BENDA (Untergeschöß).

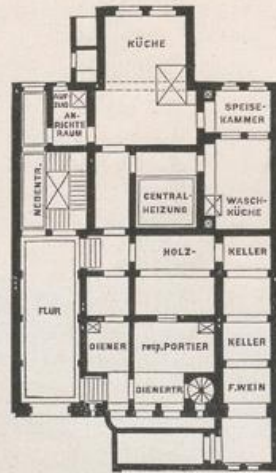


Abb. 78c. Idealentwurf für ein Dreifensterhaus von EBE und BENDA (I. Obergeschöß).

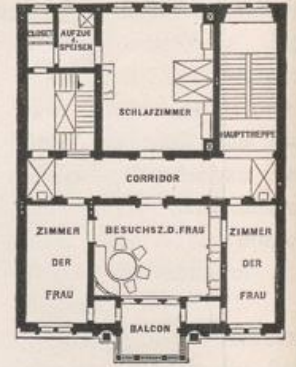


Abb. 79. Miethaus in Dresden von Arch. WEISSBACH.

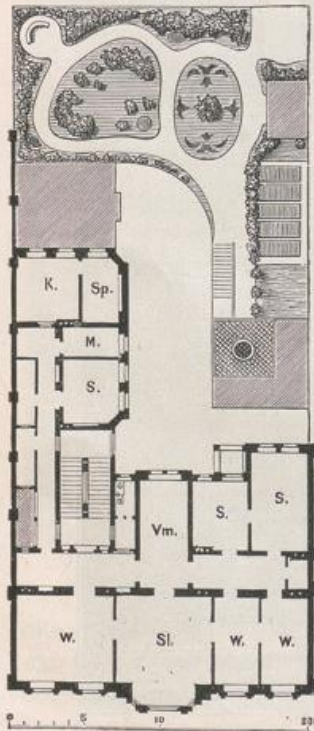


Abb. 80.

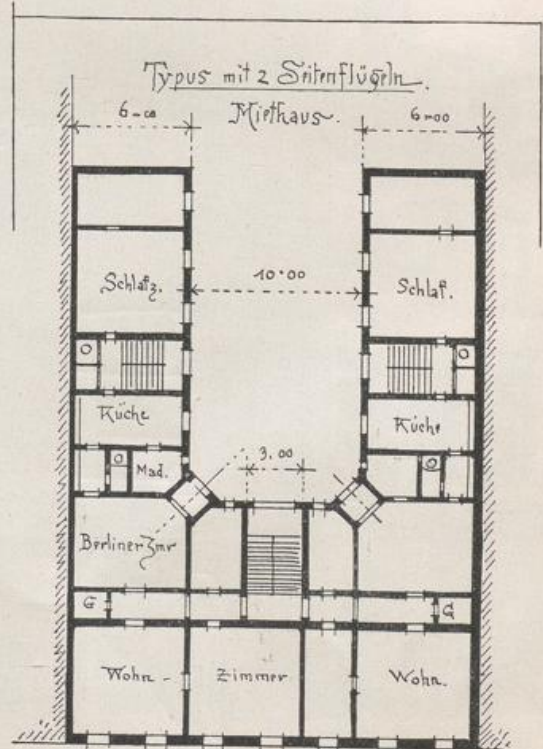


Abb. 83a und b zeigen die Anordnung bei einem Miet- haus zu Paris und Abb. 84 die mit einem Mittelflügel bei einem solchen zu Hannover, mit gut beleuchteten Treppenhäusern und Vorplatzanlagen, wenn nur bei beiden — bei dem Pariser Beispiel in weniger mißlicher Weise — der dunkle

Mittelgang nicht wäre. Alle andern Räume sind zweckmäßig angeordnet und geschickt verteilt. Wie die Aufgabe günstiger für den Architekten liegt, zeigen beinahe

Abb. 81. Lachmannsches Miethaus in Berlin. Arch.: ENDE u. BÖCKMANN.

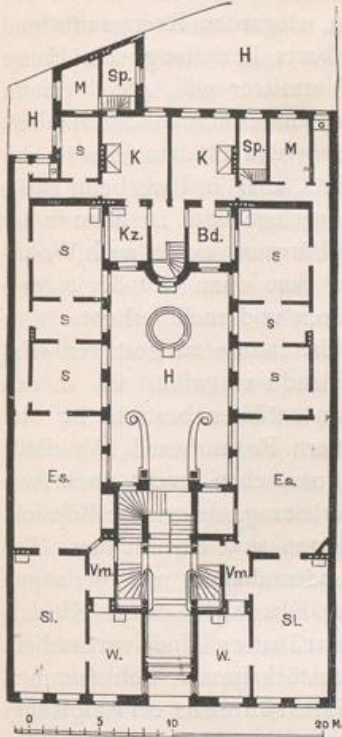


Abb. 82. Miethaus in Dresden-Altstadt. Architekt: WEISSBACH.

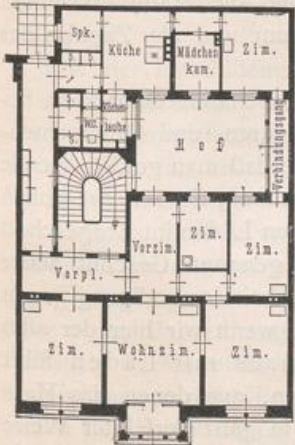


Abb. 83a u. b. Miethaus in Paris. Architekt: TRÉLAT.

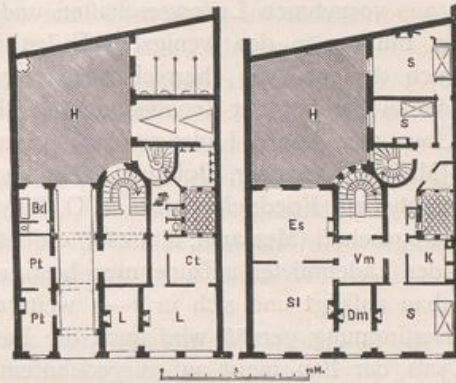


Abb. 85. Wohnhaus in Frankfurt a. M. Architekt: P. WALLOT.



Abb. 84. Miethaus in Hannover. Architekt: WEISS.

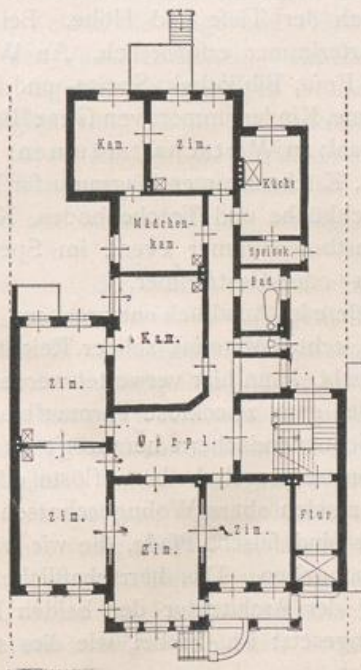


Abb. 86. Wohnhaus in Augsburg von Arch. LEYBOLD (Obergeschoß).



alle Lösungen bei Eckhäusern, wie dies beispielsweise der Grundplan eines Frankfurter Miethauses (vgl. Abb. 85) aufweist, der durchweg allen gerechten Anforderungen entspricht.

Noch einfacher gestaltet sich der Fall, wenn das Licht von allen 4 Seiten genommen werden darf, wobei dann auch tatsächlich ein zusammenhängendes, intimes, schönes Heim im Miethaus gewonnen werden kann, wie dies Abb. 86 zeigt. Hier ist die nord-

deutsche »Diele«, der süddeutsche »Eren«, der italienische Vorsaal oder das antike Atrium mit Zugängen zu allen Räumen, die unter sich in unmittelbarer Verbindung stehen, wieder zu Ehren gebracht, wodurch die Intimität des Verkehrs auf einem Stockwerk gesichert ist.

3. Das herrschaftliche Miethaus (Zinspalast) in der Großstadt besteht zu ebener Erde meist aus vornehmen Ladengeschäften und Magazinen, eleganten Restaurants und Cafés, deren Inhaber in den wenigsten Fällen in unmittelbarer Beziehung zum Hause stehen. Auch der moderne, herrschaftlich angehauchte Vermieter will, gleichwie im Altertum oder in der Zeit der Renaissance, aus seinem Palast eine rentable Kapitalanlage machen. Über dem hohen Ladengeschoß, dem besonders in den Städten jenseits der Alpen (Mailand, Venedig, Bologna), aber auch anderwärts, z. B. in Paris beim Palais Royal, Karlsruhe am Friedrichsplatz u. a. O. Bogengänge vorgelegt sind, ist dann in der Regel ein Halbgeschoß (Mezzanin, Entresol) errichtet, das die Bureaux, event. auch Wohngeleise für den Ladenmieter aufzunehmen bestimmt ist, über dem dann erst der eigentliche Wohnbau anfängt und sich in 2—3 weitem Stockwerken und mehr erhebt.

Dieser Bestimmung gemäß wird auch die Fassade und das Innere zu gestalten sein, umsomehr, als der Bau meist auf ausgedehntem teuern Gelände ausgeführt ist, in den belebtesten Vierteln der Stadt, die dort ihre ganze Pracht zu entfalten bestrebt ist. Im Innern verlangen die größern Stockwerkshöhen einen größern Platzaufwand, Vestibüle und Gänge müssen breit und hell sein, Dienstreppen sind vorzusehen, event. noch Aufzüge (Lift) für Menschen und Gebrauchsgegenstände. Wasserleitung, elektrische Beleuchtung, Abwasserleitungen, feine Toiletten und Badeeinrichtungen sind einzurichten. Die Wohn-, Gesellschafts- und Wirtschaftsräume sind auseinanderzuhalten und verlangen größere Abmessungen nach der Tiefe und Höhe. Bei der Flurhalle sind Kleiderablagen, Sprech- und Wartezimmer erforderlich. An Wohnräumen sind vorzusehen: Zimmer des Herrn und der Frau, Bibliothek, Speise- und Frühstückszimmer, Schlafzimmer, Ankleide- und Toilettenräume, Kinderzimmer; von Gesellschaftsräumen: ein Empfangszimmer, Salon- und Speisesaal; an Wirtschaftsräumen: Küche, Speisekammer, Schrankzimmer, Anrichterraum bzw. Küchenzimmer, Tagraum für Dienerschaft bzw. Arbeitszimmer (Nähen und Bügeln), Waschküche und Trockenboden, Keller und die schon erwähnten Baderäume, Aborte, Dienstbotenzimmer event. im Speicherraum und als Zugabe das eine oder andere Fremden- oder Gastzimmer.

Dem Innern soll das Äußere im Ausdruck entsprechen. Die Außenarchitektur kann bedeutender gehalten werden, echtes Material, solider Reichtum, Figuren- und Ornamentenschmuck, maßvoll gehandhabt, kann hier verwertet werden, ohne daß man goldstrotzende Louvredächer, Kuppeln oder ganz zwecklose Turmaufbauten, neben 3 Stockwerke hohen Mansart- oder deutschen Scheunendächern heranzöge und bei den Läden im Erdgeschoß die Architektur in eine Monstrespiegelscheibe auflöste oder das genannte Geschoß außer aller und jeder Beziehung zu den obern Wohngeschossen setzte, bei Versündigung gegen jedes statische Gefühl. Es sind falsche Pfade, die wir wandeln, wenn wir hier der alles vergewaltigenden Mode nachgeben. Das herrschaftliche Miethaus mit Läden führt noch lange keine Teilung der Architektur der beiden Faktoren, aus denen das Haus der Höhe nach, zusammengesetzt ist, herbei, wie dies so oft in ganz verfehlter Weise zur Ausführung gebracht ist.

Das Ladengeschoß hat sich den ohne weiteres für das Auge erkennbaren statischen Grundbedingungen zu fügen und soll dem Beschauer keine konstruktiven Kunststücke aufdrängen; es muß sich in die Hauptbestimmung des Hauses sinngemäß einfügen lassen, wogegen auch die Wortverdrehung nichts hilft, wenn statt Miethaus mit Läden — »Geschäftshaus mit Wohngeschossen« gesetzt wird. Die Wohngeschosse bilden

immer die Mehrzahl. Und wenn gesagt wird, die Fenster charakterisieren das Haus, so wird das wohl nicht bestritten werden können. Wenn sie als »das Auge des Hauses« bezeichnet werden, so ist dies ein falscher Vergleich, besonders beim Laden- oder Schaufenster, denn dort ist dasselbe nur die Öffnung in der Wand, durch welche man in das Innere des Hauses, bzw. auf die ausgelegten Verkaufsartikel sieht. Durch die Wortverdreherung soll der Laden zum tonangebenden Instrument im architektonischen Konzert gemacht werden, was ja ermöglicht würde, wenn das Ladengeschäft 3 Stockwerke einnimmt und darüber sich nur ein einziges Wohngeschoß erhebt; damit würde aber der Bau besser in die Klasse der Warenhäuser zu verweisen sein, die auf der Schauseite den »Pfeilerbau mit vertikalem Rhythmus« zeigen und denen die dankbare Aufgabe zufallen soll, »unsere Straßenbilder gesunden zu lassen«. Diese Mädchen für alles sorgen sicher für vermehrte Abwechslung im Straßenbilde, ob für eine gesunde, ist eine Frage für sich. Jedenfalls bleiben die Warenhäuser in der Minderzahl und der vertikale Rhythmus wird den horizontalen, der beim Wohnhaus durch seine innere Wesenheit begründet ist, nicht aus dem Sattel heben.

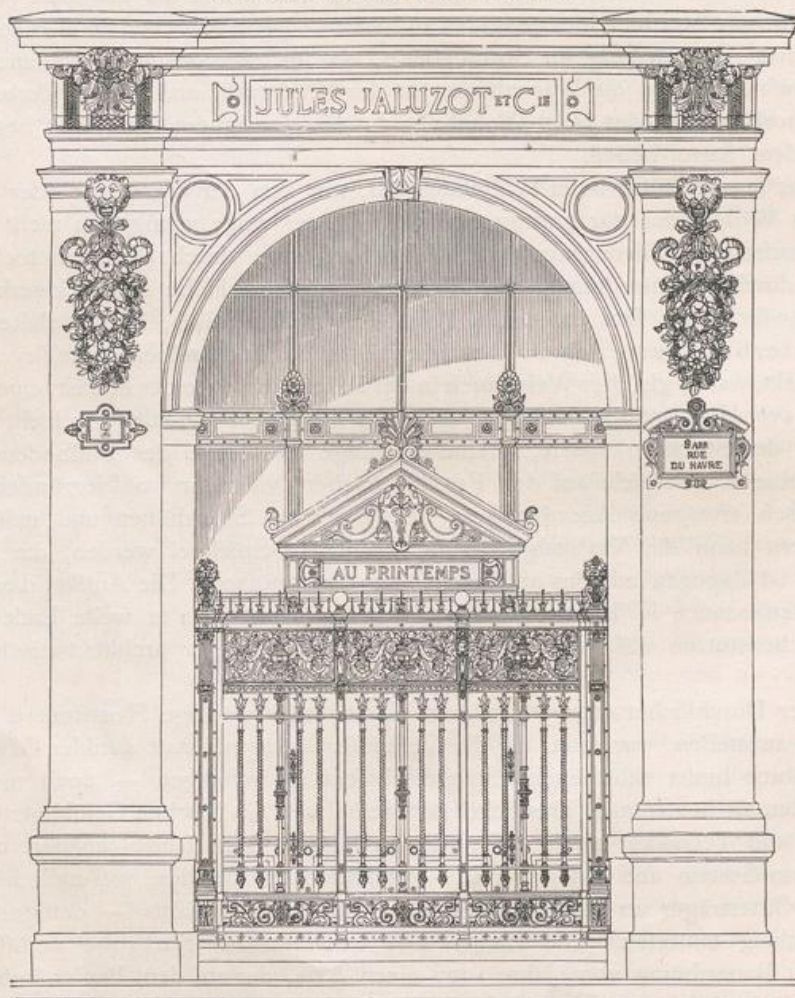
Wer nur Straßenkritik beim Wohnhaus übt, wer von der Wesenheit oder dem Organismus des Wohnbaues nur geringen Begriff hat, der wolle wenigstens nicht vergessen, daß die horizontale Gliederung einer Wohnhausfassade durch die Mehrstöckigkeit des Baues und durch die Anordnung seiner Fenster in gleicher Höhe im Stockwerk eigentlich selbstverständlich ist. Das trennende Band ist in allen Stilen, im Mittelalter in Form einer Fensterbankgurte, durch Zusammenziehen der in derselben Höhe liegenden Sohlbänke bewirkt, was in gleicher Weise auch in der Frührenaissance der Fall ist; eine verstärkte Betonung der Horizontalen, von der sich das Mittelalter freihält, geschieht erst durch Einführung der Stockwerksgurte, welche die Lage und Höhe des Fußbodens markiert. Es sind keine Linienspiele auf den Fassadenflächen, vielmehr wohlbegründete, sachlich und technisch erwogene Anordnungen. Bei geringen Stockhöhen und mäßig breiten Mauerpfeilern kann die Vertikalgliederung leicht zur Spielerei werden, die Horizontalgliederung ist dagegen auf das notwendigste zu beschränken. Die Antike, das Mittelalter und die Renaissance in Italien⁴⁸⁾ weisen z. B. in Rom 3—4 m weite Ladenöffnungen ohne Zwischenstützen auf, aber nur unter Wahrung strenger architektonischer Gesetzmäßigkeit.

Von der Durchlöcherungswut und der Sucht, mehrstöckige Hausfronten auf dünne Eisenstäbe zu stellen, war man, als die Verkäufer anfangen, statt dunkler Gewölbe helle Geschäftsräume hinter schützenden Spiegelscheiben zu verlangen — noch nicht in dem Maße befallen als heutzutage. Das Schönheitsgefühl und ein bißchen Gefühlsstatik hatte die Kaufherrn und Techniker noch nicht ganz verlassen. Man baute zunächst mit Stützen aus härterem Gestein und traf dabei das architektonisch Richtige, bis endlich Walzeisenstäbe und Gitterträger an deren Stelle traten. »Es war erreicht« — demgemäß mußte der Rückschlag eintreten. Die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe veröffentlicht in ihrer neuen Bauordnung vom Jahre 1907 einen § 64, der auf dem Papier lautet: »Ganze Fassaden dürfen nicht ausschließlich auf Eisenkonstruktionen aufgebaut werden. Mindestens müssen zwei Endpfeiler, ferner bei Frontlängen über 12 m auch Pfeiler zu beiden Seiten des Haupteinganges und bei außergewöhnlichen Frontlängen nach Bedarf noch weitere Mittelstützen vollständig aus Haustein erstellt werden«. Die Ausführung wurde erleichtert durch die vor einigen Jahren erfolgte Aufhebung gemeinschaftlicher Mauern bei eingebauten Häusern.

⁴⁸⁾ Vgl. *Baukunst der Renaissance in Italien* von Dr. JOSEF DURM, Fig. 208—211, S. 228—229, Stuttgart 1903.

Das Wohnhaus mit Läden läßt aber ein künstlerisches Moment zu, was beim Warenhaus ausgeschlossen ist: die stimmungsvolle Behandlung des Ladenrahmens zum ausgestellten Gegenstand. Und der moderne Mensch verlangt Stimmung, auch für die Fassung der ausgestellten Ware im Schaufenster. Das ist wohl auch recht. Man mache zunächst den Rahmen nicht schöner als das, was er umschließt; man lenke den Blick nicht ab auf den ersteren. Da die Verkäufer nicht auf den Laden eingeschworen sind, und ihn gleichwie die Ware wechseln, so müssen sich architektonische Ratschläge auf den vorstehenden Satz beschränken. Doch sei beispielsweise angeführt: Eine reiche

Abb. 87. Warenhaus Printemps, Paris.



Auslage mit Silber- und Goldgefäßen, mit Schmucksachen und Edelsteinen fasse man nicht mit prunkvollem Zierat ein, vielmehr mit wohl im Materiale kostbaren, aber einfachem Rahmenwerk. Ein solches geben z. B. breite polierte schwarze, dunkelgrüne oder braunrote, ganz glatt in der Oberfläche gelassene Marmorplatten. Zierliche Modewaren wollen als Fassung geschliffene Gläser mit feinen Gold- oder Silberstäbchen, aber in gleichfalls glatter Arbeit ohne störend hervortretende Ornamentik. Ein Konditorladen verlangt eine andere Umrahmung als ein Fleischerladen. Beim ersteren kann sie aus geschnitztem Holzwerk in weißen Flächen mit Goldfassungen bestehen, beim letztern

aus weißem Marmor, oder hellen Majolika- oder Fayenceplatten und Friesen usw. Man vergleiche z. B. die kleinen Läden unter den Arkaden der Prokurazien in Venedig, die an künstlerischer Stimmung mehr bieten, als die meisten unserer Radauläden. Diese Intimitäten sind, wie gesagt, nur bei Auslagen von Gegenständen der gleichen Art möglich, sie müssen aufhören wo der Großbetrieb anfängt.

Das Warenhaus. Bei dem Ausschluß der Privatwohnungen entstand das erweiterte Geschäftshaus, nur mit Läden und Magazinen bei Führung von nur einem Artikel und daraus bei veränderter Führung das rettende Warenhaus als neueste Schöpfung auf der Bühne unseres erwerbsüchtigen Jahrhunderts, wo man im gleichen Hause für sein gutes Geld alles haben kann, was das Leben an Gebrauchs- und Luxusartikeln verlangt, was der Sterbliche an Erzeugnissen der Künste und Wissenschaften braucht, wo er sich vom Neuesten in der Mode überzeugen und sich noch von seinen Strapazen bei einer Tasse Tee erholen kann. Permanentlifts, Fahrtreppen und große bequeme Freitreppen erleichtern den Verkehr und sichern dem Besucher die nötige Bewegungsfreiheit. Toiletten und Waschräume dürfen bei solchen Großbetrieben nicht fehlen.

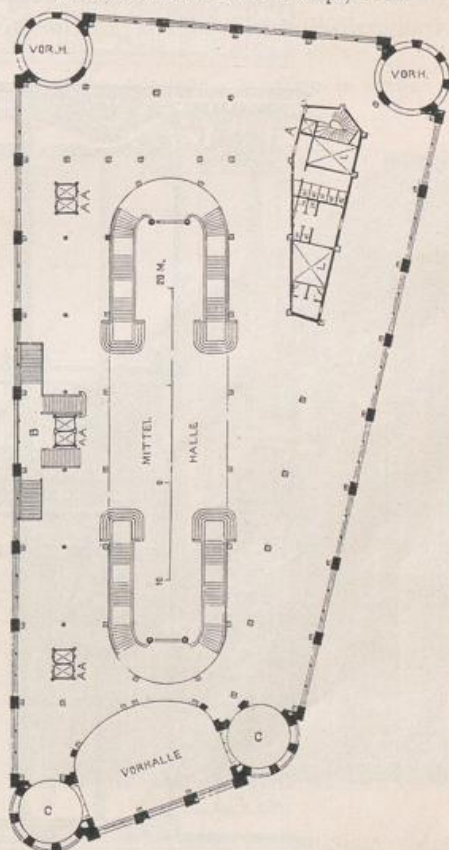
In 7—8 Stockwerken übereinander sind die Verkaufsgegenstände aufgestapelt und nach ihrer Art geordnet: Büchensardinen, Apfelsinen, Käse- und Wurstwaren, orientalische Teppiche, Seiden-, Wolle- und Leinwandstoffe, Damenhüte, Straußenfedern, Hermeline und Zobelpelze, Schreibpapier, Klassikerausgaben und Romane, Porzellane, Salonplastiken und Ölbilder, echte Lenbachs und Böcklins usw. usw. Und da klagt man über Mangel an eigenartigen Aufgaben!

Der Grundplan ist der denkbar einfachste. Eine mehr oder weniger regelmäßige Baufläche ist durch Pfeilerstellungen umschlossen, deren Zwischenweiten mit Glasfenstern ausgesetzt sind bei Achsweiten von 5 m bei Wertheim und Israel in Berlin, von 8 m beim Printemps in Paris und 4—5 m hohen Stockwerken einschließlich Gebälke. Innerhalb dieser monumentalen

Umzäunung sind von eisernen Stützen getragene eiserne Quer- und Längsträger eingelegt, die durch Gewölbe ausgespannt sind und in ihrer Zusammensetzung einen freien, durchsichtigen Raum ergeben, innerhalb welchem die Treppen, Fahrstühle, Toiletten, Erholungsräume, Lichthöfe mit Wintergarten, die Warenregale, Tische und Glaskästen, die Zahlstellen, Bureaux usw. passend untergebracht und aufgestellt sind.

Im Kellergeschoß befinden sich gewöhnlich die Zentralheizung und die Zuleitungsstellen für Gas, Wasser und Elektrizität. Vorbildlich für die neuzeitlichen Warenhäuser sind die prächtigen, ganz aus Eisen, Stein und Glas hergestellten »Grands Magazins du Printemps zu Paris« geworden, deren Grundriß und Fassadenteile in Abb. 87⁴⁹⁾,

Abb. 88. Warenhaus Printemps, Paris.



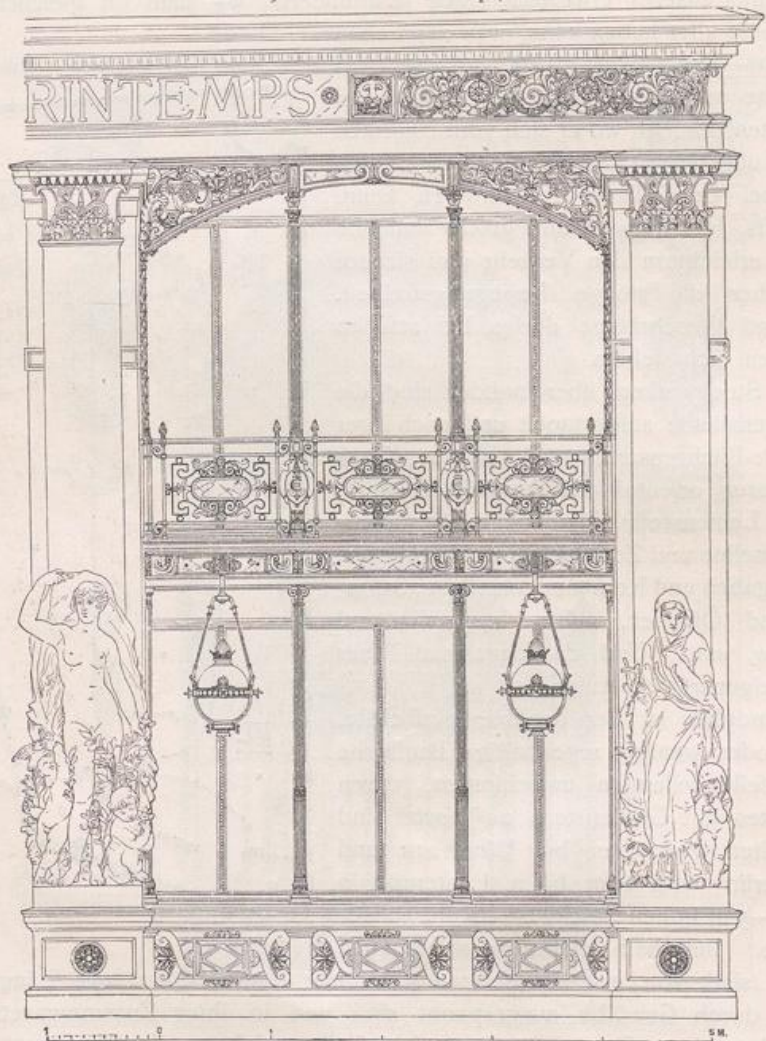
⁴⁹⁾ Abb. 87, 88, 89 sind dem »deutschen Bauhandbuch« entnommen.

88 und 89 nach der Veröffentlichung in der Encyclopédie d'Architecture, Paris 1883, wiedergegeben sind.

Das große Warenhaus von Wertheim in Berlin wurde erst um 1900 von MESSEL fertiggestellt.

Der Pariser Grundplan ist mit dem bekannten, den französischen Architekten eigenen Geschick disponiert und mit Rücksicht auf Achsen und Gewinnung schöner Innenbilder angelegt. Beim Fassadensystem ist die Durchführung der Vertikalen angestrebt, aber

Abb. 89. Warenhaus Printemps, Paris.



nicht in ihrer äußersten Konsequenz; das ohne senkrechte Unterbrechungen durchgeführte Obergeschoß mit der Attika läßt die Horizontale wieder zu Wort kommen und bringt so, statt des »Ausatmens der Massen der stützenden Teile«, Gleichgewicht in die Komposition. Die einseitige Betonung einer Richtungslinie ist damit aufgehoben. Die Formensprache ist die der modernen französischen Renaissance; die Architektur selbst wird mit einem hohen Louvredach zum Abschluß gebracht, das zu zwei Lagergeschossen ausgebaut ist, somit einen Zweck hat und kein Dekorationsstück abgibt. Die weite Entfernung der Pfeiler voneinander und die daraus folgende bedeutende freie Länge der

Architrave von 8 m — (im alten Ägypten bis zu 9 m und in Griechenland über 6 m ausgeführt) — wird bei dem französischen Kalkstein technisch durch einen feingliedrigen, dreifach geteilten Eisenbau (s. Abb. 88) zwischen den Steinpfeilern ermöglicht.

Die Steinarchitektur beherrscht den Bau und verleiht ihm das charakteristische Gepräge, die mit Flachbogen überspannten Eisenstäbe bilden nur die Einfassungen für die mächtigen Tafelgläser. Als »bedeutungsvoll und imposant« bezeichnen KARL und AUGUST ZAAR das Werk — ein Urteil, dem gewiß zugestimmt werden kann; meine Besichtigung des Werkes in allerneuester Zeit hat dieses nicht abgeschwächt.

Die Anordnung des großartigen Vestibüls mit den Hauptkassen und Verbindungstrepfen in den Flankentürmchen lassen eine Monotonie des Baues nicht aufkommen.

Die Berliner Warenhäuser verfolgen im Grundplan und bei der Fassadengliederung das gleiche Prinzip: durchsichtige Stützenstellung im Innern, durchgehende Pfeileranordnung vom Trottoir bis zum Hauptgesimse und über dieses hinaus, mit nur eingespannten, kurzen Horizontabteilungen.

ENGEL und MESSEL treiben den vertikalen Rhythmus aufs äußerste, lassen aber trotzdem durch eine kräftiger betonte horizontale Einlage unter dem Hauptgesimse eine wohlangebrachte Milderung desselben walten (vgl. Abb. 90).

Intimitäten in der Umrahmung der Schaufenster, wie dies bei den Wohnhäusern mit Läden angestreift wurde, sind hier ausgeschlossen, sie würden so buntscheckig ausfallen wie der dargebotene Inhalt.

Eine moderne Abscheulichkeit bilden an den Wohnhäusern mit Läden oder an den Ladenhäusern mit Wohnungen oder an den Warenhäusern die Firmenschilder und Reklame tafeln, aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und Italien. Man begnügte sich einst mit einer mäßigen Größe derselben, brachte sie in einem Frieze oder unter einem Gurtgesimse an, nach antiker Weise; ganz vornehme Geschäfte ließen ihren Namen auf eine Metall- oder Marmorplatte gravieren und befestigten diese in sehr diskreter Weise an der Fassade oder am Hauseingang. Zur Zeit der Butzenscheibenlyrik erinnerte man sich der Wirtshausschilder des späten Mittelalters und der Renaissancezeit, die senkrecht zur Fassade befestigt wurden. Ein Nachbar suchte den andern im aufdringlichen Vorkragen seines Schildes zu überbieten. Das Straßenbild änderte sich mit einem Schlage durch diese »Hergottsarme«. Aber auch dieser Zauber ging vorüber und machte einem noch häßlichern Platz, indem man mit Aufschriften in Riesenlettern an allen möglichen und unmöglichen Orten die Fassaden, gleichgültig ob etwas Herzblut des Architekten an diesen hing oder nicht, verschandelte. Ob es bei solchem Gebaren noch irgend einen Wert hat, über Ladenfassaden und deren Ausbildungen nachzudenken? Die Verrohung ist eben einmal Trumpf und der Bauer über den Jäger gekommen! Aber auch dies wird wieder anders werden, doch Einkehr tut not. —

Werden die Schaufenster, vor denen bei wachsendem Straßenverkehr doch niemand mehr betrachtend stehen bleiben kann, den Verkehrsadern abgewendet und in besondere

Abb. 90. Warenhaus Wertheim in Berlin.
Architekt: MESSEL.



Abb. 91. Ansicht der Galleria Vittorio Emanuele in Mailand. Architekt: MENGONI.



Abb. 92. Querschnitt durch die Galerie in Mailand.



Verkaufsstraßen verlegt, werden mit anderen Worten, mit Glas-Eisen gedeckte Verbindungsgänge nach zwei Straßen durch Häuserblöcke getrieben, und zu beiden Seiten derselben die Läden, Cafés, Restaurants, Ausstellungslokale u. dgl. gelegt, so ergibt sich

eine Einrichtung, die mit dem Namen Passagen und Gallerien belehnt wird. Ihre Wurzeln sind im Orient zu suchen, dort wohl farbenprächtiger gestaltet, aber nicht so fein säuberlich und trocken gehalten wie bei uns. Die nach heutigen Begriffen wohl bescheidenen ersten Anfänge solcher Anlagen reichen in Paris in die Zeit des ersten Napoleon zurück und finden von da, nachdem man ihre Vorzüge erkannt hatte, weitere Verbreitung im übrigen Europa (Bordeaux, Nantes usw.), bis sich bei den alten, berufenen Raumkünstlern — den Italienern — diese Bauten zu großartigen architektonischen Schöpfungen erhoben.

Geradezu epochemachend war in dieser Richtung die große »Galleria Vittorio Emanuele« zu Mailand, 1865—67 von MENGONI erbaut, vorzüglich unter Verwendung besten Baumaterials ausgeführt. Den Grundplan, in Kreuzform angelegt, durch eine

Abb. 93. Innenansicht der Galleria Umberto I in Neapel. Architekt: E. Rocco.



großartige Vierungskuppel ausgezeichnet, wie auch den Querschnitt gibt die Veröffentlichung des Baues in der *Milano tecnica* 1885, Taf. XIII, XIV. Der imposante Vierungsraum und die durch Glas-Eisenkonstruktionen abgedeckten Wandelgänge sind von mächtiger Wirkung. Letztere haben eine Breite zwischen den Ladenfronten von 14,5 m bei einer Höhe von 26 m, während der Scheitel der Vierungskuppel bis zum Fuß der Laterne sich 44 m über dem Fußboden erhebt. Abb. 91 u. 92 zeigen das Äußere und Innere des Riesenwerkes.

Von bedeutender Wirkung ist auch die Galleria Mazzini zu Genua. EM. ROCCO wollte in Neapel mit seiner Galleria Umberto I (1887—90 erbaut) die Mailänder übertreffen, was ihm wenigstens in den Größenverhältnissen gelang, indem die Schiffbreite 15 m bei 34 m Höhe erreicht (vgl. Abb. 93). Bescheiden wirkt dagegen die von KYLLMANN und

HEYDEN in Berlin 1869—73 erbaute Passage mit 8 m Spannweite bei 16,5 m Höhe der Wandelhallen. (Vgl. Berlin und seine Bauten, 1896). Die Ladenfrontwände zeigen (vgl. Mailand) gewöhnlich die Fassadensysteme der Wohnhäuser mit Läden in ihren bekannten Formen und bieten nichts neues, dabei ist aber ein stolzes Architekturmotiv im Sinne römischer Triumphbogen gewonnen (vgl. Neapel), das noch bedeutender wirkt, wenn weite Kolonnaden mit ihm in unmittelbare Verbindung gebracht sind. In der Berliner Passage sind über dem Ladengeschoß noch zwei weitere, zu Wohnungen eingerichtete ausgeführt, in Mailand sind es 5 solcher. Diese teilen, wie alle, die nach einem Lichthof oder einer Passage liegen, das gleiche Schicksal, daß man sich mit dem Lärm, den der Verkehr mit sich bringt und mit der verbrauchten Luft abfinden muß.

Abb. 94. Wolkenkratzer in New York.



Bauformen (Details) für neu und nie dagewesene erklären zu wollen, beruht auf Mangel an Kenntnis der seit 6000 Jahren von der Baukunst gesprochenen Formensprachen. Das Stilsammelsurium ist geblieben!

Wolkenkratzer. In dem vorgetragenen* war eine gesunde Überbauung großer Flächen als Aufgabe gestellt; an Orten, wo der Grund und Boden kaum erschwingliche Preise verlangt, war die Ausdehnung in der Fläche oder Ebene unmöglich geworden, man mußte eine Entwicklung nach der Höhe suchen. Und das junge Amerika hat den Ausdruck dafür in seinen sog. »Wolkenkratzern« gefunden. Die Räume wurden auf 12—16—20 Stockwerke verteilt, bei einer Gesamthöhe der Gebäude bis 70 m und darüber. Die Plätze New York und Milwaukee stellen die Hauptrepräsentanten dieser merkwürdigen

Die Übelstände werden weniger empfunden, wenn, wie in Mailand und Neapel, große Hallenbreiten gewählt sind.

Die Anlagen mittelgroßer und kleinerer Passagen finden sich überall und allenthalben in Haupt- und Provinzialstädten, sie fehlen beinahe in keiner, erfreuen sich an einem Platze oft großer Frequenz, am andern einer sehr verminderten. (Paris, London, Köln, Leipzig usw.)

Ihrer charakteristischen Fassadenbildungen wegen (Stil ausgenommen) seien noch einige Wohn- und Geschäftshäuser namentlich angeführt: Bernheimer in München (THIERSCH und DÜLFER); Tiedemann in Berlin (RIETH); Wilhelma zu Berlin (SOLF und WICHARDS); Gebrüder Simon in Berlin (CREMER und WOLFFENSTEIN); Knopf in Straßburg (BERNINGER und KRAFFT); Geschäftshaus zu Birmingham (ESSEX), bei welcher der Eigenart der Aufgabe Rechnung getragen ist, die auch im Straßenbild ein neues Moment bieten und den Zweck des Baues ohne weiteres offenbaren. Dabei aber die zum Ausdruck gebrachten

Bauwerke. Aufzüge müssen hier die Treppen ersetzen, der Hof wird aufs Dach verlegt, die architektonische Komposition ist in den meisten Fällen ernst zu nehmen. Das sind neue Elemente für Straßenbilder, wen's darnach dürstet! (Vgl. Abb. 94.)

In bestimmten Lagen der Stadt New York kostet das Quadratmeter Bauplatz etwa 30000 M. Der Höhenbau ist also wohl zu entschuldigen. Das allerneueste Ungeheuer wird das Singer-Haus werden mit 41 normalen und 6 Turmggeschossen, im ganzen 47 Stockwerke mit einer Höhe von 200 m, also $\frac{2}{3}$ der Höhe des Eiffelturms in Paris. Der Riesenbau ruht auf 89 Stahlsäulen, die 30 m tief eingelassen, auf dem gewachsenen Felsen gegründet sind. 16 Lift vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Geschossen, darunter sind einige für den Schnellverkehr eingerichtet, die vom 1. bis 20. Stock durchfahren. 15000 elektrische Lampen erhellen den Bau, der in jedem Zimmer Zapfstellen für nach der Jahreszeit temperiertes Trinkwasser hat und Zentralheizung, Vakuumreiner, Telephon usw. vorsieht.⁵⁰⁾

Drei neue Aufgaben sind dem heutigen Architekten auf dem Gebiete des städtischen Hausbaues zugefallen: das Warenhaus, der Großbazar mit seinen Wandelhallen und der Wolkenkratzer. Als kleine Dreingabe wären noch die »Aquariumsläden« mit den Glastafeln bis zum Trottoir herab und von diesem nur durch eine höchstens 10 cm hohe Eisenleiste getrennt, zu erwähnen — besonders vorteilhaft in Städten, wo die Hunde eine Rolle im Straßenverkehr spielen und Schneefälle von einem halben Meter Höhe zu gewärtigen sind; doch sinnvoll, wo der Beschauer oder Käufer in spe, sich auf gleicher Höhe der Standfläche, mit lebensgroßen Puppen, welche die Verkaufsartikel tragen, unterhalten kann. Die Konstruktion hat ihren eigenartigen Ausdruck dafür gefunden, der Kunst sind als neues höchstens einige Geschmacklosigkeiten zugetragen worden.

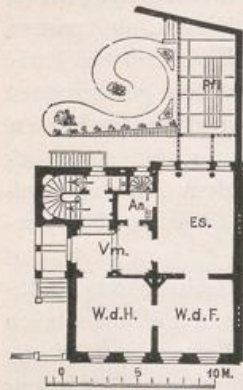
4. Einfamilienhaus. Was die Gemüter heute zumeist bewegt, ist das städtische und ländliche Einfamilienhaus, sind die Wohnungen des städtischen Mittelstandes. Hier setzen die Weltverbesserer ihre Hebel an und wohl mit Recht. Wie die Bürger in Pompeji, wie der germanische Bauer, so stellten die Söhne Albions den Satz auf: my house is my castle. Beim Fabrikarbeiter der Vorstadt sollte der Satz zuerst bei uns wieder wahr werden, die bessern Stände bleiben einstweilen noch in der Miete wohnen und müssen noch folgen.

Der vermehrte Wohlstand und »die erneute Würdigung der Vorzüge des Alleinwohnens eines Hauses« sind die Gründe dafür. Keiner soll mehr in den Topf des andern schauen. So lange Grund und Boden innerhalb des Stadtgebietes täglich im Werte steigen, die städtischen Abgaben gleichwie die staatlichen immer höher werden, sind für den Mittelstand, Beamte, Kauf- und Geschäftsleute, Erwerbungen von Bau-

⁵⁰⁾ Gegen diese Bauungeheuer sind es besonders die Feuerversicherungsgesellschaften, die diesen Ausbau in die Höhe anstatt in die Breite mit immer größerem Bedenken verfolgen. Es machen sich immer mehr Stimmen geltend, die eine Beschränkung in der Höhe dieser allerdings praktischen Gebäude befürworten. Eine Grenze in der Höhe ist kaum mehr abzusehen. Noch ist der Turm des neuen Singer-Gebäudes auf dem Broadway, der 41 Stockwerke hoch sein wird, nicht vollendet, und schon läßt die Metropolitan-Lebensversicherungs-Gesellschaft die Grundgemäuer zu einem andern mit 46 Stockwerken in Angriff nehmen, und eine große Bank plant bereits ein 55stöckiges Gebäude! Angesichts dieser wahnwitzigen Hochbauten machten sich in den Sitzungen des Ausschusses zur Prüfung der Bauverordnungen allerlei gewichtige Zweifel geltend, denen namentlich GEORGE W. BABB, der Vorsitzende der Vereinigung der Feuerversicherungs-Gesellschaften, Ausdruck gab. Er schilderte die gewaltige Gefahr, die der Brand eines solchen Wolkenkratzers mit sich bringen müsse. Die vereinigten Feuerwehren der Welt wären einem solchen Riesenbrand gegenüber machtlos. Ein Brand im Hauptgeschäftsviertel New Yorks könne leicht ungeheure Ausdehnung annehmen und Schaden von ungezählten Millionen anstiften, demgegenüber die New Yorker Feuerversicherungs-Gesellschaften, deren Gesamt-Hilfsquellen nicht mehr als 300000000 Dollar betragen, nur ein Fünftel bis ein Viertel der Versicherung bezahlen können.

geländen innerhalb der Stadt immer weniger möglich und er muß sich außerhalb derselben sein Heim gründen, wobei ihm Behörden oder der spekulative Sinn einzelner die Entfernung seines Heims von seinem Arbeitsplatz vergessen machen müssen, d. h. den Weg von einem Platz zum anderen so abkürzen, daß ein nennenswerter Arbeitszeitverlust für ihn nicht entsteht und ihm für den bezüglichen Verkehr keine größeren Ausgaben zugemutet werden.

Abb. 95.
Wohnhaus in Aachen von
Arch. EWERBECK.



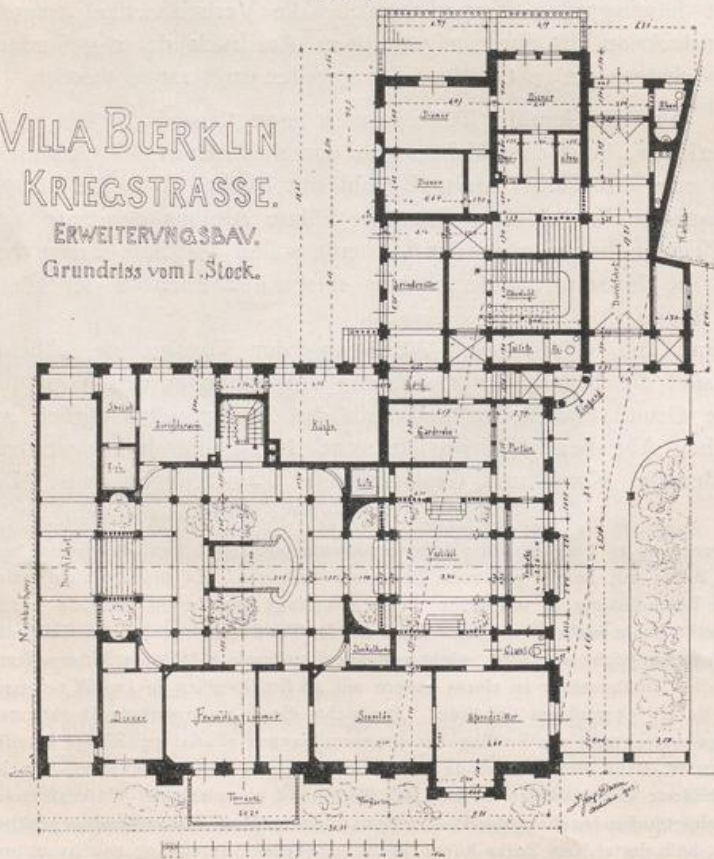
Die Versuche sind, worauf bereits hingewiesen wurde, im Gange. Wenn wir bedenken, daß der weitaus größte Teil der Stadtbewohner zur Miete wohnt und nach C. WEISSBACH beispielsweise in Leipzig 90% der Bevölkerung Mieter sind, so wird sich der Wechsel nicht so rasch vollziehen und eine Verödung der Stadtinnern auf Kosten der Vororte noch in die Ferne gerückt sein.

Einfamilienhäuser: a) freistehende, b) angebaute, c) eingebaute. Zur Zeit werden Versuche mit a) freistehenden, b) angebauten, c) eingebauten städtischen Einfamilienhäusern gemacht.

a) Das letztere ist das erreichbare Ziel des Handwerksmannes, da man aber im Einzelhause teurer wohnt als im Miethause, so bleibt die Ausführung meist noch ein frommer Wunsch. Um trotz hoher Platzkosten das Erstrebenswerte zu erreichen, versucht man es mit dem anglo-amerikanischen System, mit nach der Straßenfront schmalen und nach rückwärts tiefen Bauplätzen oder mit dem »Dreifensterhaus« vergangener Zeiten auf dem Kontinent. Dies bedingt aber das Wohnen auf 2—3 Stockwerken, was von vielen nicht gerade als Bequemlichkeit empfunden wird und Zeitverluste und größere Ansprüche an Bedienung macht, trotz aller Aufzüge. Aber auch hier könnten durch Gewöhnung diese Übelstände, wo sie als solche empfunden werden, ausgeglichen werden.

Abb. 96a.

VILLA BIERKLIN
KRIEGSTRASSE.
ERWEITERUNGSBAU.
Grundriss vom I. Stock.



Als einschlägiges Beispiel eines Dreifensterhauses vgl. Abb. 78a, b, c. Bei diesem sind das Herrenzimmer (die Diele), Anrichte, der Speisesaal nebst Toilette in das Untergeschoß gelegt, in das Obergeschoß das Besuch-

zimmer mit Balkon und zwei anliegende Wohnzimmer der Frau, Aufzug und Kloset, während im Untergeschoß die Dienerwohnung, Küche, Waschküche, Zentralheizung und Kellerwände liegen. Andere Anlagen zeigen Läden und Werkstätten im Erdgeschoß und die Wohn- und Schlafräume in den darüber befindlichen Obergeschossen, wieder andere in einem hohen Souterrain Küche, Waschküche und Dienstbotenräume, darüber im Hochparterre die Wohn- oder Gesellschaftsräume und über diesen die Schlaf- und Kinderzimmer, und im Dachgeschoß die Dienstbotenschlafräume.

Bei den Anlagen auf dem Festlande sind die Treppenräume dieser Häusergattung meist gut ausgebildet, was man von den überseeischen nicht immer behaupten könnte.

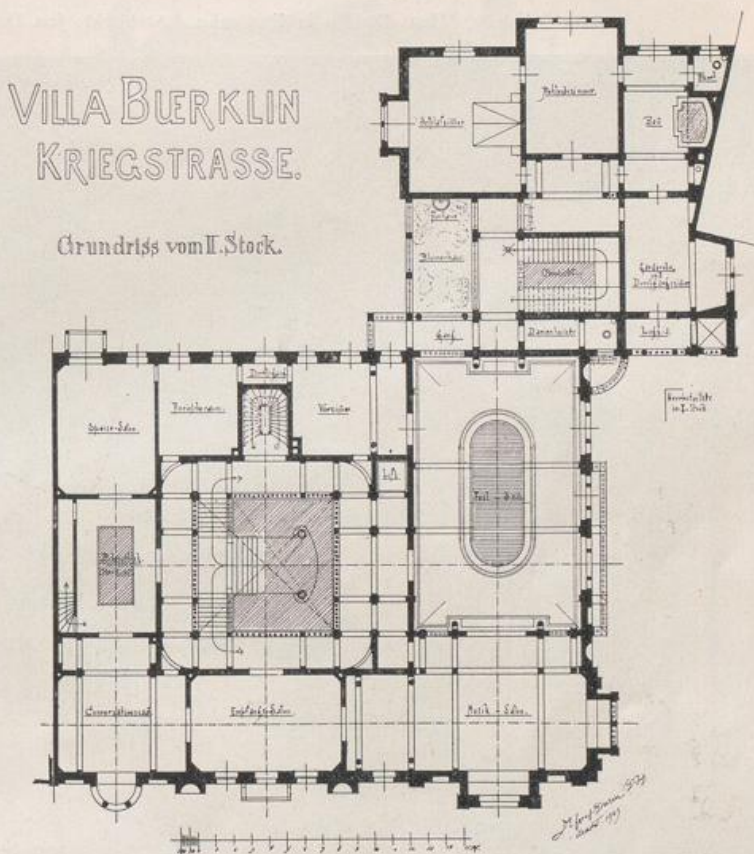
b) Das angebaute städtische Einfamilienhaus hat den Vorzug, von drei Seiten Licht und Luft in das Innere zu lassen, wobei man Eingang, Treppe, Küche und Aborte nach der minderwertigen Seite des Platzes legt, wenn nicht besser die Treppe zentral angeordnet und durch Deckenlicht erhellt wird.

Es gestattet eine freiere Bewegung und gilt schon mehr als Heimstätte für Glieder höherer Stände, die einen erweiterten Haushalt führen und alle Räume in sich aufnehmen können, die einem herrschaftlichen Betriebe dienen. Dementsprechend sind die Zimmergrößen zu bemessen, deren Verteilung und Gruppierung

nach den Forderungen des Bauherrn festzustellen, die Innen- und Außenarchitektur passend zu gestalten. Wohnzimmer, Empfangszimmer, Speisezimmer werden als Repräsentationsräume eingerichtet, denen noch Blumenzimmer, Loggien, Wintergarten u. dgl. m. angegliedert werden können. Eine zweckmäßige Grundrißanlage eines solch angebautes Einfamilienhauses zeigt ein von EWERBECK erbautes Wohnhaus in Aachen. (Vgl. Abb. 95), bei dem die Wohn- und Gesellschaftsräume in das Erdgeschoß, die Schlafzimmer von Eltern und Kindern in das Obergeschoß verlegt sind.

Als größere Beispiele seien das Haus Bürklin und das Haus Schmieder, beide in Karlsruhe, angeführt. Das erstere enthält über dem Keller in dem Erdgeschoß das Vestibül, einige Dienstgelasse und Fremdenzimmer, ein größeres Bad, Garderoben, Lift, Gala- und Nebentreppen. Die Galatreppe liegt zentral, ein Säulengang ist um sie

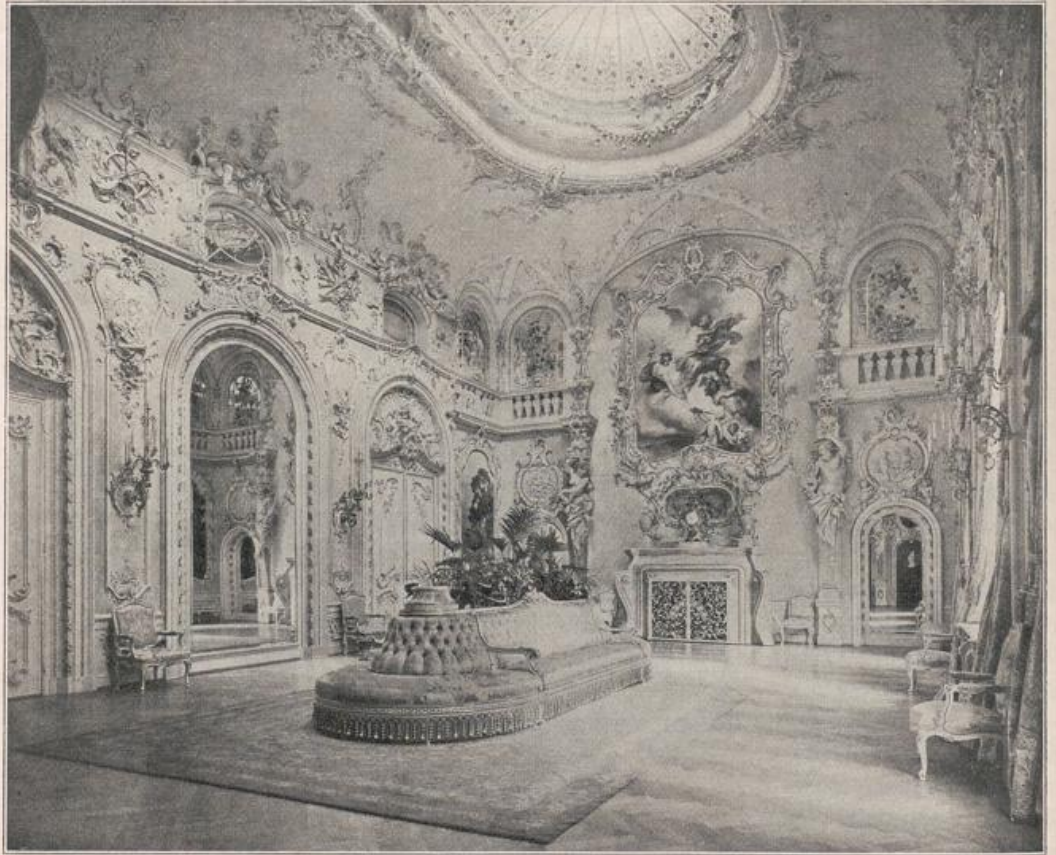
Abb. 96b.



herumgeführt und durch Oberlicht beleuchtet. Im Obergeschoß befinden sich die Repräsentationsräume und Schlafgemächer, im Mansartstock die Bibliothek, Spiel-, Rauch- und Billardzimmer, das Studierzimmer und einige Nebengelasse (vgl. Abb. 96a und b). Beim Hause Schmieder sind die Wirtschafts- und Kellerräume in das Souterrain verlegt, über denen das Hochparterre mit den Gesellschaftsräumen und dem Wintergarten liegt, während im Obergeschoß die täglich benützten Wohnräume, Schlafzimmer und Bad, das Arbeitszimmer des Herrn untergebracht sind. Im Mansartstock liegen Kinder- und Fremdenzimmer.

Die innere und äußere Ausstattung ist bei beiden eine gleich reiche; die Fassaden mit ihrem Figureschmuck sind aus weißem Sandstein, die Innenarchitektur in Marmor,

Abb. 97. Haus Bürklin in Karlsruhe. Architekt: JOS. DURM.



Stuck und Malerei aufs reichste durchgeführt. Auch das Mobiliar wurde für beide vom Architekten entworfen (vgl. Abb. 97 u. 98).

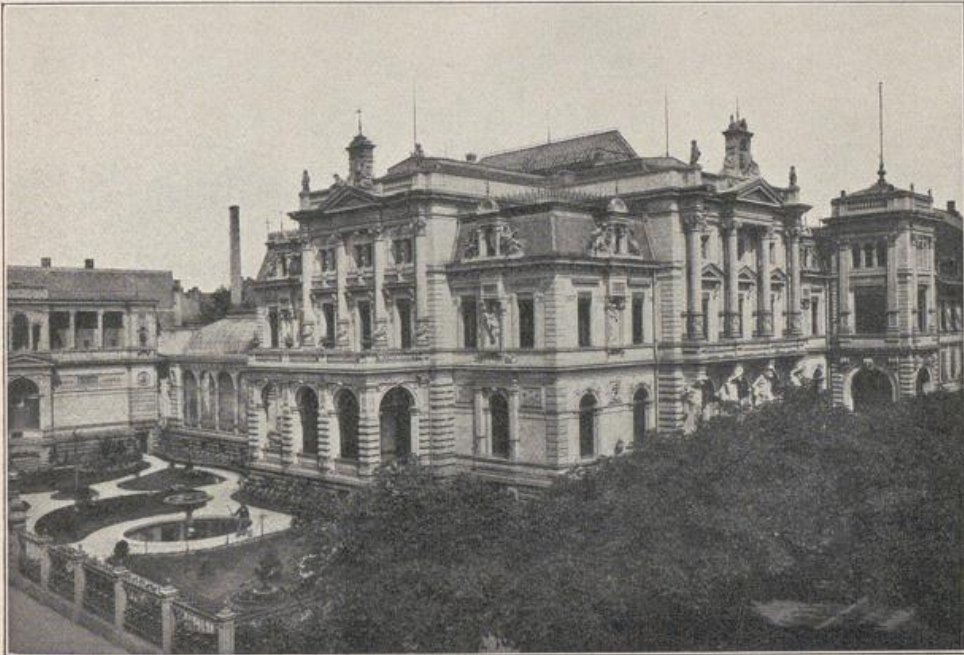
Den Figureschmuck an beiden Bauten fertigten die Professoren Bildhauer HEER und VOLZ in Karlsruhe, die Wand- und Deckenmalereien die Professoren FERDINAND KELLER, ERNST SCHURTH, EDMUND KANOLDT, WILHELM KLOSE und RUDOLF GLEICHAUF.

c) Das freistehende Einfamilienhaus, in der Stadt oder auf dem Lande, darf wohl als das Ideal einer Wohnung angesehen werden, besonders wenn es von einem genügend großen Garten umgeben ist, und es anstehende Zinskästen nicht beeinträchtigen.

Es kann klein und groß genommen werden, dem einfachen Mann oder einem begüterten dienen, für einen Junggesellen, ein kinderloses oder ein mit Kindern gesegnetes

Ehepaar bestimmt sein, für eine Familie, die zurückgezogen leben oder für eine solche, die ein Haus machen will, erbaut werden, was alles bei der Aufstellung des Bauprogramms wohl zu berücksichtigen ist. Dann aber auch, ob die Familie den Bau aus eigenen Mitteln bestreiten kann oder ob er zwecks Geldgewinnes von einem Kapitalisten

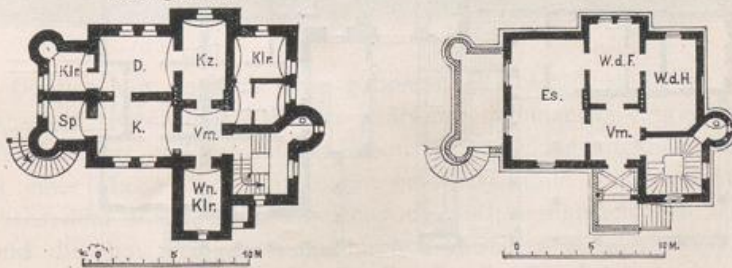
Abb. 98. Haus Schmieder in Karlsruhe. Architekt JOS. DURM.



zum Wiederverkauf erbaut oder ob durch Vermieten Zinsen daraus gezogen werden sollen usw. Danach wird sich die Größe und Ausdehnung, sowie die äußere und innere Gestaltung bemessen lassen. Nun soll es aber auch noch ein Kunstwerk sein! Das wird es nur werden können, wenn ein geistvoller Bauherr, der weiß, was er will,

Abb. 99 u. 100. Wohnhaus des Dr. OPPLER in Nürnberg.

Untergeschoß.

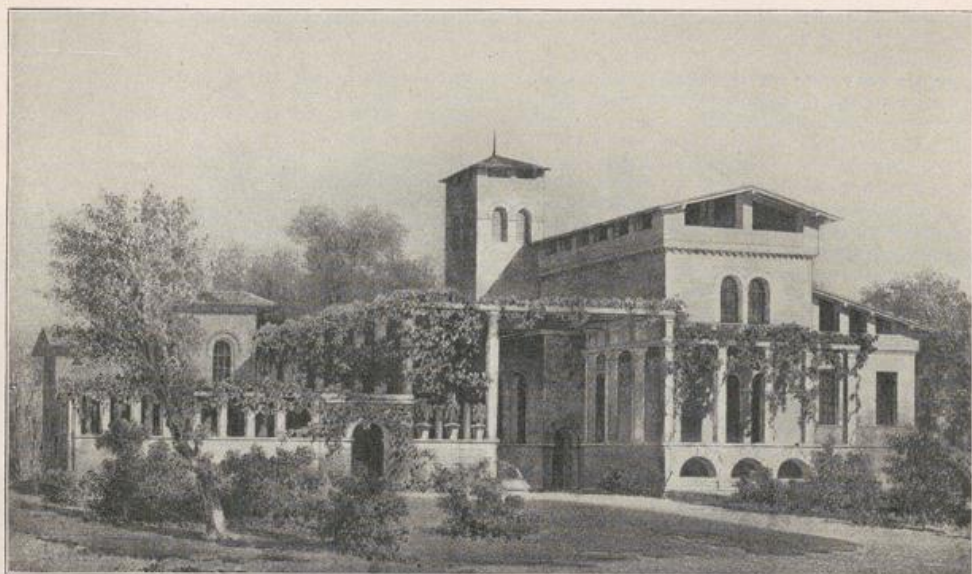


mit einem geschickten Architekten zusammenarbeitet; so war es zu allen Zeiten, die eine Hochblüte der Kunst zu verzeichnen haben. Das Produkt mag antikisch, mittelalterlich, barock oder modern ausfallen, wenn es nur ein Kunstwerk und nicht ein Pfluswerk ist, womit aber nicht gesagt sein soll, daß die Baukunst vor allem da, wo sie im Dienste der häuslichen Ansprüche steht, sich von dem Zwang der Stilgesetze

frei machen müsse, wie vielfach Verfasser von guten Ratschlägen für die Erbauung von Einfamilienhäuser zu meinen scheinen.

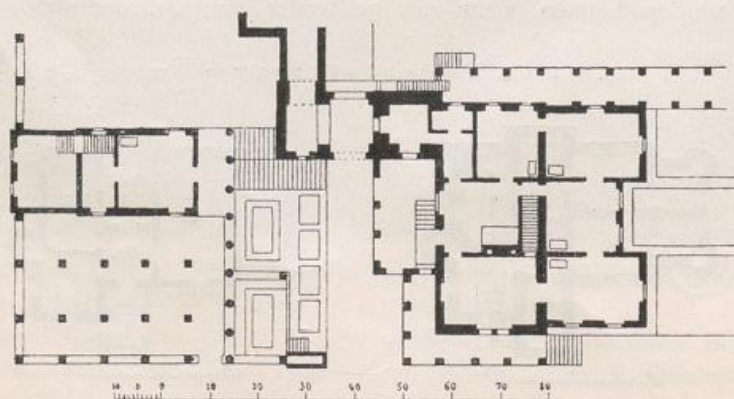
Zum »Idealtypus« des modernen Einzelwohnhauses wird der Typus des englischen Hauses ausgerufen, denn an Verinnerlichung und Vertiefung der

Abb. 101a. Wohnhaus des Gärtners in Charlottenhof bei Potsdam. Architekt: SCHINKEL.



schmückenden Form (sic), stünde dieser unerreicht da — er soll aber trotzdem nicht zur bedingungslosen Nachahmung empfohlen sein und »wer in der Seele einer Landschaft zu lesen versteht«, wird wissen, was damit gemeint sei. Die Ehrlichkeit im Material wird verlangt und dabei der Putzbau empfohlen, wie auch die »Einhaltung des

Abb. 101b. Grundriß des Gärtnerhauses in Charlottenhof.

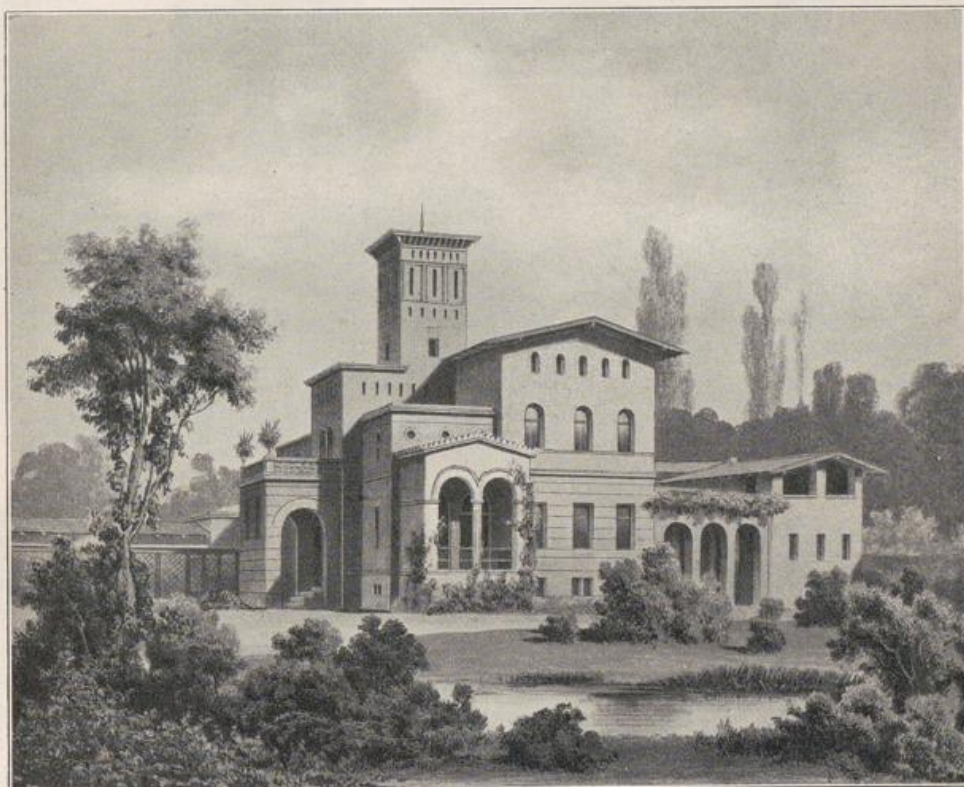


Zweckgedankens«. Man kann solch klingenden Empfehlungen Folge geben, man kann es aber auch lassen. Wer in einem verwässerten Bauernheim das Ideal eines Einfamilienhauses für den Stadtbewohner erkennt, dem sei dies unbenommen; es wird dies immer noch besser sein als die verschiedentlich dafür angebotenen Ritterburgen, Bieder-

meierschlößchen mit Observatorien auf den hohen Scheunendächern und pseudoperipterischen Tempelfronten, hinter denen sich Anrichte, Küche, Speisekammer und Klosett nebeneinander gereiht, verbergen. So verübt von Bannerträgern, die für »Wahrheit und Ehrlichkeit« in der Architektur Propaganda machen!

Umgeben statt Wald und Wiesen, Blumen- oder Gemüsegärtchen die geschilderten Einfamilienhäuser in einem Vorort, bedecken Blumengespinste (CHRIMSON-REMBLER) und Efeuranken die Wände, so entsteht aus einer Vielheit derselben die »Gartenstadt«. Sie bietet dem Beschauer meist ein versöhnendes Bild, besonders im Sommer zur Zeit der Blumenblüte, über dem man die Architektur vergißt.

Abb. 102. Beamtenhaus beim Fasaneriegebäude zu Sanssouci. Architekt: PERSIUS.



Der in Bötien um 50 nach Chr. geborene PLUTARCH stellt in seinen Parallelbiographien, worin Griechen und Römer paarweise miteinander verglichen werden, den individuellen Charakter und das innere Leben seiner Helden und Staatsmänner fest und entwirft aus einer Masse von Einzelzügen ein Gesamtbild »das wohlthätig anspricht«. Er überläßt es dem Leser, nach Überzeugung und Geschmack sich selbst sein Urteil zu bilden und die ihm weniger sympathischen Gestalten auszuscheiden und sich seine Ideale abzuziehen.

So könnte auch im Nachstehenden bei den Bauwerken der ältern und der jüngern Künstlergenerationen nach großen Mustern verfahren, dabei im Verfolg das eine für maßgebend, das andere für rückständig erklärt werden. Auf diese Art von Geschmacklosigkeit wollen wir aber nicht verfallen und der sachlichen Betrachtung treu bleiben. Als erstes Beispiel seien die Grundrisse eines Häuschens in Nürnberg vorgeführt (vgl.

Abb. 103. Freistehendes Wohnhaus Mayer in Karlsruhe. Architekt: JOS. DURM.

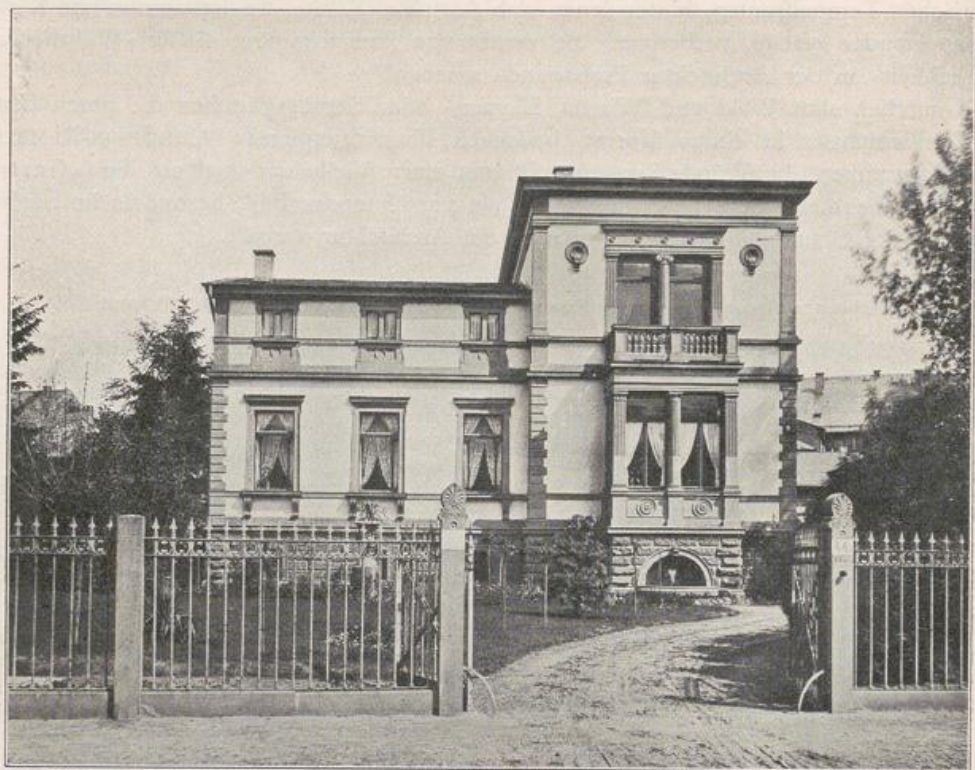


Abb. 99 u. 100); seiner wirklich malerischen Anlage wegen als zweites Beispiel eines freistehenden Einfamilienhauses (hier Beamtenwohnung), sei das Gärtnerhaus in Charlottenhof bei Potsdam erwähnt (vgl. Abb. 101a und b)⁵¹⁾ und aus den gleichen Gründen ein anderes Beamtenhäuschen beim Fasaneriegebäude zu Sanssouci. Einfach in den Formen, jedes Ornament vermieden, dafür aber reizvoll in seinem Aufbau und in der Silhouette, ohne gesuchte Unregelmäßigkeit (vgl. Abb. 102).

Abb. 104. Darmstädter Künstlerkolonie, Nikolaiweg.



⁵¹⁾ Die Abb. 101 u. 102 sind dem »Architektonischen Skizzenbuch« entnommen.

Aus der Zeit kurz vor dem großen Krieg stammend, gibt Abb. 103 das in einem Garten freistehende erbaute Familienheim eines kinderlosen Ehepaars. Es enthält in dem Souterrain die Küche mit deren Nebenräumen, Mägdezimmer, Vorratsräume und Bad. Im Hochparterre zwei Salons, ein Wohnzimmer mit Erker und ein Dienerzimmer, Abort und Treppenhaus; im Obergeschoß ein weiteres Wohnzimmer, Schlafzimmer mit Bad und Toilette und im anliegenden Dachgeschoß Diener- und Gastzimmer. Hinter dem Häuschen, durch einen Hof getrennt, sind Stallungen und Remise angelegt.

Abb. 105. Musterentwurf.

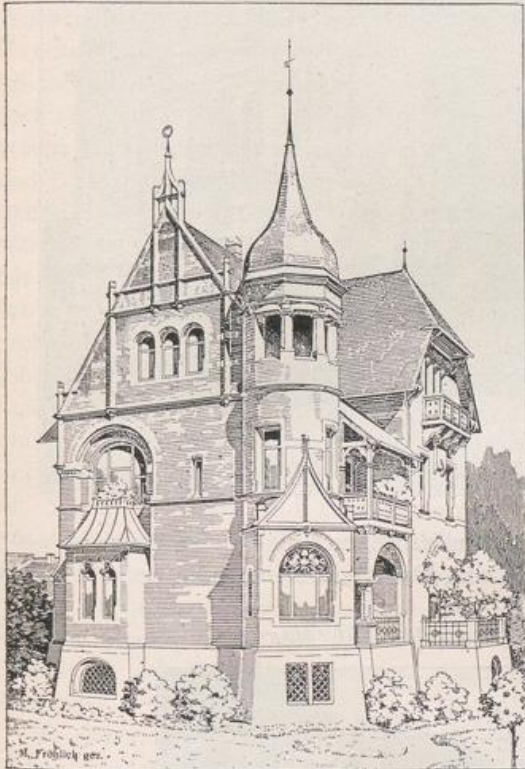


Abb. 106. Wohnhaus Hesch in München.



Die Stilfrage beim Familienhaus in mittelalterlichem Sinne zu lösen, haben HAASE und OPPLER in Hannover und deren Anhänger mehrfach mit Glück und Geschick versucht, aber ohne dauernden Erfolg. Die Durchführung der mittelalterlichen Formen und deren Übertragung auf die Einrichtung wird immer zu Schwierigkeiten führen (vgl. das Gesagte im laufenden Kapitel, Seite 65 u. ff.)

Abb. 104 u. 105 geben je eine Ansicht eines zweigeschossigen Einfamilienhauses im Stile der deutschen Renaissance, bei denen die Bestimmung der Räume in der Fassade geschickt zum Ausdruck gebracht ist, und auch das Dach in angemessenem Verhältnis zum Unterbau entwickelt und zerlegt wird. (Abb. 104 ein Entwurf der Darmstädter Künstlerkolonie).

Abb. 106 gibt ein größeres Familienhaus im Stile des Münchner Baroko durchgeführt. Abb. 107 ein anderes in klassischen modernen Formen gehaltenes, reizvolles Künstler-Heim.

Abb. 107. Villa Stuck in München.



Differenzierte Bauernhäuser als Einfamilienhäuser in die Stadtbezirke aufzunehmen, ist ein Bestreben der neuesten Zeit. Der Gedanke und seine praktische

Abb. 108. Darmstädter Künstlerkolonie, Prinz Christiansweg.



Verwertung haben an Boden gewonnen. In welcher Weise dies geschehen, davon geben Abb. 108 u. 109 zwei interessante Beispiele. Wie lange dieser Zug nach dem Einfachen vorhält, muß die Zeit lehren. Für ländliche Villen hat er sicher seine

Berechtigung. Nur wolle man nicht niederdeutsche Bauernhäuser zum Ausgangspunkt für diese Bestrebungen im Schwarzwald nehmen oder mit oberbayerischen in der norddeutschen Tiefebene Versuche machen. Der Bodenständigkeit ist hier mehr, als sonst in einem Falle, Rechnung zu tragen.

Herrenhäuser (Landschlößchen). Aus dem freistehenden Einfamilienhaus entwickeln sich bei gesteigerten Ansprüchen an das Wohnen und an das Leben die sog. Herrenhäuser (Landschlößchen), bei welchen den Herrschaftsräumen noch Dienerwohnungen, Wirtschaftsgelasse und Stallungen angegliedert sind. So entsteht wieder ein bestimmtes umgrenztes Gehöft, dessen Mittelpunkt der herrschaftliche Wohnbau bildet, der je nach den Mitteln des Besitzers mehr oder weniger reich durchgeführt, zum vorübergehenden, aber auch zum dauernden Aufenthalt dienen kann. Der Wohn-

bau wird aus einem herausgebauten Erdgeschoß mit Küche und Kellerräumen, einem Hochparterre mit den Wohn- und Gesellschaftsräumen und einem Obergeschoß mit Schlaf-, Kinder- und Gastzimmern zu bestehen haben, während im Dachstock weitere Dienstgelasse und Fremdenzimmer unterzubringen wären. Veranden, Pflanzhäuser, Erker, Balkons, Aussichtstürme sind charakteristische Beigaben, wie auch in der nächsten Umgebung Park- und Gartenanlagen mit Ruhesitzen, springenden Wassern, Laubgängen usw. Die größte Freiheit ist in der Gruppierung und in der Gliederung der Fassaden gestattet, doch ist die symmetrische Anlage nicht ausgeschlossen.

Mit dekorativen Mitteln sollte bei der Außenarchitektur haushälterisch zu Werke gegangen werden; was an Dekoration zu geben ist, muß für das Innere aufgespart bleiben. Wie in keinem andern Fall empfiehlt sich hier im Grundplan die Verwertung des antiken Atriums, der deutschen Diele oder der englischen Halle.

Eigenartige Herrenhäuser aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert sind im badischen »Markgräflerland« erhalten, die in der Ebene liegend, von Mauern und Hofgebäuden umzogen, den Namen »Schlößchen« führen oder als »Wasserschlößer« bezeichnet werden, wenn sie inmitten eines kleinen Sees oder Weihers stehen.

Sie zeigen sich als einfache, viereckige, massive Steinbauten, deren Mauerflächen außen mit weißem Putze, mit und ohne Quaderketten an den Ecken, mit dem hohen roten Ziegeldach und weißgetünchten Schornsteinen versehen sind. Fensteröffnungen, nicht viel an der Zahl, von rechteckiger Form mit Steinkreuzen versehen und durch kleine Glasfenster zuweilen den in Blei gefaßten Butzen nachgebildet (also keine gegossenen Butzenscheiben) und mit äußeren Holzläden geschlossen, beleben die Mauermassen, die durch mäßig vorkragende Sparrengesimse abgeschlossen und geschützt werden. Stockwerks- oder Fensterbankgurten fehlen vollständig — nirgends eine architektonisch beengende Fessel.

Abb. 109. Haus Fieser in Baden-Baden (Gartenansicht).
Architekt: RIEMERSCHMIED.



Den Zugang vermittelt ein gewölbter Torweg oder eine schlichte rechteckige, von Steingewänden eingefasste Haustüre mit einem Oberlicht. Im Untergeschoß sind Vorratsräume, Weinkeller (Torkelhäuser), gewölbte und Balkenkeller angelegt, zu denen durch

Abb. 110. Sog. Schlößchen Stetten bei Lörrach.



Rundbogentüren Steintreppen hinabführen. In den Obergeschossen liegen die einfachen, mäßig hohen Wohn- und Schlafräume, die an Decken und Wänden früher mit Holztäfelungen bekleidet waren und zum Teil noch sind. Die Verbindung von Stockwerk zu Stockwerk vermitteln beinahe durchweg die von alters her überkommenen Wendeltreppen im kreisrunden Raum,

Abb. 111. Sog. Schlößchen in Istein.



Istein und Wehr — alle von Lörrach aus leicht erreichbar und in diesen Landbezirk gehörend (vgl. Abb. 110 bis 112)⁵²⁾ — wieder. Es sind Bauten, welche in der Zeit von

Wendeltreppen im kreisrunden Raum, aus Stein oder Blockhölzern mit einem Mönch in der Mitte konstruiert.

Sie liegen in rund oder polygonal emporgeführten Treppentürmchen mit hohem ziegelgedecktem Spitzhelm. Gaupen beleben die großen Ziegelflächen gewöhnlich nicht. Einfache verputzte Steingiebel (durch kleine Fenster belebt) und mit den Endsparren des Daches abschließend, oder Treppengiebel bilden die Abschlüsse der Seitenfassaden. Trotz oder gerade wegen dieser Einfachheit malerisch wirkend, liegt in diesen Herrenhäusern mit ihren so haushälterisch verwendeten Architekturmotiven ein eigener Reiz.

Dieser allgemeine Charakter spiegelt sich in den Schlößchen zu Stetten,

⁵²⁾ Die Abb. 110 bis 117 sind der »Süddeutschen Bauzeitung«, Nr. 24 von 1904: »Heimatkunst« von Geheimerat Prof. Dr. JOSEF DURM, entnommen.

1574 bis 1630 und 1666 bis 1685 errichtet worden sind, teils vor, teils nach dem Dreißigjährigen Kriege, durch welchen auch der Teil des Badener Landes, den der Rhein wie mit einem Ellenbogen umschließt, so furchtbar zu leiden hatte, noch mehr aber durch die folgenden Kriege mit Frankreich.

Trotz der Armseligkeit der Verhältnisse hat die Heimatkunst hier noch Werke geschaffen, die vor der Kritik bestehen können.

Dieser Anlage der Herrenhäuser auf flachem Felde mit leichter Zugänglichkeit steht die gegenüber, bei welcher eine solche künstlich erschwert wird. Man wollte auch in dieser Zeit wieder — das Pfahlbauernmotiv wiederholend —, durch Einstellen des Baues in einen Wassertümpel eine größere Sicherheit gegen unbefugte Eindringlinge haben, verdarb sich dabei aber die Schönheit des Wohnens. Die Anlage erhält wohl noch einen größeren malerischen Reiz in der Spiegelung des Bauwerkes und der es umgebenden Bäume, Gesträuche und Blumen im Wasser. Es ist eine wunderbare Zugabe, die aber mehr dem Beschauer als dem Bewohner zugute kommt. (Vgl. Abb. 113.) Das Inzlinger Schlößchen gibt das Beispiel einer solchen. Wir finden bei diesem den geschlossenen Hof (etwa 64 qm groß) der Burg wieder, um den sich die Wohngelasse gruppieren.

Den Zugang gewinnt man durch eine auf gemauerten Pfeilern ruhende Holzbrücke, seinerzeit wohl als Zugbrücke ausgeführt. Der rundbogig geschlossene, Toreingang trägt die Jahreszahl 1563. Die schlichte Putzfassade mit ihrem, unten kreisrund beginnenden, dann ins Achteck übergeführten Treppenturm, schmückt eine Anzahl vortretender Aborte, deren Fäkalien in das Wasser geleitet sind. Im Turme diente ein kleiner finsterner Raum als Gefängnis, die Verbindung nach dem Obergeschoß wird durch die besprochene steinerne Wendeltreppe hergestellt. Im Innern ist eine bogenförmig gebildete Holzdecke des großen Saales noch erhalten, wie sie in der spätmittelalterlichen Zeit bei verwandten Bauten in Überlingen und anderen Orten üblich waren; andere Räume zeigen Stuckdecken aus der Barockzeit. Verschiedene Phasen der Heimatkunst haben auch hier ihre Spuren hinterlassen und wieder den Satz bekräftigt, daß auch in der Kunst nichts stärker ist als die Mode, der sich auch das Bessere beugen muß!

Esselborn, Hochbau. II. Bd.

Abb. 112. Ehemal. Schlößchen der Freiherren von Schönau-Wehr in Wehr.



Abb. 113. Wasserschloß Inzlingen.

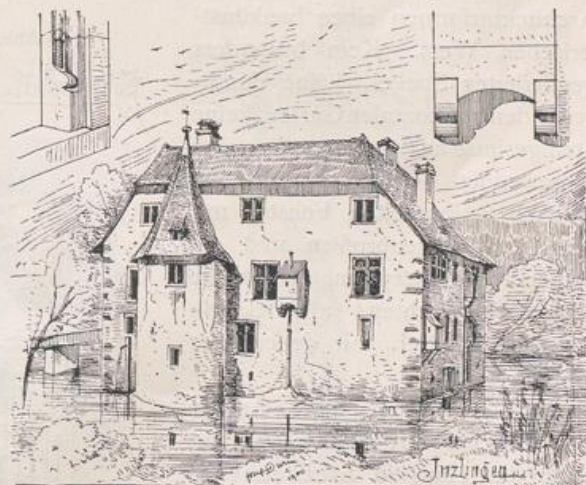


Abb. 114. Herrenhaus in Niedereggenen.



pfeiler verstärkt, eine Weinrebe, welche am Gemäuer bis zum Obergeschoß hinaufkranzt, geben dem Ganzen bei seiner Lage an dem kleinen Bächlein auch bei den einfachen Architekturformen einen baukünstlerischen Wert. Kein besonders gegliederter Sockel, keine durchgehenden horizontalen Gurten, keine Steingesimse an den Langseiten sind aufgewendet — die doppelt und dreifach gekuppelten Fenster mit ihren Hohlkehlenprofilen und die gemauerten Abtreppungen sind die einzigen schlichten, architektonischen Hilfsmittel, mit denen hier gewirkt wird.

Die gleiche bauliche Anlage und dieselbe Art der Ausführung zeigt das Haus in Steinenstadt (Abb. 115). Der auf Säulen und Bogen ruhende Erker, der glatte Giebel ohne Abtreppung, das stärker vortretende Sparrengesimse mit dem Leistbruch weist auf die spätere Zeit der Erbauung hin. Und noch später (1746) ist das Herrenhaus

Im Winter feucht, kalt und unbehaglich, im Sommer übelriechend, von Mücken und durch das Quaken der Teichfrösche bis zur Unerträglichkeit belästigt, ist diese Art zu bauen und zu wohnen wohl in der Zeit und durch Umstände begründet gewesen, aber heute kaum mehr nachahmenswert. Die Schwärmerei für das Alte kann hier zum Unsinn werden. Beim freistehenden Haus in Niedereggenen (vgl. Abb. 114) mit den abgetreppten Steingiebeln erheben sich auf hohem Kellergeschoß zwei Wohngeschosse, die im Innern nicht mehr die alte Einteilung und Durchbildung zeigen. Eine große Freitreppe, durch ein Vordach geschützt, führt zum ersten Stockwerk, darunter und daneben der charakteristische Kellerhals. Ein grau gewordener Putz bedeckt die Mauerflächen, das große Dach ist mit Ziegeln gedeckt, die vorderen Ecken des Baues sind durch Strebepfeiler verstärkt, eine Weinrebe, welche am Gemäuer bis zum Obergeschoß hinaufkranzt, geben dem Ganzen bei seiner Lage an dem kleinen Bächlein auch bei den einfachen

Abb. 115. Herrenhaus in Steinenstadt.



Grether in Müllheim, stark restauriert, aber im Umbau die ursprüngliche Gestaltung noch erkennen lassend (vgl. Abb. 116). Eine Mauer mit mächtigem, überwölbtem Torweg und einer kleinen Pforte daneben verbindet das Wohnhaus mit den Ökonomiegebäuden, und führt ersterer in die Hofraite, letztere zum Hauseingang — eine Disposition, die den fränkischen Einfluß auf die Gestaltung des Wohnhauses zeigt.

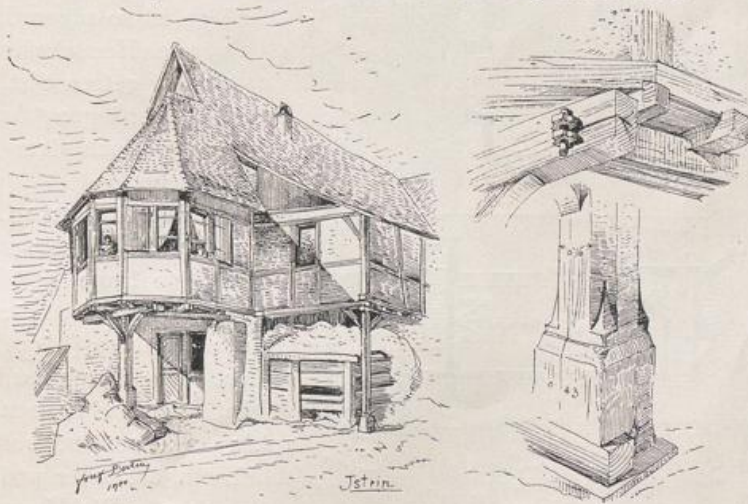
Abb. 116. Herrenhaus Grether mit Torweg und Scheune in Müllheim bei Badenweiler.



Neben den Steinhäusern bleibt aber auch das Fachwerkhaus in Übung. Vergänglichkeit des Materiales und Brandschaden haben zwar gründlich mit diesem aufgeräumt, wie auch moderne Verschönerungssucht sie vielfach bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat. Hinter einem rosafarbenen oder gelben Spritzbewurf mit aufgenagelten Brettbekleidungen um die Fensteröffnungen

verbirgt sich manch guter Fachwerksbau. Bei Verwendung guten Materiales und bei sonst glücklichen Nebenumständen finden wir noch solche, die inschriftlich bis in das Jahr 1530 zurückreichen. Sie zeigen dann die beweglicheren Formen und Architektur-motive, welche die Eigenart des Baumateriales mit sich bringt. Das leichte Spiel der

Abb. 117. Wohnhaus in Istein a. Rhein beim sog. Isteiner Klotz.

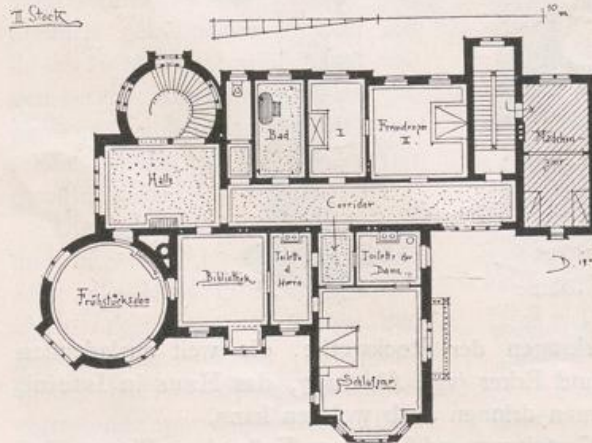
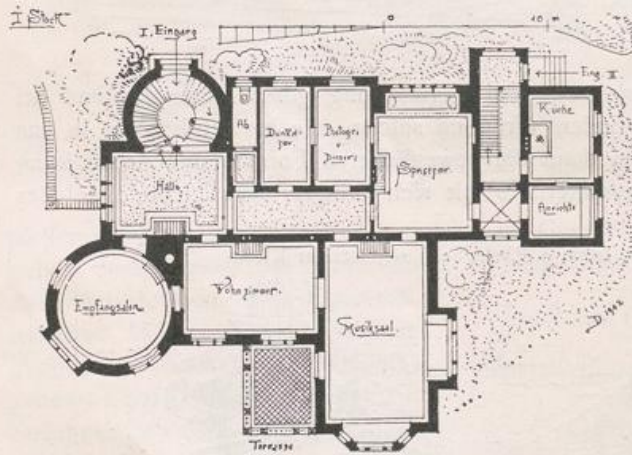
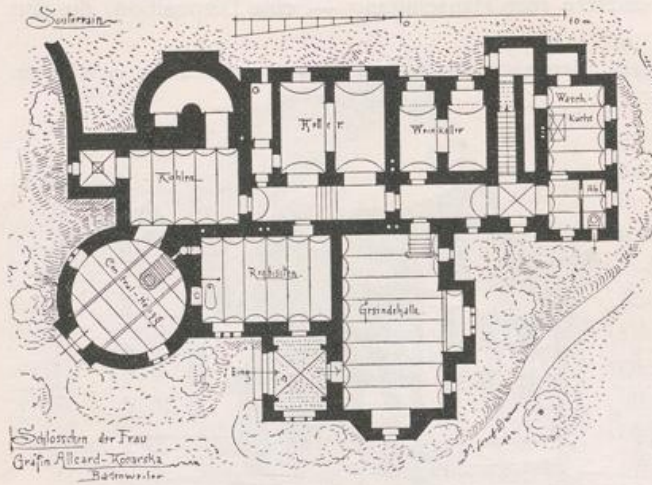


Geschränke, das charakteristische Überkragen der Stockwerke, die weit ausladenden Sparrengesimse, malerische Vorbauten und Erker (vgl. Abb. 117, das Haus in Istein), die aber alle so eingerichtet sind, daß man drinnen auch wohnen kann.

Ein Herrenhaus, das vermöge seiner Gestaltung und Lage am Fuße des »Blauen« bei Badenweiler, auch auf die volkstümlich gewordene Bezeichnung »Schlößchen« Anspruch machen kann, geben Abb. 118a, b, c (Grundpläne) und die Abb. 119 (Schaubild). Es dient

einem vornehmen, kinderlosen Ehepaar zum Aufenthalt und wurde nach dessen Bedürfnissen und Wünschen gebaut.

Abb. 118a, b u. c. Grundriß des Schloßchens der Gräfin Allcard-Konarska bei Badenweiler. Architekt: Dr. J. DURM.



Am Bergabhang zwischen mächtigen Eichen gelegen, mit dem Blick auf das sonnige Rheintal und nach den Vogesen, erhebt sich der Bau auf ungleichem Erdgeschoß, das wie der ganze Bau aus gelblichen Quadersandsteinen hergestellt ist. Im Erdgeschoß sind eine große Gesindehalle, die Waschküche, Wein- und Gemüsekeller, Dienerbad und Abort, die Zentralheizung nebst Kohlenraum untergebracht; im Geschoß darüber: Empfangszimmer, Salon, großer Musiksaal, Speisesaal und Nebenräume, Halle mit der Stocktreppe, Küche und Anrichte angeordnet und im Obergeschoß: das Schlafzimmer, Bad, Toilette, Bibliothek, Frühstücksalon, Fremden- und Mädchenzimmer; im Dachstock verschiedene Diensträume. Die Küchenanlage ist so angeordnet, daß sie von den Herrschaftsräumen vollständig getrennt ist, mit besonderem Eingang und Diensttreppe nach dem Keller und Speicher.

Die Schloßbauten. Eine Stufe höher als die Herrenhäuser oder auf die höchste Stufe des Wohnbaues sind die Schloßbauten in den Städten und auf dem Lande zu stellen. Ihre Anzahl ist fast Legion. Afrika, Asien und Europa haben Beispiele von kleinen und großen Fürstenschlössern aus alter und neuer Zeit aufzuweisen. Die Herrscher Ägyptens, Assyriens, Babylons und Ninives, die Beherrscher der griechischen Inseln, Vorderasiens und Syriens, der griechischen Staaten und der ewigen

Roma bewohnten Paläste, die an Ausdehnung, Größe und Pracht kaum mehr erreicht worden sind. Besonders bemerkenswert in ihren Resten sind heute noch die Kaiser-

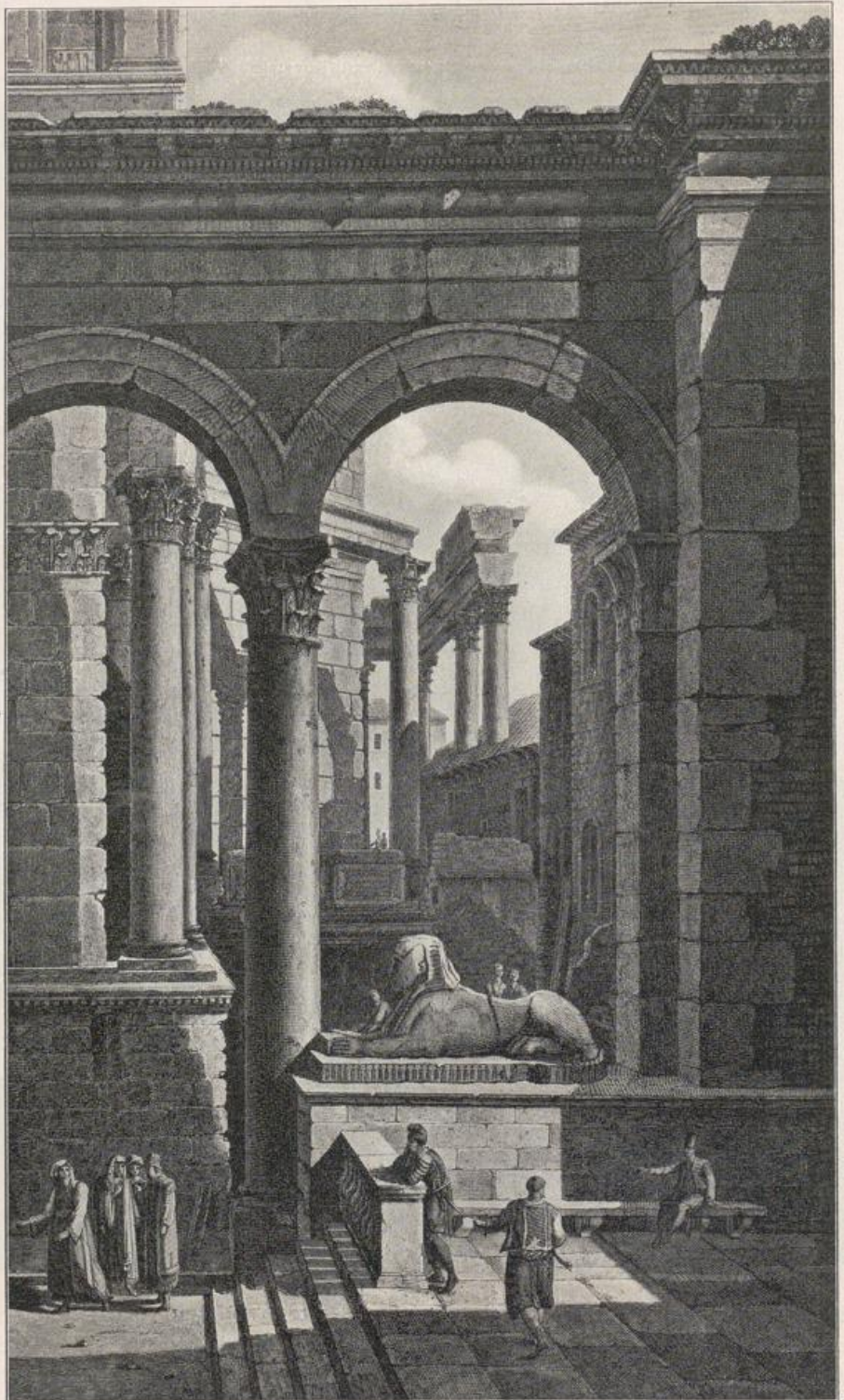
wohnungen auf dem Palatin in Rom und der Diocletianspalast in Spalato (vgl. Abb. 120). Mit dem Palaste verbunden oder in dessen unmittelbarer Nähe waren Tempel und Zirkus — Schloß, Kapelle und Theater — von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart die un-

Abb. 119. Ansicht des Schloßchens der Gräfin Allcard-Konarska. Architekt: Dr. J. DURM.



zertrennlichen Bestandteile der Hofburg eines Autokraten. Diesen reihen sich der Zeit nach die Palastbauten der oströmischen Herrscher mit der glänzendsten Hofkirche in Konstantinopel, die Paläste aus der Konstantinischen Zeit in Trier und Arles, die des Theoderich zu Ravenna und Verona an. Es folgen die Kaiserpfalzen Karls des Großen

Abb. 120. Ansicht eines Teiles des Diokletianspalastes zu Spalato in Dalmatien.



in Aachen und Ingelheim, die Schlösser der siegreich gegen Norden und Westen vorgedrungenen Araber, die sagenumwobene goldglänzende Alhambra auf spanischem Boden. Dann die Schloßbauten der Könige Roger II. und Wilhelm I. und II. (1030 bis 1189 n. Chr.) aus der glänzenden Periode unteritalischer und sizilianischer Baukunst, noch erkennbar am Palazzo Reale in Palermo mit seiner 1132 von Roger II. im arabischnormannischen Stil erbauten Schloßkapelle, in den Lustschlössern Favara und Menari und den Gartenpalästen Zisa und Cuba, denen die burgenähnlichen Schlösser Friedrichs II. in Apulien gegenüberstehen und im Castel del Monte einen interessanten Vertreter haben. In Achteckform angelegt, mit acht Türmen auf den Ecken bewehrt, umschlossen seine

Abb. 121. Grundriß des Schlosses in Pierrefonds.

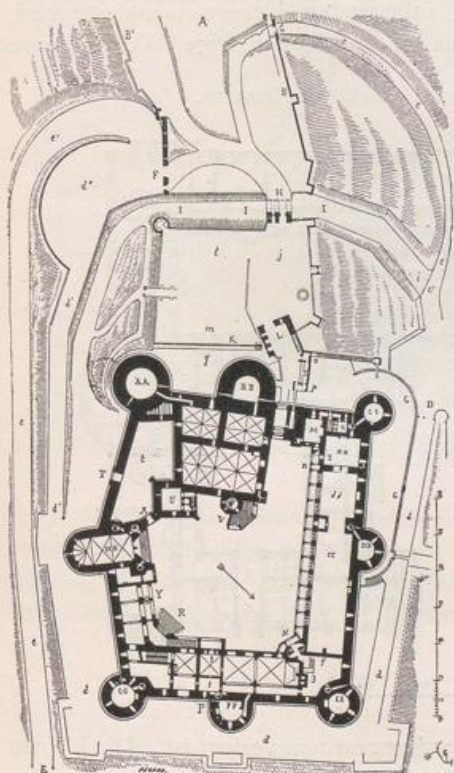
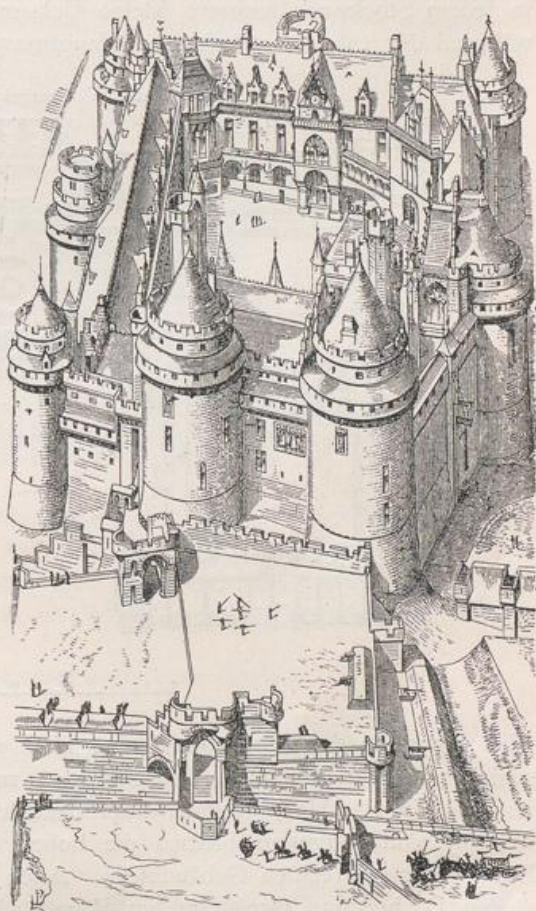


Abb. 122. Vogelschaubild des Schlosses Pierrefonds.



Gelasse auf zwei Stockwerken einen achteckigen, 20 m durchmessenden Hof. Die Türme enthalten kleine Rundkammern mit unbedeutenden Nebenräumen. In

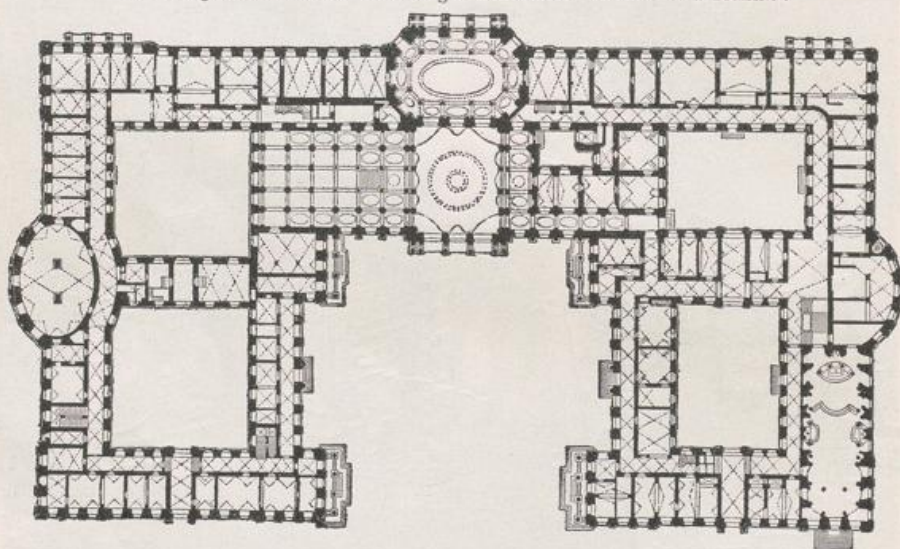
Deutschland sind der Kaiserpalast Barbarossas in Gelnhausen, das Kaiserhaus zu Goslar (1139—56), der Palas Heinrichs des Löwen Dankwarderode zu Braunschweig, der Palas der Wartburg als bedeutende Werke ihrer Zeit hervorzuheben.

In Frankreich sind die Palastbauten feste, verteidigungsfähige, mit Ringmauern, Türmen und Donjon versehene Plätze mit trotziger Außen-, aber gefälliger Innenarchitektur. Das Schloß von Bury zeigt uns z. B. den Wohnbau auf zwei Seiten von Wassergräben umgeben, an seinen vier Ecken mit Rundtürmen versehen, um einen viereckigen Cour d'honneur die Wohnräume gruppiert, von denen aus man in einen Ziergarten und zur Schloßkapelle hinabsteigt. An diesen anstoßend ist der Gemüse- und Obstgarten

angelegt und neben ihm ein größerer Wirtschaftshof mit Ökonomiegebäuden. Dieser und die zwei Gärten sind von Mauern umzogen und gleichfalls durch Rundtürme bewehrt. Die Zugänge zum Wirtschaftshof und zum Schloß sind getrennt; auf Zugbrücken führt der Weg über den Schloßgraben in das Innere derselben. Erwähnt seien hier noch die Schlösser Coucy, Arques und Pierrefonds, die VIOLLET-LE-DUC (1880 bis 1883) so treffend schildert und illustriert (vgl. Grundriß und Vogelschaubild von Pierrefonds (Abb. 121 u. 122).⁵³)

Als eine der großartigsten Leistungen, wenn man den Umstand mit in den Kauf nimmt, daß die Architektur der Hauptsache nach erst über dem Hauptgesimse beginnt, dürfte der, um einen geschlossenen Hof von 105 m Länge angeordnete Schloßbau von Chambord sein. Die Rundtürme sind nur noch dekorativ und bergen in ihrem Innern in jedem Stockwerk mehrere kleine Gelasse mit anliegenden kleinen Wendeltreppen, während die rühmlichst bekannte Haupttreppe, die große doppelläufige Wendeltreppe

Abb. 123. Grundriß des Würzburger Schlosses. Architekt: NEUMANN.



(Galatreppe) in den Schnittpunkt einer Halle mit vier Kreuzarmen verlegt ist. Die kleinen schießchartenartigen Turmfenster werden zu großen von Pilastern umrahmten Prachtfenstern, die das Hauptgesimse durchschneiden und mit Giebelaufsätzen und Bildwerken bekrönt sind, dagegen bleiben die hohen spitzen Helme der Türme und die steilen Dächer der gestreckten Gebäudeteile. Auch die Kamine, deren Hochführung durch die steilen Dächer und ihre Lage im Baue bedingt ist, werden Dekorationsstücke ersten Ranges.

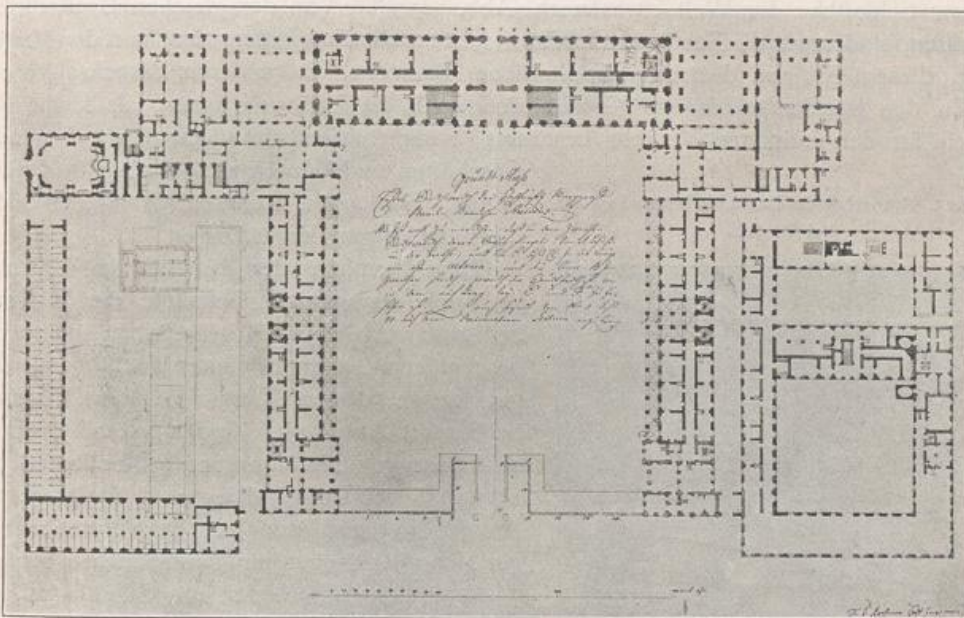
Reizvoller, wenn auch nicht aus einem Guß, indem Louis XII. (1502) und François I. und in unheilvoller Weise MANSART für GASTON D'ORLEANS (1635) die Spuren großer Bautätigkeit dort hinterlassen haben, ist das malerisch gelegene Schloß von Blois, bei dem noch die Schlösser von Chenonceau und Amboise zu nennen wären.

Alle diese überragen aber an Größe und Pracht die Schloßbauten des XVI. und der folgenden Jahrhunderte, wie Fontainebleau, Compiègne und Versailles mit ihren

⁵³) Die Abb. 121 u. 122 sind VIOLLET-LE-DUC, Description et histoire du château de Pierrefonds, Paris 1883, entnommen.

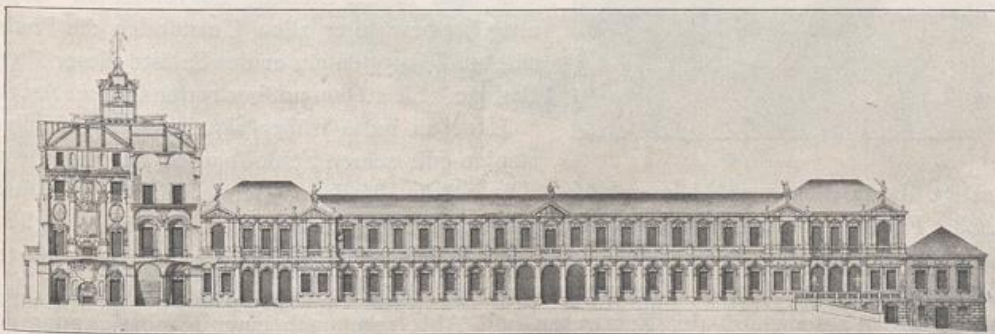
ausgedehnten Parkanlagen und Wäldern, Terrassen, Gärten und Wasserkünsten. PLUTARCH läßt dem Kaiser Domitian anlässlich seines Palastbaues gesagt werden: »Es ist keine Frömmigkeit noch Ehrgeiz bei dir; s'ist eine Krankheit, Bauwut, du willst wie der alte Midas alles nur von Gold und Marmor haben.« Achtzehn Millionen kostete das Schloß

Abb. 124a. Grundriß des Rastatter Schlosses.



Fouquets zu Vaux; ohne Frohnden und Naturalleistungen kostete das Königsschloß zu Versailles, aktenmäßig nachgewiesen: 200 Millionen Franken! Ist Domitian mit dieser Leistung überboten? Sicher — ja! Wohl galt der Bauluxus in der Zeit von Augustus bis Vespasian als das höchste, aber die fränkischen Könige haben es in ihrer

Abb. 124b. Querschnitt und Hofansicht des Rastatter Schlosses.



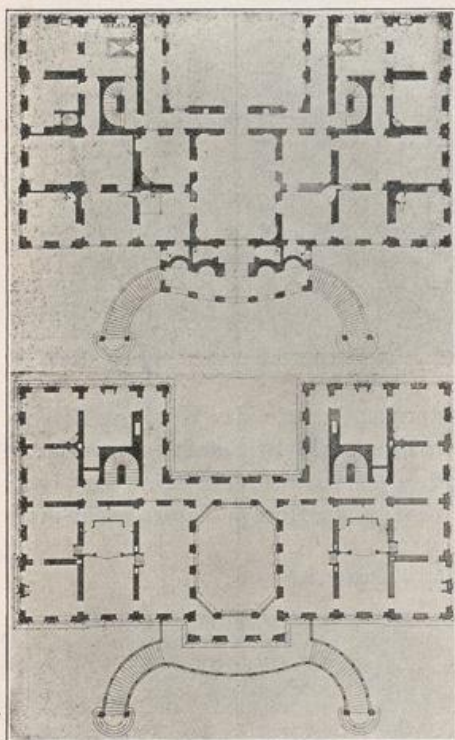
Zeit wieder verstanden, gleichen Schritt zu halten. Was von letzteren begonnen, wurde von den ausländischen, weltlichen und geistlichen Fürsten weiter gesponnen, wenn auch in etwas dünnen Fäden. Die nordischen Herrscher, die kleinen und großen Fürsten Deutschlands und Österreichs folgten dem guten Beispiel, soweit es Mittel und Umstände erlaubten, wie die in allen Gauen Deutschlands und der Nachbarländer zerstreuten Schloß-

bauten beweisen⁵⁴). Gegen die weltlichen Fürsten traten die geistlichen und halbgeistlichen Herrscher mit ihren Schloßbauten nicht zurück. Die fürstbischöfliche Residenz in Würzburg, »ein Bau von vornehmer Größe, von maßvoll und ruhig wirkender Pracht, von dessen übersprudelndem Formenreichtum des Innern der Außenbau, einige Details ausgenommen, wenig erkennen läßt, mit einer Gliederung von wahrhaft klassischer Schönheit und Strenge, und einer imponierenden Längenausdehnung von 167 m« gibt keinem Schloßbau der Welt etwas nach (Abb. 123)⁵⁵). Von der gleichen Großartigkeit getragen, sind auch die Schlösser der Großmeister deutscher Ritterorden, von der Marienburg, diesem Kleinod deutsch-mittelalterlicher Bauweise, bis zu deren Barockschlössern.

Zu den Residenzschlössern gesellen sich noch die Lustschlösser, als kleine Beigaben für den intimeren Verkehr bestimmt, Sommeraufenthalte nach den aufregenden

Geschäften und Wintergesellschaften in der Residenz. Stallungen, Remisen, Orangerien bilden die notwendigen Ergänzungen.

Abb. 125. Grundrisse des Lustschlößchens Favorite bei Rastatt.



Dem Bauplane der Residenz in Würzburg sei noch der weniger bekannte des Rastatter Schlosses (Abb. 124 a u. b) beigegeben und der des bescheidenen, aber im Innern doch künstlerisch gut ausgestatteten Lustschlößchens Favorite bei Rastatt (Abb. 125). Zu den reizvollsten Lustschlössern gehören Monrepos und Solitude (1760 bis 1767) bei Ludwigsburg und Stuttgart, die Amalienburg und Badenburg beim Nymphenburger Schloß (München) und Sanssouci bei Potsdam.

Wohnlich in modernem Sinne sind die wenigsten dieser Residenzen und von diesen nur die der jüngsten Zeit angehörigen. Die älteren zeigen, Raum an Raum stoßend, eine ganze Folge von Salons und Zimmern, denen zuweilen (nicht immer) Korridore vorgelegt sind, aber keine in sich gerundete, behagliche Heimstätten. Der Fürst sollte es eben anders haben, was wohl in der Stellung begründet ist. Großartig bleiben unter allen Umständen die Prunksäle und Treppenhäuser der Paläste dieser ältern Periode. Sie stehen unübertroffen in ihrer Art da.

Italien hatte früher als die andern Kulturstaaten mit seinen Schloßbauten begonnen, begünstigt durch die vielen kleinen Höfe. Die Städte: Mailand, Genua, Mantua, Modena, Parma, Ferrara, Turin und Umgegend (Stupinigi, Moncalieri), Florenz, das päpstliche Rom, das Neapel der Arragonesen und der Bourbonen usw. zeigen die prächtigsten Schöpfungen dieser Art — angefangen von den Schlössern der Sforza und Visconti, dem malerischen Wasserschloß der Ferraresen (vgl. Abb. 126, nach einer Handzeichnung des Verfassers), dem Bergschloß der Farnese zu Caprarola mit dem fünfeckigen Grundplan und den kreisrunden Säulenhof bis zum grandiosen Palaste in Caserta, das letzte, aber nicht

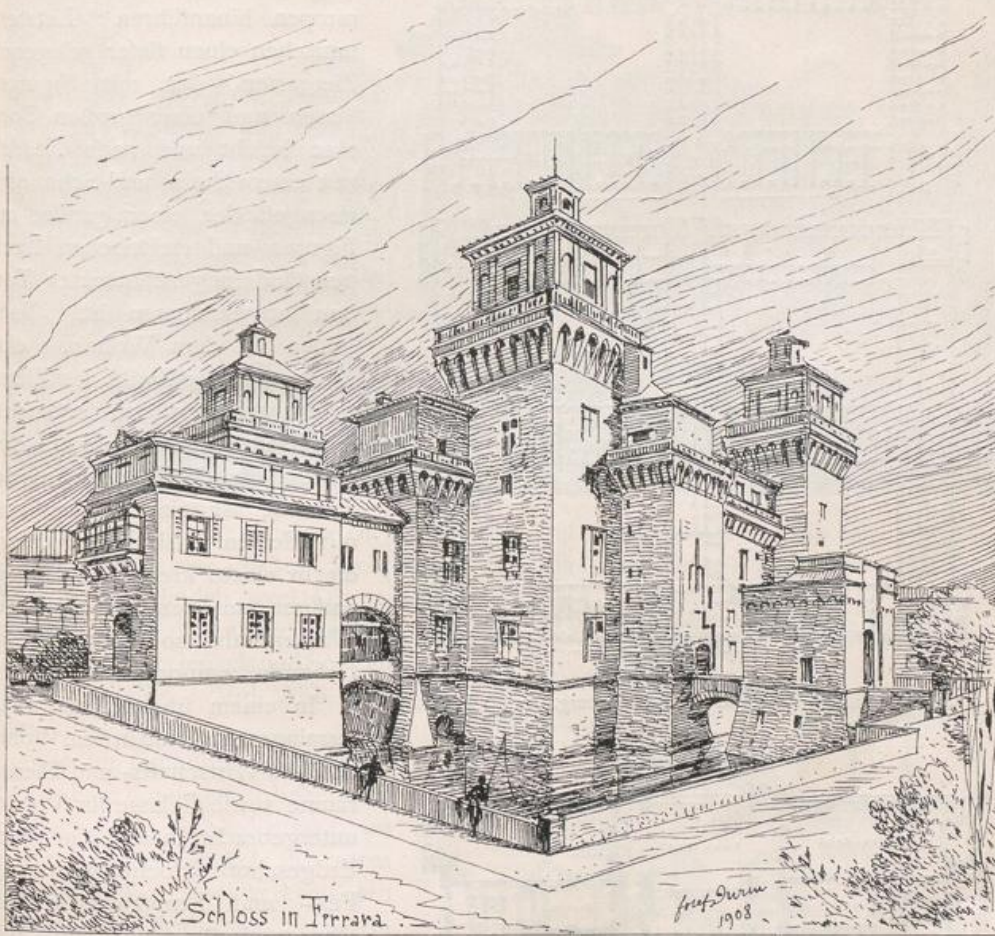
⁵⁴) Vgl. die zahlreichen Schloßbauten in Baden (Mannheim, Wertheim, Heidelberg, Karlsruhe, Rastatt, Baden), Bayern, Hessen-Nassau, Preußen, Sachsen, Württemberg usw.

⁵⁵) Vgl. Balthasar Neumann von Dr. PH. JOSEF KELLER, 1896, und Grundriß nach DOHME.

in allen Teilen ausgebaute Werk VANVITELLIS. (Vgl. Grundriß von Caserta, Abb. 127a u. b.)⁵⁶⁾

Das verflossene Jahrhundert stellte auf diesem Gebiete eine weniger große Anzahl von Aufgaben; das diesem vorhergehende war zu freigebig, so daß man meist vom Vorhandenen zehren konnte, wozu die verschiedenen Depossidierungen von Fürsten und die Änderungen der Regierungsform in manchen Staaten nicht wenig beitrugen. Wo neue ausgeführt worden sind, zeigen sie weniger den Charakter des Unnahbaren, als vielmehr den moderner Behaglichkeit. Von solchen wären anzuführen: das neue Palais

Abb. 126. Ansicht des Schlosses der Este zu Ferrara.



in Berlin, das Schweriner Schloß, die Schloßbauten in Braunschweig und Berg bei Stuttgart, der Kaiserpalast in Straßburg i. E. (vgl. Abb. 128, nach Handbuch der Architektur Grundriß), das neue Palais in Darmstadt, das Schloß in Dessau, das Erbgroßherzogl. Palais in Karlsruhe. Letzteres wurde in den Jahren 1892 bis 1897 erbaut und im Mai 1903 in Besitz genommen.

Inmitten eines auf drei Seiten von breiten Straßen umzogenen Platzes, der mit prächtigen Baumgruppen bestanden ist, erhebt sich, die eine Langseite nach Süden, die andere — die Haupteingangsseite — nach Norden gerichtet, das Wohngebäude, welches

⁵⁶⁾ Nach L. VANVITELLI, Dichiarazione dei disegni del Reale Palazzo di Caserta. Neapel 1756.

durch einen gewölbten, viertelskreisförmigen, zum Teil unterirdischen Gang mit dem

Abb. 127. Grundrisse des Schlosses zu Caserta. Architekt: VANVITELLI.

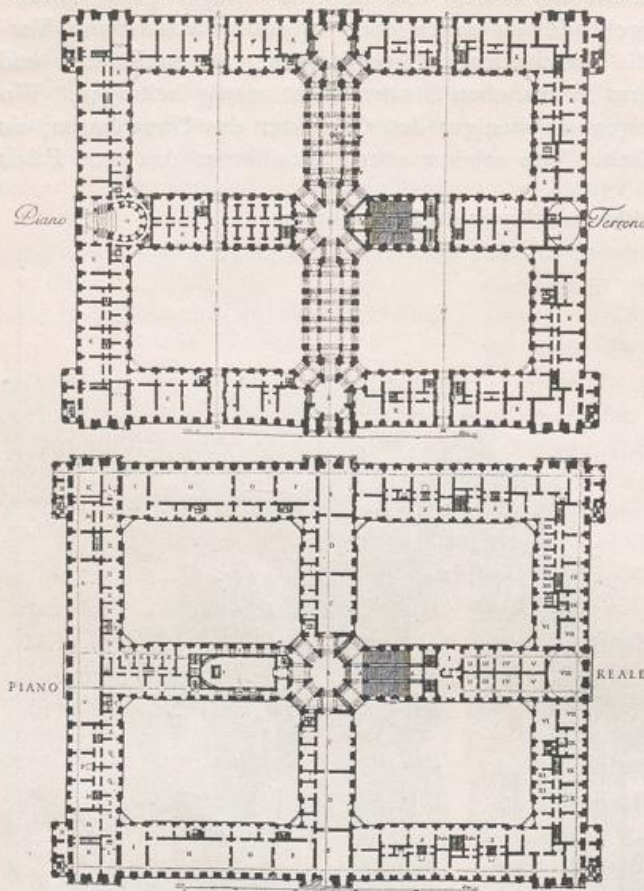
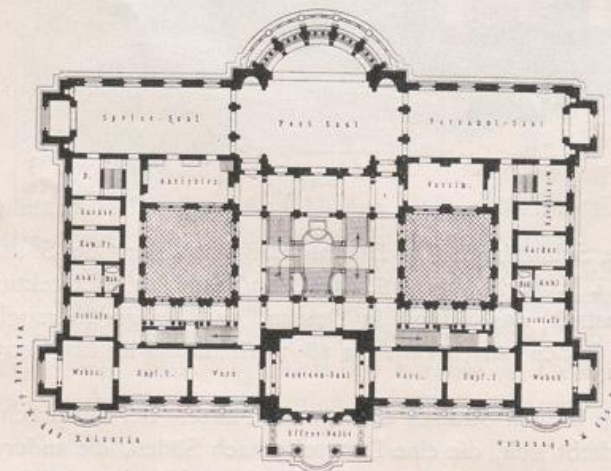


Abb. 128. Grundriß des Kaiserpalastes in Straßburg. Arch.: H. EGGERT.



Mansartstock verschiedene Zimmer für das Gefolge, Gast- und Kinderzimmer, Badekabine und Toiletten.

Küchenbau verbunden ist, und auf der Grenze nach Norden stehen die Wohngebäude für Bedienstete, ein Reithaus mit Stalungen und Wagenremisen.

Das Wohngebäude (vgl. Abb. 129, Ansicht) erhebt sich auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel, zu dem breite Auffahrtsrampen hinanführen. Letztere umziehen einen tiefer gelegenen Ziergarten, der mit Figuren, Vasen und einer großen Fontäne belebt und nach Norden mit einem Stein- und Schmiedeisengeländer, einem großen mit Figuren und elektrischen Lampenständern geschmückten Torbau abgeschlossen ist. Nach Süden ist dem Wohnbau eine Terrasse in der Breite des Mitteltraktes vorgelegt, von der beiderseits Freitreppen nach dem Garten führen. In der Mittelachse der Terrasse ist eine Wasserkunst mit kleinen Kaskaden angelegt, die in einem kreisrunden Bassin endigen, aus dem ein mächtiger Wasserstrahl, so hoch wie das Gebäude, emporgeworfen wird.

In einem überwölbten Souterraingeschoss sind in dem Wohnbau die Wirtschafts- und Diensträume sowie Gelasse für Vorräte untergebracht, in dem 6 m hohen Erdgeschoß (Hochparterre) die Fest- und Empfangssäle, im Obergeschoß die Wohn- und Arbeitsräume, das gemeinschaftliche Schlafzimmer mit gesonderten Toiletten, Garderoben, Badezimmern, Tagräume für Dienerschaft, Frühstückssalon und Empfangszimmer, Vorzimmer, Aborte für Besucher und Diener und in dem darüberliegenden

Abb. 129. Das Erbgroßherzogliche Palais in Karlsruhe. Erbaut in den Jahren 1892—97; in Besitz genommen im Mai 1903. Architekt: Dr. JOSEF DURM.

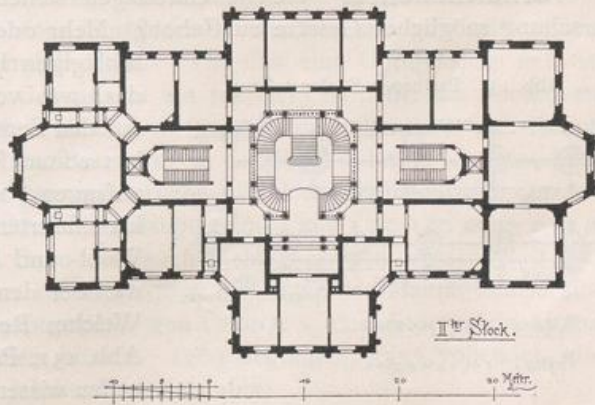


Alle diese Räume gruppieren sich in den drei Stockwerken um ein mit einer Flachkuppel überdecktes großes Prachttreppenhaus, das rings von Säulenhallen umgeben ist. Auf dieses münden zwei Dienstreppen, hinter denen Personenlifts und Aufzüge für Gepäck und Speisen angeordnet sind. (Vgl. Abb. 130, Grundriß.)

Wie im Grundplan das Haupttreppenhaus dominiert, so beherrscht es auch die Gebäudemasse im Äußern, dessen Sockel aus rotem Maintaler, dessen Stockwerksmauern aus hellem Kürnbacher Sandstein ausgeführt sind. Die Kuppel ragt über das Dachwerk bedeutend empor; sie ist aus Eisen konstruiert und teilweise mit vergoldetem Kupfer, teilweise mit Glas eingedeckt.

Aus Kupfer getriebene Trophäen, Putten, Lorbeerzweige und eine große Krone schmücken den Aufbau. Weitere ornamentale Arbeiten am Äußern sind aus dem gleichen Sandsteine hergestellt wie die Fassaden; z. B. die Kartuschen, die freigearbeiteten Putten an den beiden Giebelfassaden, die Hermerkaryatiden, die Genien, das Blattwerk usw.

Abb. 130. Erbgroßherzogliches Palais in Karlsruhe. Architekt: Dr. JOS. DURM.



II. Stock.
0 10 20 30 Meter

Die Fabrik-, Börsen- oder Geldaristokratie hat für die geborene einzutreten, was auch zum Teil schon geschehen ist und wohl auch weiter geschehen wird. Sie wird der Baukunst unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen, also in einem veränderten Milieu Ersatz für das im Schwinden begriffene zu bieten haben. Kann und will man sich vom Konventionellen freimachen, dann dürften neue Aufgaben sich ergeben, für die ein neuer Ausdruck gefunden werden kann in ehrlicher, sachgemäßer Weise, nicht gestützt auf Willkür, sondern auf Gesetzmäßigkeit und Schönheit. Das gilt auch für die großen Aufgaben, die der Staat als Bauherr den Architekten zu bieten hat, ebensowohl den freien als den ad hoc angestellten.

II. Der innere Ausbau.

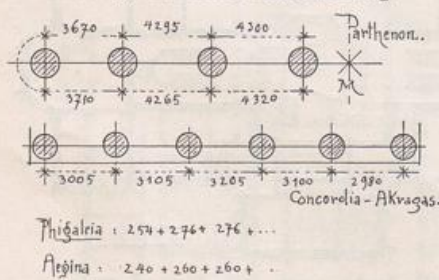
1. Verhältnislehre angewendet auf das Äußere und Innere der Bauwerke.
2. Das Innere des städtischen Wohnhauses der römischen Kaiserzeit.
3. Des mittelalterlichen Hauses Innenbau.
4. Das Haus der Renaissance in seiner inneren Ausstattung bis zu den Wohnbauten der Neuzeit.
5. Raumkunst und Schlußwort.

Einleitung. Wie oft schon sind Versuche gemacht worden, aus den uns überkommenen Werken der ältesten, alten und neueren Baukunst bestimmte Regeln abzuziehen, bei den ägyptischen Pyramiden beginnend, bei den Griechen- und Römerwerken sich fortsetzend, durch das Mittelalter weitergeführt bis zu den Bauten der Renaissance noch in ihrer letzten Phase.

Solange es sich um einfache, abgeklärte Bauwerke und deren in feste Form gebrachtes Beiwerk (Ornamente) handelt, mag so etwas gelingen, besonders wenn man nicht vergißt, daß auch in den einfachsten Fällen wirkliche Künstler mehr nach ihrer Eigenart als nach Formeln gearbeitet haben. Kein Ei gleicht dem andern, so auch kein griechischer Tempel dem andern, er gehöre einer Ordnung an, welcher er wolle, und so sind die Einzelheiten der Ordnungen auch wieder unter sich nicht gleich, auch wenn deren Kanon von weitem noch so unverrückbar erscheint.

Verhältnislehre. Welche Unterlagen stehen dem Schriftgelehrten bei der Erforschung möglicher Gesetze zu Gebot? Mehr oder weniger gute Aufnahmen der einschlägigen Bauwerke. Und wer sagt ihm, daß das, was von solchen stehen geblieben ist, bis auf den Zentimeter mit dem Plane des Baukünstlers stimmt? Was will er mit einer Tempelfront anfangen, an der alle Arten der von VITRUV klassifizierten Säulenstellungen — die Weit-, Wohl- und Engstellung — zugleich vorkommen, wie bei den dorischen Tempeln der Blütezeit? Welches Rechteck gilt für das Gesetz? (Vgl. Abb. 131, Parthenon.) Man muß sich dann zu helfen wissen und sich auf das Ungefähre, auf ein

Abb. 131. Parthenon-Säulenstellung.



Mittel zurückziehen, und sich sagen, daß es auch bei den antiken Gesetzen Kautschukparagraphen gegeben habe.

Wie oft wird auch vergessen, daß viele der großartigsten Werke, wenn sie jetzt auch übereinstimmende Verhältnisse zeigen, ursprünglich gar nicht so geplant waren, wie geschehen am Palazzo Strozzi zu Florenz, dessen Baumodell total andere Höhenmaße und Verhältnisse zeigt als der ausgeführte Bau oder beim Palazzo Pitti in Florenz,

der zu 7 Achsen von Meister BRUNELLESCHO 1440 entworfen und ausgeführt wurde, und erst im Verlaufe von Jahrhunderten das geworden ist, was wir heute bewundern: die Großartigkeit der Disposition und der Abmessungen, sowie das Ebenmaß in den Verhältnissen. 1620 — also beinahe 200 Jahre später — wurde der dreistöckige Bau zu 13 Achsen vergrößert und seine beiden Untergeschosse zu 23 Achsen. 1783—1839 wurden die abschließenden beiden Flügel (Risalite) vorgebaut. Das alles wird aber in einen Topf geworfen und Verhältniszahlen aus dem Konglomeratbau mit einer Bauzeit, deren Anfang und Ende 400 Jahre auseinanderliegen, gezogen, die dem ersten, den zweiten und letzten Architekten total ferne lagen. Was steht, ist durch die Grenzen des Bauplatzes bedingt; daß es harmonisch wirkt, ist auf ein gütiges Geschick und auf die Pietät und das Verständnis der spätern Meister und Bauherrn zurückzuführen. Dasselbe gilt für den Palazzo Riccardi.

Dann, welche der ungleichlangen Fassaden des Palazzo Strozzi soll zur Bestimmung der Gesetze herangezogen werden, um zu begründen, daß die Harmonie eines Werkes »durch Wiederholung der Hauptfigur in seinen Unterabteilungen« hervorgerufen werde. Die eine Fassade des Palastes ist 53,56 m, die andere 39,63 m, die Höhe und Unterteilung an beiden die gleiche. Die maßgebenden Hauptfiguren wären demnach Rechtecke von $32 : 53,56$ m und $32 : 39,6$ m, von denen das eine ein Verhältnis von rund $3 : 5$, das andere sich dem Quadrate nähert, während die Breiten und Höhen der Fenster sich verhalten wie 1 zu blf. $1\frac{1}{2}$. Wenn im »Handbuch der Architektur« (die Proportionen der Architektur, II. Aufl., Darmstadt 1893, S. 73) dazu behauptet wird: »Die Gesamthöhe (der Palazzo Strozzi) zerfällt in 3 fast gleiche Teile«, so muß dazu gesagt werden, daß die Fassade aus einem Sockel von 0,57 m, einem Erdgeschoß von 10,35 m, einem Mittelgeschoß von 9,35 m, einem Obergeschoß von 7,46 m und einem Hauptgesimse von $(2,39 \text{ m} + 1,76 \text{ m}) = 4,15$ m Höhe besteht. Wo bleiben da die 3 gleichen Teile?

Wenn dann weiter zugesetzt wird, daß jedes der beiden unteren Stockwerke mit einem Gurtgesimse abschließt, das mit der darunter liegenden Quaderschicht den achten Teil der Stockwerkshöhe ausmacht, so muß dagegen angeführt werden, daß das erste Gurtgesimse 0,75 m mißt, die darunter liegende Schicht 0,40 m, was zusammen = 1,15 m ausmacht, und das zweite 0,79 m und die darunter liegende Schicht 0,60 m, was ein Gesamtmaß von 1,39 m gibt. »Demgemäß hat das Kranzgesimse als Bekrönung für alle drei Stockwerke die dreifache Höhe eines Gurtgesimses erhalten und geht mit seinem Fries ebenfalls achtmal in die Gesamthöhe auf.« Da das eine Gurtgesimse mit der Unterschicht (die gar nichts mit dem Gesimse zu tun hat) 1,15 m mißt, das andere mit seiner Unterschicht 1,39 m, so müßte nach dem angegebenen Recepte das Hauptgesimse entweder in der Höhe 3,45 m oder 4,17 m messen, während es tatsächlich 4,15 m aufweist. Lassen wir aber die ganz willkürliche Addition einer beliebigen Quaderschicht zum Gurtgesimse weg, dann dürfte das Hauptgesimse nur $3 \times 0,79 \text{ m} = 2,37 \text{ m}$ oder $3 \times 0,75 \text{ m} = 2,25 \text{ m}$ haben! Dann darf auch nicht vergessen werden, daß zwei Meister die Fassade geschaffen haben: die Geschosse bis unter das Hauptgesimse sind von BENEDETTO DA MAJANO, das Hauptgesimse von CRONACA, das dieser nicht einmal um den ganzen Bau herum fertigstellen konnte. 1489 begonnen, 1553 vollendet, also eine Bauzeit von über einem halben Jahrhundert (64 Jahre).

Nach dem gleichen Prinzip wie Palazzo Strozzi, ist der 1514 begonnene Palazzo Farnese in Rom entworfen, bei dem der erste Baumeister, der den Plan im Ganzen fertigte, auch nur bis zum Hauptgesimse kam, um dann von einem andern abgelöst zu werden.

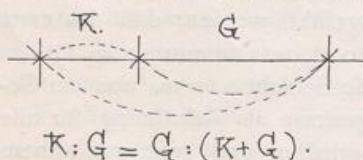
ANTONIO DA SANGALLO d. J. wurde 1546 durch den großen BUONAROTTI ersetzt, der das viel bewunderte Hauptgesimse ausführte, wohl zum Schmerz und Verdruß des

SANGALLO, aber nicht zum Nachteil des Baues. MICHELANGELO handelte wohl nach einem alten Gesetze, auf das G. SEMPER (Stil. II, S. 377) hinweist: »daß Unterbau und Bekrönung vom Ganzen abhängen, als wäre der Gesamtbau nur ein dreigliedriger«. Daraufhin ist die Größe und die Ausladung der Hauptgesimse bei beiden Bauten gestimmt. Nach allbekannter, antiker Regel unter 45° ausladend, die Höhe gleich dem Vorsprung, ist das eine 2,39 m hoch und 2,26 m ausladend, das andere 1,60 m hoch und 1,60 m ausladend; das erstere mit 1,76 m, das andere mit 1,05 m hohem Fries samt Astragal, bei nahezu gleicher Gebäudehöhe von 32 m gegen 29,13 m. Dem Verhältnis von 1 : 7,7 (nicht 1 : 8) steht das von 1 : 11 gegenüber.

Die eine Farnese-Fassade hat eine Länge von 57,53 m, die zweite eine solche von 75,90 m. Die Fenster sind auf beiden gleich groß, die Unterteilung verdoppelt, da außer der Fensterbankgurte noch eine Stockwerksgurte ausgeführt ist. Vermehrte Akzentuierung der Horizontalen! Das Verhältnis der Länge zur Höhe der Fassaden ist einmal $57,5 : 29,13$, das andere Mal $75,90 : 29,13$ oder $1 : 1,976$ und $1 : 2,6$. Bei den Rechteckfenstern verhalten sich die lichten Breiten zu den Höhen wie 1 : 2, mit den Umrahmungen und Giebeln gemessen wie 1 : 1,75. Im quadratischen Hof tritt das einfache Verhältnis von der Höhe zur Seitenlänge wie 1 : 1 auf. Das Hauptverhältnis wiederholt sich bei den Einzelheiten nur, wenn man will. Der SEMPERsche Ausspruch: »es lassen sich keine allgemeingültigen Verhältnisregeln mit Zahlen und Größen bestimmt umschreiben« findet auch hier seine Bestätigung, der aber nicht zur Verwilderung führen soll, denn es steht jenem ein anderer des großen Meisters gegenüber: »Wer keine Fesseln kennt, dessen Kunst zerfährt in form- und bedeutungslose Willkür« (a. a. O. II, S. 372).

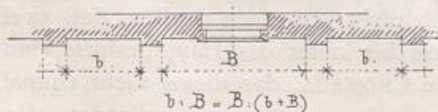
In einer Jugendarbeit H. WÖFLINS (Renaissance und Barock, München 1907), deren Neu-Auflage dem Architekten wenig bietet und das Technische nur oberflächlich streift,

Abb. 132. Goldener Schnitt (Teilschema).



ist mehrfach Stellung zur Proportionslehre genommen, wobei zuerst für das »horizontale Gliederungsprinzip« (sic) der Renaissance eingetreten wird. Der Bau der Cancellaria des Bramante wird für dasselbe als typisch erklärt und dabei gesagt: »Die Pilaster teilen die Flächen so, daß je ein großes Intervall zwischen zwei kleinern entsteht. Die Breite der Nebenintervalle zu der des Hauptintervalles ist nach dem Verhältnisse des goldenen Schnittes (Abb. 132) bestimmt«. Es ist darnach die Gleichung aufgestellt: $b : B = B : (b + B)$ (Abb. 133), wobei B = Hauptintervall, b = Nebenintervall (a. a. O. S. 26).

Abb. 133. Cancellaria in Rom. Grundschemata der Pilastergliederung.



Die Proportion des goldenen Schnittes zur Strecke ist in ganzen Zahlen nicht vollkommen, wohl aber annäherungsweise ausdrückbar durch die Verhältnisse 3 : 5, 5 : 8, 8 : 13, 13 : 21 usw. Am Baue ist $b = 1,65$ m, $B = 4,20$ m. Diese Werte eingesetzt, geben: $1 : 2,6 = 1 : 1,25$. Der gleiche Autor entwickelt

a. a. O. S. 48 u. 49 unter Beigabe einer Illustration, daß fast alles in der Architektur von der Harmonie der Proportionen abhängt. Die mannigfachen Proportionen des Ganzen und der Teile müssen sich ausweisen als bedingt von einer allen zugrunde liegenden Einheit; keine darf zufällig erscheinen, sondern jede muß aus der andern sich ergeben mit Notwendigkeit, als die allein natürliche, allein denkbare.

Man spricht in solchen Fällen von dem Eindruck des Organischen. Mit Recht; denn das Geheimnis liegt eben darin, »daß die Kunst arbeitet wie die Natur, in dem

Einzelnen stets das Bild des Ganzen wiederholt«. Als Beispiel dafür wird das oberste Flügelgeschoß der Cancellaria zeichnerisch mit verschiedenen Diagonalstrichen behaftet, gegeben und erklärt: »Zu dem Hauptfenster ist proportional das obere kleinere Fenster, und beide wiederholen nur die Proportion des Pilasterintervalls, das ihnen als Raum angewiesen ist«. Beide teilen sich aber gemeinsam in den gleichen genannten Raum. »Nicht genug, die Fläche der gesamten Ordnung ist nach dem gleichen Verhältnis bestimmt, nur in umgekehrtem Sinn ($b:h = H:B$). Die Diagonalen stehen senkrecht aufeinander.« Die ganze Fassade zeigt mit den gleichen Maßen die Gliederung durch die sog. rhythmische Travée, die LEON BATTISTA ALBERTI schon im Innern von Sant' Andrea zu Mantua angewendet hatte, sowohl bei dem Risalit als bei der rückliegenden Fassadenfläche. Bei letzterer sind die verschiedenen Intervalle für sich berechnet, beim Risalit wird aber ein liegendes Rechteck von $5,40 \times 8,90$ m mit einem Verhältnis von $1 : 1,63$ konstruiert und ausgespielt. Das Bild, das hier gegeben wird, soll, wie es scheint, stehend oder liegend das Ganze wiederholen.

Die angeführten Einzelheiten zeigen nach den eingeschriebenen Maßen LETAROUILLYS (nicht nach Abgreifen mit dem Zirkel) folgende Bilder und Verhältniszahlen: Das kleine obere halbkreisförmig geschlossene Fenster mißt im Lichten $0,557 \times 1,074$ m; das darunterliegende gerade gedeckte $1,132 \times 2,072$ m, das kleine Intervall $1,65 \times 5,40$ m, das große $4,20 \times 5,40$ m. Im Mittelgeschoß sind nur einfache Fenster mit gerader Verdachung und halbkreisförmigem Schluß der Lichtform. Sie messen im Lichten $1,563 \times 3,138$ m und mit der Umrahmung $2,131 \times 3,802$ m, das große Intervall auf dessen Fläche die Fenster angeordnet sind, mißt $3,20 \times 5,60$ m.

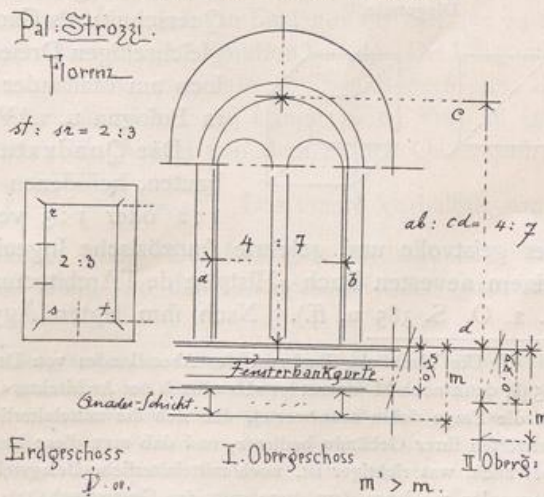
Wir erhalten daraus folgende Verhältniszahlen der einzelnen Teile:

Oberfenster	= 1 : 1,93	Risalitfeld	= 1 : 1,63
Unterenster	= 1 : 1,83	Mittelgeschoßfenster im Lichten	= 1 : 2,0
kleines Intervall	= 1 : 3,27	mit der Umrahmung	= 1 : 1,64
großes Intervall	= 1 : 1,30	Großes Intervall im Mittelgeschoß	= 1 : 1,75.

Die Hauptfassade nach der breiten Straße ist dabei 91 m lang und 25,2 m hoch, was ein Verhältnis der Länge zur Höhe wie $1 : 3,7$ ergibt. Es mußte diese kleine, aber sehr erweiterungsfähige Blumenlese vorausgeschickt werden, um in schlagender Weise darzutun, auf welcher Grundlage so viele der angezogenen Proportionsgesetze stehen, und zum Beweise für die eingangs betonte Unsicherheit der meisten Unterlagen.

Zugegeben, daß das Harmonische an einem Baue (d. h. an einem einfachen antiken Tempel oder an einer florentiner Palastfassade) durch Wiederholung der Hauptfigur des Werkes in seinen Unterabteilungen entsteht, daß sich weiter bei einem Bau von Qualität eine Grundform wiederholen muß, und daß die einzelnen Teile durch ihre Anordnung und Form stets einander ähnliche Figuren bilden müssen, so kann hier rückhaltslos doch nur dann zugestimmt werden, wenn der Begriff »Ähnlichkeit« nicht in streng geometrischem Sinne genommen wird.

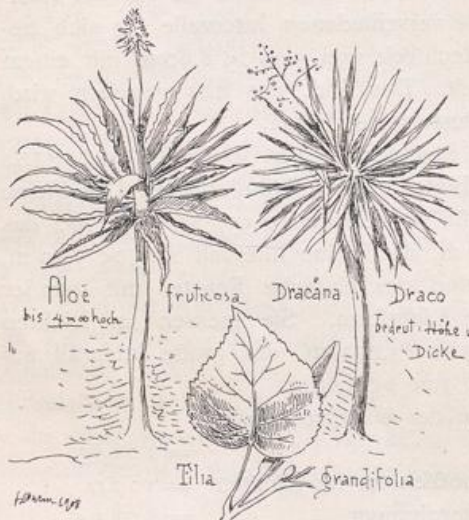
Abb. 134. Strozzi-Fenster-Verhältnisse.



Denn zwei Vielecke von gleicher Seitenzahl heißen nur dann ähnliche, wenn die Winkel des einen den Winkel des andern einzeln verglichen gleich und alle entsprechenden Seiten proportional sind. Die Lichtmaße der Fenster im Erdgeschoß des Palazzo Strozzi verhalten sich aber wie 2:3 und die der Fenster im Obergeschoß wie 4:7 (Abb. 134); sie sind also nach dem angeführten Satze aus der ebenen Geometrie einander nicht ähnlich oder ähnlich nur in ganz vulgärer Weise.

So jemand im Glauben befangen ist, daß die »stetige Proportion überhaupt und die Ähnlichkeit der Figuren auch der Grundgedanke des Euklid (Lib. VI) seien, unter

Abb. 135. Aloë, Dracäna, Lindenblatt.

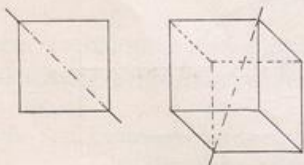


Hinweis, daß die Natur in gleicher Weise arbeite«, so kann der Schluß dieses Satzes auch wieder nur bedingungsweise genommen werden. Das Blatt eines Lindenbaumes gibt wohl mit einem gewissen Aufwand von Phantasie die Ganzform des Baumes wieder, die Blätter sind auch unter sich ähnlich — aber bei andern Baumarten versagt der Satz (vgl. Abb. 135, Drachenbaum, Strauchaloë, Pinie, Föhren). So architektonisch langweilig verfährt Mutter Natur nicht.

Hören wir weiter andere Gesetzmäßigkeiten: Nach dem Franzosen HEINSZELMANN beruht das Geheimnis der Proportionen in der Architektur der alten Baumeister in der Anwendung des Verhältnisses der Quadratseite zur Diagonale des Quadrates und zur Würfeldiagonale (vgl. Abb. 136). VIOLETT-LE-DUC will wissen, daß die Alten

drei verschiedene Dreiecke für die Entwicklung ihrer Verhältnisse benutzt haben: Die Ägypter (Cheopspyramide)

Abb. 136. Quadrat- und Würfeldiagonale.



das gleichschenkelige (Grundlinie kleiner als die Seiten), das gotische Mittelalter, das gleichseitige und das gleichschenkelig-rechtwinkelige, also eine Triangulatur, bei der der lichte Querschnitt als Ganzes genommen, die Umschreibung eines gleichseitigen Dreiecks zuläßt. (Vgl. das Diagramm Sornaloco am Mailänder Dom (1391) und das von San Petronio in Bologna u. a.)⁵⁷⁾

Die Quadratur als Prinzip bei frühromanischen Kirchenbauten, bei denen sich die Breite zur Höhe der Schiffe wie 1:2 oder 1:3 verhalte, wird als bekannt vorausgesetzt.

Der geistvolle und gelehrte französische Ingenieur und Forscher A. CHOISY nimmt in seinem neuesten Buch »Histoire de l'Architecture« (1906) gleichfalls Stellung zur Sache (a. a. O. S. 385 u. ff.). Nach ihm legten Ägypter, Chaldäer und Griechen bei ihren

⁵⁷⁾ Die kirchliche Baukunst des Abendlandes von DEHIO und BEZOLD, Stuttgart 1901, II. Bd., S. 526 u. 538, dann noch M. HASAK im »Handbuch der Architektur«, Roman. Got. Baukunst. Stuttgart 1902. S. 208 u. ff., der die Frage dahin beantwortet, daß sich die mittelalterliche Baukunst wohl besonderer »Hilfslinien« beim Entwerfen ihrer Gebäude bediente, und daß man diese heute noch in die Bauten hineinzeichnen könne, daß aber auch, was richtiger ist, noch mittelalterliche Belegstellen und Zeichnungen dafür vorhanden seien. Die Diagonalen meldeten dem Auge stets das Gesamtverhältnis bei Öffnungen und Flächen; bei Bogen tun dies die Sehnen, d. h. die Verbindungslinien der Scheitel mit dem Fußpunkt der Bogen. Er erinnert auch an Baufehler und Zeitverschiedenheiten und will von »Zauberlinien, geheimnisvollen Dreiecken oder goldenen Verhältniszahlen« nicht viel wissen.

Bauten einen Modul zu Grunde, gleich dem mittleren Halbmesser (rayon) der Säule, von dem aus die Verhältnisse am Bau entwickelt worden seien, unter Berufung auf AURÈS, BABIN und HITTORFF. Er meint dabei, daß die Feststellung eines Gesetzes bei den griechischen Bauten wesentlich erleichtert wurde durch die Genauigkeit ihrer Ausführung, während sie bei mittelalterlichen durch das Gegenteil erschwert würde. VITRUV verlangte von dem römischen Architekten die Kenntnisse der symmetrischen Verhältnisse, die aus dem Ebenmaß (Proportion) entstehen, unter Berufung auf das genau durchgeführte Gliederungsgesetz, das sich bei der menschlichen Gestalt erweist. Was er gibt, sind mehr Zahlenrezepte für die 5 Tempelarten, deren Verhältnisse im ganzen nach Maßeinheiten, dann Vorschriften bei Ausführungen von Basiliken, Kurien, Theatern und Bädern und dehnt somit seine Vorschriften auch auf Profanbauten großen Stils aus. Besonders beachtenswert sind bei ihm die genauen Angaben über die Verhältnisse der 5 Säulenordnungen und deren Auszierung, wie auch seine Hinweise auf bestimmte optische Vorgänge bei jenen.

Er gibt auch (Lib. VI, 3) die »zusammenstimmenden Maßverhältnisse« für Innenräume bei Wohngebäuden an, wie lang, wie hoch, wie breit die Atrien, das Tablinum, ein Säulensaal, ein Speisezimmer, die Sprechsäle und Peristyle gemacht werden sollen und nach welcher Himmelsgegend sie zu legen sind, wie groß die Lichteinfälle bei den Atrien gemacht werden müssen. Sogar für landwirtschaftliche Bauten gibt er die Abmessungen für Schaf- und Rinderställe an und vergißt dabei auch Küche, Kochherd, Kelter und Ölprelle nicht. Auf seiner Spur gehen auch die Meister der italienischen Renaissance weiter, besonders LEON BATTISTA ALBERTI in seinem Werke: »De re aedificatoria« (Lib. IX). Nach JAC. BURCKHARDT soll er der erste gewesen sein, der Gesetze für die kubischen Verhältnisse der einzelnen Binnenräume aufgestellt habe, gegenüber VITRUV, »der weder Gewölbe noch Fenster in Rechnung ziehe«. ⁵⁸⁾

Zurückhaltender in der Auffindung von Proportionsgesetzen sind die führenden Baumeister der letzten 100 Jahre. Es ist mir wenigstens nicht bekannt geworden, daß SCHINKEL, WEINBRENNER, HÜBSCH, SEMPER oder HASENAUER oder irgend andere Meister von Bedeutung sich darüber geoffenbart hätten. Das wenige, was SEMPER sagt, ist ablehnend und von WEINBRENNER ist mir nur bekannt, daß er in seiner Publikation über Ergänzungen antiker Gebäude nach dem Texte des LUKIAN die Verhältnisse eines Redner-Saales ausgerechnet hat und dabei ausführt, daß ein Saal von 80' bad. (= 24 m) Tiefe schon ein Echo von ganzen Silben habe und der Deklamation schade. Die Diagonale vom Redner bis an die Decke der entfernten Wand innerhalb des Saales dürfe also die Größe von 24 m nicht überschreiten. Er nahm daher die Länge zu 63 Fuß an und die Breite, die er auch der Höhe gab, durch die Wurzel von dem halben Quadratinhalt der mit sich multiplizierten Länge oder $\sqrt{\frac{63 \times 63}{2}} = 45'$. Das innere Verhältnis somit etwa wie 5 : 7 (der goldene Schnitt verlangte 5 : 8). Der Fall gibt zu bedenken, daß gewisse Raumverhältnisse nicht einzig und allein von der Triangulation oder Quadratur

⁵⁸⁾ Fenster konnte VITRUV nicht gut in Berechnung ziehen, da solche beim Wohnbau im Altertum kaum vorkommen, aber über die Größe der Oberlichte bei den Atrien hat er sich doch recht bestimmt ausgesprochen. Was ALBERTI sonst gibt, ist nicht viel mehr wert als was VITRUV auch sagt mit sehr viel geringern Umständen. ALBERTI will für gewölbte Zimmer andere Höhen als für die mit horizontalen Decken, andere für große, andere für kleine. Darüber schweigt sich VITRUV wohl aus, dafür sagt er aber bei den Oberlichträumen (Atrien), daß die kleinern nicht dieselben Maßverhältnisse erheischen wie größere. Daß ALBERTI in seinen Bestimmungen dem VITRUV um einige Pferdelängen voraus wäre, ist nicht zutreffend, wenn er auch die Fenstergrößen und die Auszierungen von Fenstern und Türen in den Bereich seiner Betrachtungen zieht.

abhängen, sondern auch je nach deren Zweckbestimmung von der Akustik und Optik. Der goldene Schnitt wolle auch dafür namhaft gemacht werden; es gibt auch einen goldenen Schnitt der Farbe neben dem der linearen Darstellung. Auch die Wirkung eines Bauwerkes wird durch Licht und Schatten bedingt, nicht einzig durch seine Linienführung. Das Relief spricht gleichfalls mit.

Alle diese Proportionen, von denen die stetige geometrische als die schönste bezeichnet wird, sollen heutzutage »als etwas unmeßbares, als gefühlmäßig im Geiste des Künstlers entstehendes« genommen werden. So die einen! Andere wollen »Freiheit des Schaffens von Fall zu Fall gelten lassen«, womit wir wieder beim Kautschuk angelangt wären. Von dieser »Freiheit« wird aber von dritter Seite behauptet, daß sie sich für die Modernen sehr gut mit »Willkür« übersetzen ließe und daß es in der Tat selten etwas willkürlicheres, zerfahreneres als die moderne Architektur gäbe. An Stelle eines neuen Stils suche man sich durch Neuerfindung von »Motivchen« abzufinden, anstatt in neuen Raumlösungen sich zu ergehen, »die mangels jeglichen Verständnisses für Harmonie meist elend genug ausfielen«. So etwa Dr. phil. FRITZ HÖBER (Frankfurt 1906) in seiner an sich interessanten »Vorstudie zur Systematik der Architekturproportionen«. Das ist nun individuell! Da aber diesen theoretischen Untersuchungen, die sich fast durchweg nur mit antiken Tempeln, Querschnitten christlicher Kirchen und Kathedralen befassen, zur Zeit ein besonderer Wert beigelegt wird, darf diese Erscheinung in einem »Lehrbuch«, auch wenn sein Rahmen noch so eng gefaßt werden muß, nicht übergangen oder gar totgeschwiegen werden, da sie zum Nachdenken Veranlassung gibt.

Raumarchitektur. Den Ausführungen über die Verhältnislehre muß die Betrachtung über die Raumarchitektur im einzelnen nach ihrer historischen Aufeinanderfolge und nach den Zweckbestimmungen der Räume folgen. Hier sei der Satz von JOS. BÜHLMANN⁵⁹⁾ an die Spitze gestellt: »Die architektonische Ausbildung des Raumes hat sich mit derjenigen des Äußern auf eine Stufe zu stellen, wenn das Bauwerk in seiner Gesamtheit zu einem vollendeten Kunstwerk gestaltet werden soll.«

Die Wirkung eines Wohnraumes wird durch seine Größe, seine Lage im Bau und das Ebenmaß seiner Verhältnisse — Länge, Breite zur Höhe — bestimmt, dann durch die Art seiner Beleuchtung mittels Seiten- oder Zenithlicht bei ein- oder mehrfachem Lichteinfall oder gepaartem Seiten- und Zenithlicht. Die Belichtung kann unmittelbar aber auch sekundär sein.

Jeder Raum wird begrenzt durch Fußboden, Wände und Decke. Die Form der Decke ist mitbestimmend für den Eindruck des Raumes. Sie kann horizontal abschließend durch eine Balkenkonstruktion oder in der verschiedenartigsten Weise gewölbt (Tonnen-, Kreuz-, Kuppel-, Kloster-, Spiegelgewölbe) und aus Steinen oder Surrogaten hergestellt sein. Den Ausschlag für die Stimmung eines Raumes gibt seine dekorative Ausstattung und sein Mobiliar, sowie das verwendete Material nach Kostbarkeit und Farbe.

Heizung, Verschlüsse der Fenster- und Türöffnungen, Teppiche und sonstige schmückende Stoffe machen den Wohnraum behaglich; die Versehung des Wohnbaues mit Wasser, verbunden mit der Ableitung der Gebrauchswasser, Bade- und Toiletteneinrichtungen, Anlagen von künstlichen Lichtquellen steigern die Behaglichkeit.

Nutz- und Verkehrsräume sind zu unterscheiden. Zu letztern werden Gänge, Vorplätze und Treppenhäuser gerechnet. Sie müssen bequem gelegen sein und richtig in der Größe bemessen, in einem guten Verhältnis zueinander stehen.

⁵⁹⁾ »Gestaltung der äußern und innern Architektur«, Handb. der Arch.

Wie weit und auf welche Art diesen allgemeinen Sätzen in den Wohnbauten zu verschiedenen Zeiten entsprochen worden ist, sollen die folgenden, historisch geordneten Bilder zeigen. Es können von Innenräumen hier nur in Betracht kommen, die

- a) des römischen Stadthauses der Kaiserzeit,
- b) des mittelalterlichen Hauses vom XIII. bis XV. Jahrhundert,
- c) des Wohnhauses der Renaissance bis zur letzten Phase dieses Stils, einschließlich der Empire- und Biedermeierzeit.

a) **Das römische Stadthaus der Kaiserzeit.** Eine Beurteilung der römischen Hauseinrichtung setzt die genauere Kenntnis der antiken Häuslichkeit voraus. Das Haus kehrt sich nach innen und bildet eine Welt im Kleinen; auf den Ausblick nach der Straße mit ihrem Getriebe ist beim Stadthaus verzichtet. Alle Kunst ist auf

Abb. 137. Das Innere eines römischen Hauses.



das Innere verwiesen. Um das Tablinum gruppieren sich die Höfe — Atrium und Peristyl — und um diese wieder die Konversations-, Empfangs-, Wohn- und Schlafzimmer, die ihr Tageslicht allein von den Höfen aus empfangen; untergeordnete Räume erhalten ihr Licht nur durch die Türöffnungen. Vom Tablinum aus beherrscht der Besitzer mit einem Blick die ganze Anlage nach dem Atrium und Peristyl mit den anliegenden Gelassen — ein wundervolles architektonisches Bild (vgl. Abb. 137)⁶⁰⁾. Höchster Reiz und Vollkommenheit eines bürgerlichen Heims und der Art zu Wohnen.

Über die Proportionen der Innenräume geht VITRUV nicht leicht hinweg, er will bestimmte Verhältnisse befolgt wissen, z. B. für das Atrium im Grundplan ein solches von 2:3 oder 3:5, wobei seine Höhe um $\frac{1}{4}$ geringer als seine Länge zu nehmen ist. Die Lichtöffnung in der Decke ist $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ so breit zu machen als die Schmalseite

⁶⁰⁾ Die Abb. 137, 170 u. 171 sind BÜHLMANN, aus *Hellas und Rom*, von J. VON FALKE entnommen.

des Atriums, ihre Länge im Verhältnis. Für das Tablinum schreibt er als Breitenmaß $\frac{2}{3}$ und bei größern Häusern $\frac{1}{2}$ oder $\frac{2}{5}$ der Atriumsbreite vor, während seiner Höhe $\frac{1}{8}$ der Breite zuzulegen sei. Das Peristyl soll $\frac{1}{3}$ länger als breit sein und die Säulen daselbst so hoch als die Säulenhalle tief. Die Höhen der Alae sollen ihrer Breite gleich sein, die wieder $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{5}$ der Länge des Atriums haben muß. Speisesäle sollen, was für alle Säle von rechteckiger Form gilt, ein Verhältnis im Grundriß von 1:2 haben und deren Höhe nach der Formel $\frac{ab+ac}{2}$ bestimmt werden, wobei ab die Breite, ac die Länge bedeutet. Quadratische Säle (Speisesäle) sollen $1\frac{1}{2}$ mal so hoch als breit sein — also allenthalben Angaben für die kubischen Verhältnisse der einzelnen Binnenräume!

In technischer Beziehung sind nacheinander die Herstellung und Ausstattung von Fußböden, Wänden und Decken zu betrachten.

α) **Fußböden** sind als Estriche (Lehmschläge) behandelt oder durch Steinplatten hergestellt, auch mit Mosaiken, letztere bis zur höchsten künstlerischen Vollendung, bedeckt. Aus bunten Marmortafeln zusammengestellte geometrische Muster, Blumengewinde, Linienornamente und figürliche Darstellungen in Stein- und Tonstiftenmosaik kamen zur Ausführung. Der gute Geschmack hätte figürliche Darstellungen als Fußbodenschmuck unterlassen und nur Flächenornamente bringen müssen. Auch Muster, die den Schein erwecken, als sei die Fläche uneben, waren abzulehnen.

β) **Die Wände** steigen senkrecht empor und erhalten bei dem Anschluß an die Decken meist einen Abschluß durch ein feines Stuckgesimse; die Wandflächen sind mit Putz abgeglättet und mit Fresko-Malereien bedeckt. Das Schema für diese ist eine Dreiteilung der Höhe nach, bestehend aus niederem Sockel, darüber eine gestreckte Feldereinteilung und über dieser einen breiten abschließenden Fries. Charakteristisch ist die Abstufung der Farbenwerte nach oben, der Sockel meist schwarz, die Felder braunrot, der Fries weißlich, Halbtöne sind vermieden, nur ganze (heraldische) Farbtöne sind ausgeführt. Die älteste Weise zeigt den sog. Inkrustationsstil (Nachahmung von Marmorplattenbekleidungen durch Malerei), die folgende Periode umzieht die Felder mit ziemlich strengem Architekturwerk, wie bei Gelegenheit der Charakteristik des Hauses schon erwähnt, und schmückt deren Mitten mit Medaillons, Stilleben, Landschaften und schwebenden Figürchen. Manche derselben haben künstlerischen Wert, wurden wohl im Atelier hergestellt und später vom Besteller oder Käufer eingesetzt. An ihre Stelle treten zuletzt phantastische, ägyptisierende (alexandrinische) Dekorationen, über die sich VITRUV (Lib. VII, 5) bitter äußert: »Dahin hat es die neue Mode gebracht, daß man infolge träger Nachlässigkeit schlechter Kunstrichter für die wahre Trefflichkeit der Kunst keinen Sinn mehr hat« und weiter: »Der durch krankhafte Geschmacksrichtung getrübe Sinn aber ist nicht imstande, das anzuerkennen, was Würde und Schicklichkeitsgefühl zulassen«. Zu allen Zeiten die gleichen Klagen über den Verfall der Kunst und den verderbten Geschmack der Künstler, gegen das Ende einer ehemals begehrten Kunstweise, besonders wenn das Neue nichts besseres bringt. Rom kränkelte am Alexandrinertum, das Rokoko am Japanertum und unsere Zeit an beiden.

Die Wanddekorationen sind durchweg als bleibende, unveränderliche gedacht, sie gestatteten kein anderes Beiwerk. Zuweilen treffen wir auch die Wand aufgelöst, die Fläche durch Malerei in einen Wald oder einen Garten verwandelt, zwischen denen phantastische Architekturen, Säulenhallen u. dgl. sichtbar werden, um den Eintretenden zu täuschen, den Raum scheinbar zu vertiefen. Aber dafür sind diese Dinge nach unserm Begriffen nicht geschickt genug gemacht. Auf die Sockelflächen sind meist Wasserpflanzen und allerlei Getier aufgemalt.

γ) **Die Fenster- und Türöffnungen** waren, soweit es sich bei ersteren um Sicherheitsmaßnahmen handelte, mit Eisengittern verschlossen, sonst auch mit Glastafeln, die bei größeren Abmessungen in Metallsprossen gefaßt waren.

Türöffnungen wurden im Innern wohl vielfach durch Stoffe (Vorhänge) verhüllt, aber auch durch Holztüren geschlossen, die als gestemmte Arbeiten (Rahmen und Füllungen) ausgeführt wurden. Die Beschläge zum Beweglichmachen der Türen waren als Aufsatzbänder hergestellt, so daß nur die Hülsen in die Erscheinung traten. Schwere Türen saßen außerdem auf Stiften in Metallpfannen, um nicht das ganze Gewicht der Türflügel auf die Kloben zu bringen. Die Sicherheitsverschlüsse waren Riegelschlösser aus Holz oder Metall. Die Vor- und Rückwärtsbewegung der Riegel geschah vermittels Stäbchen oder bei den Metallschlössern durch ein Zahnrädchen, das in einen gezahnten Riegel eingriff — unser heutiger Baskule-Verschuß, nur in horizontalem Sinne angewendet. Die Türen wurden oft verschwenderisch ausgestattet durch Fournieren mit kostbaren Hölzern, Elfenbein-, Metall- und Schildpatteinlagen und reichen Besatz von kupfernen, eisernen oder bronzenen Nägeln und Rosetten. Die Holzverbindungen sind die heute noch üblichen, eine Befestigung der Holzteile untereinander durch Metallschrauben ist nicht bekannt geworden.

δ) **Die Decken.** Den Abschluß der Atrien und Peristyle nach oben stellte man vielfach durch das Sparrendach her oder man fügte unter diesem eine wagerechte Holzkassettendecke ein. Die Stirnseiten bei den Holzkonstruktionen wurden nach dem Impluvium zu mit buntgefärbten, mit Wasserspeiern besetzten Terrakottakästen und reliefierten Friesen besetzt und gegen das ablaufende Meteorwasser geschützt. In den Prunk- und Wohnräumen treten neben kassettierten, polychromen Holzdecken die gewölbten, mit Putz überzogenen Steindecken auf, die hell und leicht mit Rankenwerk bemalt waren, wohl aus praktischen Gründen, da sie schon des Lampenrußes wegen, öfters im Anstrich erneuert werden mußten. Bei größeren Räumen traten an Stelle der glatten auch die kassettierten gewölbten Decken.

ε) **Treppen** in den Wohnhäusern nach den Obergeschossen und Kellerräumen waren meist primitive Gebilde, einarmig aus Holz oder Stein ausgeführt und nur bei Monumentalbauten groß und prächtig mit Ruheplätzen angelegt (Kaiserpaläste, Theater, Amphitheater). Auf das Vorhandensein von Warmluftsammlheizungen wurde bereits hingewiesen, ebenso auf die Wasserversorgung und Kanalisation, desgleichen auf das Vorhandensein der Aborte im Hause.

Die Ausstattung der Wohnung mit kostbaren Möbeln, als Tischchen, Sessel, Truhen, Gefäßen aus Edelmetall, Glasarbeiten, Triklinien, orientalischen Teppichen, Ruhebetten, Tafel- und Speisegeschirren aller Art, Beleuchtungskörpern (Lampen, Kandelabern aus Ton und Metall) stellte die künstlerische Harmonie mit der geschmückten architektonischen Dekoration her. Dazu der Aufwand an Statuen, Fontainen und Blumengärten. »Im antiken Hause waltete die Kunst überall bis ins kleinste hinein.«⁶¹⁾

Die Karolingischen Bauten bilden das Übergangsglied von der antik-christlichen zur romanischen Bauweise, die von den sächsischen Kaisern an bis zum Zeitalter der Hohenstaufen gerechnet werden kann. Die Bezeichnung »romanisch« stammt aus dem verflorbenen Jahrhundert, das Mittelalter kannte sie nicht. Wenn im vorhergehenden Abschnitt gesagt wurde, daß die Wohnbauten der deutschen Städte bis ins XII. und XIII. Jahrhundert über den altgermanischen Holz- und Lehmabau nicht hinaus kamen, so kann noch ergänzend hinzugefügt werden, daß auch bei den Steinburgen des X. Jahr-

⁶¹⁾ Vgl. Sabina oder Morgenszenen im Putzzimmer einer reichen Römerin von C. A. BÖTTIGER, 1806; »Kunst im Hause« von JACOB FALKE, Wien 1873; »Hellas und Rom« von J. FALKE (ohne Dat.); »Baukunst der Römer« im Handbuch der Architektur von JOS. DURM, 1905.

hundreds nicht über den reinen Zweckbau hinausgegangen wurde und daß bei beiden von einer Kunst keine Rede sein kann.

b) Romanische Wohnhäuser sind selten, wo solche erhalten geblieben, sind sie durch Restauration verdorben, so daß sie ein richtiges Bild nicht mehr geben (Haus am Markt in Gelnhausen). Wo das Äußere dem Restaurator zum Opfer fiel, ist auch mit dem Innern nicht mehr zu rechnen. Völlig verloren oder stillos verdorben! Was von antiker Kunst beim Niedergang des römischen Reiches verloren ging, mußte das Mittelalter wieder erfinden. — Wenn auch die mittelalterliche Wohnung »ein Schritt rückwärts« im Wohnbau bedeutet, so ist in ihr doch der Keim eines »Vorwärts« zu finden, weil im allgemeinen nach richtigen Grundsätzen in der Kunst verfahren worden ist. Einen einheitlichen Plan oder ein Prinzip wie beim antiken Haus wird man im ganzen Mittelalter beim Wohnbau vergeblich suchen. »Kunst und Wohnlichkeit« fehlen bei ihm, und Gesetze über die Anordnung, Folgerichtigkeit und Proportionen der Räume werden auch bei bestem Willen nicht herausgeklügelt werden können, weder in den Gelassen der Rittersitze noch in denen städtischer Wohngebäude. Wohl wird dort von künstlerisch geschmückten Hallen »dem Mittelpunkt des ritterlichen Lebens«, von denen getrennt die Wohn- und Schlafräume und die Kinder- und Gesindezimmer lagen, berichtet als architektonisch bedeutende Momente im Bau, hier erfahren wir nur, daß im Vorderteil des Privathauses die Läden, Werkstätten und Magazine, nach rückwärts die Wohn- und Schlafzimmer lagen, die eines Schmuckes nicht bedurften.

Verputztes und unverputztes Mauerwerk zeigten die mit zweifelhafter Malerei bedeckten Zimmerwände, die in der Folgezeit durch Teppichbehänge und Holztäfelungen verdrängt wurden. Zeichnung, Farbgebung und Modellierung standen auf niedriger Stufe, sie waren mehr »aus der Tiefe des Gemütes als auf Grund eines gesunden Naturstudiums gemalt«. Aber sie stimmte zu den übrigen Unbeholfenheiten des Raumschmuckes. Gelbliche und braune Töne, Weiß und Schwarz waren bis zum XII. Jahrhundert vorherrschend und eine Änderung trat erst ein, als man mit den farbenprächtigen Werken des Orients bekannt wurde. Das »Gold« spielte in der Dekoration wieder eine führende Rolle, die ihm früher Griechen, West- und Oströmer durch glänzende Erfolge in leuchtenden Vorbildern gesichert hatten (Ravenna, Konstantinopel usw.).

Der Fußboden in den mittelalterlichen Wohnungen bestand im Erdgeschoß aus gestampftem Estrich, der im Sommer mit Gras, Laub und Blumen bestreut, im Winter mit Stroh bedeckt wurde. In bessern Räumen waren farbige Steinplatten oder kleine gebrannte, zuweilen auch bunt glasierte Tonfliesen mit eingegrabenen Ornamenten im Gebrauch. Hölzerne Dielenböden blieben, wo sie angewendet wurden, einfach und kunstlos. Durch Auflegen von Teppichen wurden diese Fehler in der Dekoration einigermaßen verbessert. Jene spielen auch sonst eine Rolle, indem sie zu Abteilungen in größern Gelassen, vor Fenster und Türen als Mittel gegen Zugluft, besonders aber in Schlafzimmern und Damentoiletten verwendet wurden, wo sie entschieden zur Erhöhung der Behaglichkeit beitrugen. Miniaturen aus dieser Zeit legen Zeugnis von deren ausgiebiger Verwendung ab.

Die Decken der Wohngelasse wurden nach den gleichen Quellen, auch gewölbt, bestanden aber hauptsächlich aus Holzbalken mit anfangs nur bunt aufgemalten Verzierungen, die später plastischen Ornamenten weichen mußten. Den Holzbalkendecken, die die Konstruktion offen zeigten, folgten die mit Brettern verschalteten und durch Fugenleisten gedichteten Flachdecken, deren Brétflächen mit arabeskenartigem Ornament bemalt waren. Die offen liegenden Balken wurden profiliert oder mit Laubwerkschnitzereien verziert, vielfach aber auch nur durch Abziehen der Kanten ausgezeichnet. Sie erhielten

ein besonderes Auflager auf aus den Wandflächen vorkragende Steinkonsolen oder auf Ortbalken, die auf Konsolen ruhten.

Die Fenster. Verschlossen wurden die Fensteröffnungen durch innere oder äußere Holzläden, einmal als Sicherheitsmaßnahme, dann, um in beliebigem Maße Luft und Licht in die Gelasse einführen zu können und um sich gegen die Unbilde der Witterung zu schützen. Damit verbunden waren später bewegliche Fensterrahmen, die mit in Wachs getränkter dünner Leinwand oder geöltem Papier überspannt oder mit Täfelchen aus geschabtem Horn oder Plättchen aus Marienglas und zuletzt mit in Blei gefaßten, kleinen gegossenen Glasscheiben ausgesetzt waren. Letztere waren von quadratischer, rechteckiger oder runder Form (Butzen). Auf Miniaturen und größeren Gemälden aus dem XIV. Jahrhundert ist diese Anordnung mannigfach dargestellt. Die Glasfenster bilden nach diesen den Abschluß nach außen; der Ladenverschluß, die Sicherheitsmaßnahme ist nach innen verlegt in Form von zwei- oder vierteiligen, mit Eisennägeln beschlagenen, dicken Holzläden. Also einmal Permanentfenster mit innern Läden, das andere Mal Fenster mit äußern Läden.

Die Flügel waren mit Lange- und Winkelbändern, die auf Kloben saßen, beschlagen, und wurden durch Vorreiber geschlossen. Die Fenster saßen, nicht wie heutzutage, in Brüstungshöhe, sondern fingen meist hoch über dem Boden an. Zu den Fensterplätzen mußte man hinaufsteigen.

Die Türen waren gespündet, die Flächen vielfach mit Stoff (Leder) überzogen, über den die Eisenbeschläge, in sehr hübscher Zeichnung, sich über die ganze Fläche verästelten. Verschlossen wurden sie durch eiserne Riegelschlösser. Eigenartig in formaler und technischer Beziehung war diese Behandlung der Schreiner-, Glaser- und Schlosserarbeiten im Hause, auf höherer Stufe der Kunst und Technik als die antiken stehen sie aber nicht.

Die Beheizung großer Räume (Hallen und Säle) geschah durch offene Herdfeuer, auch mittels Hypokaustenanlagen durch warme Luft (im Kloster Maulbronn noch gut erhalten). An Stelle der offenen Herdfeuer traten die Kaminfeuer, die schon vom XII. Jahrhundert ab zahlreicher wurden. Die Kamine gehören dann zum bedeutendsten monumentalen Schmuck der Wohnräume.

Die romanischen Möbel wurzeln mehr in der Zimmermannstechnik als in der Tischlerei, und erweisen sich als schwere, wenn auch oft mit reichen Schnitzereien bedeckte und bunt bemalte Stücke, die mit farbigen Stoffen belegt waren. Polstermöbel kannte das Mittelalter nicht. Metallene Stücke sind meist antike Überbleibsel oder unter dem Einfluß der Antike entstanden.

Das Prunkgeschirr stand auf einem besondern, etagenartig aufgebauten Schaukasten, diesem gegenüber, mit hoher Lehne, der Ehrensitz des Hausherrn. Auf dem Kaminsims war metallenes Hausgeräte aufgestellt. Kerzen auf kunstvoll gearbeiteten Leuchtern verbreiteten neben Hängeampeln ihr Licht.

Das Hauptstück des herrschaftlichen Mobiliars war das Bett, das in karolingischer Zeit noch aus Bronze gefertigt gewesen zu sein scheint, aber seit dem XII. Jahrhundert aus Holz geschnitzt, bemalt, mit Elfenbein und farbigen Hölzern eingelegt wurde. Mit gestickten Kissen und reichen Decken versehen, erhielt es in den sog. besseren Häusern »einen Himmel oder Vorhang«, meist in Form eines viereckigen Baldachins mit herabhängenden Vorhängen. Am Fußende der Bettstatt war ein Sofa vorgestellt. Was über das mittelalterlich-romanische Haus gesagt wurde, gilt auch im allgemeinen für das »gotische«. Die Grundrisse wurden nicht vollendeter, die Raumverhältnisse nicht bedeutender entwickelt, die Stockhöhen nicht größer, die Lichtverhältnisse bei den engen, winkligen Gassen nicht besser, nur die architektonische Formensprache wurde eine andere.

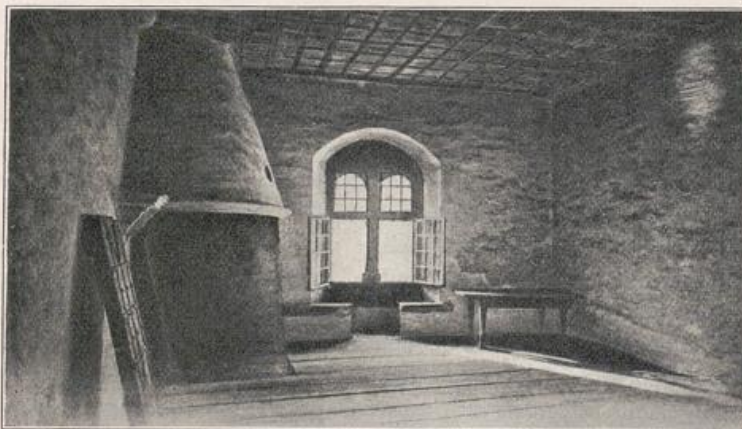
Beim Wandschmuck bleibt der Figurenfries unter der Decke, ebenso die Dekoration der unteren Teile mit ornamentaler Malerei, mit Geweben oder Vertäfelungen. Tapiserien mit figürlichen Darstellungen als Wanddekoration treten erst in der späteren Phase der Periode auf, neben diesen auch Stickereien der Damen des Hauses, auch gepresste und bemalte Ledertapeten.

Im XV. Jahrhundert werden die getäfelten Wände häufiger und gewinnen Einfluß auf das Mobiliar. Aus Bänken, Kasten, Stühlen und Tischen, Betten usw. werden feste Architekturstücke. Was früher beweglich war, wird unverrückbar, nicht immer zum

Abb. 138. Zimmer des Herzogs von Savoyen im Schloß Chillon. XIII. Jahrhundert.



Abb. 139. Zimmer des Herzogs von Savoyen im Schloß Chillon. XIV. Jahrhundert.



Segen des angenehmen Gebrauches, der Reinlichkeit und Gesundheit der Bewohner. Die Möbelstücke werden außerdem reicher geschnitzt, der ganze architektonische Apparat der gotischen Steinarchitektur in diese hineingetragen. Was wollen Zinnen, Strebepfeiler, Maßwerke, Fialen u. dgl. an Holzmöbeln? Und doch gelang es dieser späteren Periode des Mittelalters, als einmal die Fensterverglasung durchgeführt war, mit den Holztafelungen, den geschnitzten Holzdecken, dem eingebauten Mobiliar und dem Kamin künstlerisch gerundete Wohnräume zu schaffen, denen man sich hingeben kann und muß.

Auch das Hauptstück unter dem Mobiliar »das Himmelbett« wird von der Architektur vergewaltigt.

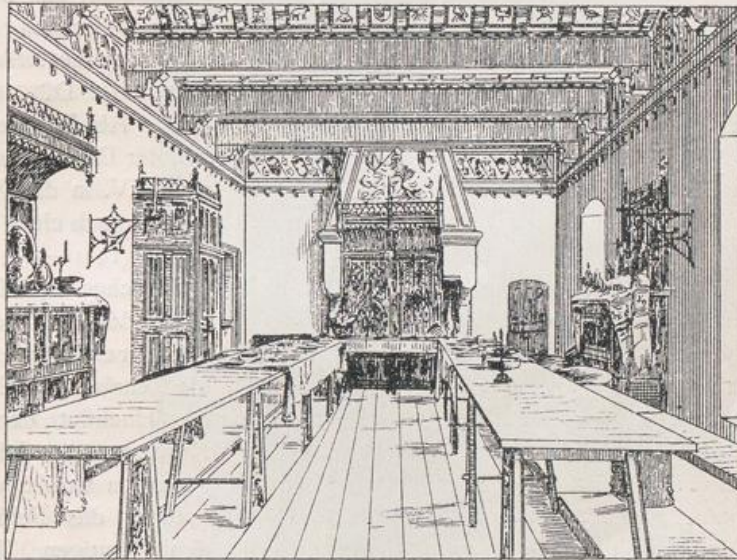
Der Himmel aus Holz, wird von geschnitzten Pfosten, gedrechselten Säulen und kandelaberartigen Stützen getragen, die seither vom Baldachin frei abfallenden Vorhänge werden auf drei Seiten durch feste Holzwände ersetzt, so daß nur noch eine vordere Öffnung zum Einsteigen frei bleibt. Eine Schlafstelle, die weder als gesund noch angenehm bezeichnet werden muß. Durchlaufende Trittstufen oder Leitertreppen führten zu ihr hinan.

Abortanlagen, Wasser- und Lichtversorgung, Heizeinrichtungen machten keine Fortschritte gegenüber der Antike, ebensowenig wie die Verbindungstreppe nach den verschiedenen Geschossen. Wurden sie auch reich und kunstvoll ausgestattet, so kam man eben doch nicht über die Wendeltreppen hinaus, die sich in jeder Größe und in jedem Stockwerk und von jedem Stock aus bequem anlegen ließen.

Hatte nun im XIV. und XV. Jahrhundert das städtische Bürgerhaus an sozialer und künstlerischer Bedeutung gewonnen, so ist es doch erst das XVI., in dem die Wohnungseinrichtungen mehr und mehr stiegen, durch den großartigen Aufschwung in der Kunst und im Kunstgewerbe und nicht zum wenigsten durch den Umschwung in der Lebensweise! — Bilder von Wohnräumen, wie sie VIOLLET-LE-DUC für das XII. und XIII. Jahrhundert mit Kaminen, Betten, Herrensitzen, Wandteppichen dargestellt hat, sind wohl interessant und geschickt komponiert, aber sie entsprechen in ihrer Eleganz mehr einer Theaterdekoration als der Wirklichkeit.

Schloß Chillon am Genfer See wurde von dem Grafen von Savoyen zur Residenz gemacht, 1272 wurden dort in dem sog. Justizsaal große Hochzeitsfeierlichkeiten abgehalten, 1439 erhielt er zwar eine neue Decke und einen großen Kamin, blieb aber sonst in seinem alten Zustand; unter ihm liegt ein Sprechsaal, dessen Balkendecke durch eine Holzsäule gestützt wird, deren farbige Dekoration aus dem XIII. Jahrhundert noch erkennbar ist. Das Innere ist in allen seinen Teilen bescheiden, um nicht zu sagen — roh. (Vgl. Abb. 138 und 139). Die im Naturton belassenen Holzdecken, mit Messingnägeln besetzt, sind so nüchtern wie möglich, die grüngetupften Balken der Kleingemächer rührend, wie auch die roten und weißen Blumen auf den Schaldielen und die grauweißgetünchten, mit roten Strichen quadrierten Putzflächen der Wände des Sprechzimmers und des großen Saales, die auf Grund

Abb. 140. Speisesaal im Castello medioevali zu Turin.



der aufgefundenen alten Muster neu hergestellt worden sind. Die rot und grün gestrichenen, mit Kreuzen und Lilien verzierten Decken der Wohngemächer gehören zu den primitivsten Versuchen in der Kunst Räume zu dekorieren, und stehen etwa auf der gleichen Höhe wie die mit einem roten Oblatenmuster schablonierten Gewölbe und Wände im Castello zu Mailand⁶²⁾. Nur wenn man sich reichen Teppichschmuck an Wänden und auf den Böden hinzudenkt, werden die Räume weniger frostig.

Als beachtenswertes Material können noch die Einrichtungen einiger Bergschlösser in Piemont herangezogen werden, von denen einige Gelasse in dem Pal. dell Castello zu Turin in getreuen Kopien gut wiedergegeben sind. (Vgl. Abb. 140.) Aber: »wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein!« Nicht viel besser ist es mit Vorbildern aus dem XIV. Jahrhundert bestellt, dagegen bietet das XV. reicheres Material. Wie innig empfunden ist beispielsweise das Zimmer der heiligen Barbara auf dem rechten Flügel eines Altars

⁶²⁾ Weiteres, vgl. Süddeutsche Bauzeitung Nr. 35, 1902. Erhaltung alter Baudenkmäler diesseits und jenseits der Alpen, I, von Dr. JOS. DURM.

des Meisters von FLÉMALLE im Museum zu Madrid (aus dem Jahre 1438). Die weibliche Figur im faltenreichen Gewande mit lockigem Haar, auf der Ofenbank sitzend vor dem lodernnden Kaminfeuer bei geöffneten Fenstern, gibt mit den feingezeichneten Ausstattungsstücken ein wunderbares Stimmungsbild eines traulichen Wohngemaches jener

Abb. 141. Zimmer der heiligen Barbara, nach dem Gemälde von FLÉMALLE.



Zeit (vgl. Abb. 141)⁶³. In gleicher Weise wirkt das Zimmer auf dem »Wunderwerk« JAN VAN EYCKS (1434) — die Verlobung Giovanni Arnolfinis —. Seitlich das Himmelbett mit den aufgezogenen Vorhängen, an der Rückwand das Sofa mit den Stoffdecken, darüber ein Rundspiegel, auf der linken Seite das halbgeöffnete Fenster mit Butzenscheiben, von der Decke herabhängend, ein kleiner, vielarmiger Metallüster und dem entgegen der schlichte, in Bahnen gelegte Fußboden. Ein anderes, Zufriedenheit und Ruhe atmendes Bild eines Innenraumes zeigt uns die Zelle des hl. Hieronymus von ALBRECHT DÜRER (1471—1528, vgl. Abb. 142). Als Beispiel eines Zimmers mit gewölbter Decke aus der Zeit des Überganges vom XV. in das XVI. Jahrhundert sei noch das Gemach einer heiligen Familie von VEIT STOSS (1440—1533) in Abb. 143 gegeben; ein solches mit Holzdecke in Abb. 144⁶⁴.

Anders lagen die Dinge in Italien und Frankreich, wo schon im XII. Jahrhundert die Renaissance Einlaß begehrte, aber durch die Hochflut der mittelalterlich-gotischen Kunst um 200 Jahrhunderte wieder zurückgeworfen wurde, um nachher um so nachhaltiger das Feld zu behaupten bis auf den heutigen Tag. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts (1420) hatte dort das Mittelalter, der Hauptsache nach, schon abgewirtschaftet. Die Verwünschung der Gotik durch FILARETE: »Verflucht, wer diese Pfscherei erfand«, ist angesichts dessen, was sie im Land Italien auf allen Gebieten der Kunst geschaffen hat — ungerechtfertigt. Die Renaissance hat gerade der Gotik viel zu verdanken, denn auch sie

⁶³) Aus der Zeitschrift »Das Museum« IV. Jahrg. entnommen.

⁶⁴) Abb. 144 zeigt die Ausstattung eines spätgotischen Zimmers nach VREDEMAN DE VRIES, aus dem Werke von G. HIRTH, Das deutsche Zimmer.

JACOB BURCKHARDT charakterisiert die Formensprache der Renaissancedekoration in Italien mit dem Satze: »Das Hauptelement ist ein ideal-vegetabilisches, auf allen Stufen von dem beinahe Wirklichen bis zur traumhaft spielenden Verflüchtigung und andererseits bis nahe an die mathematische Versteinerung. Dazu kommen figürliche Darstellungen, welchen die Dekoration nur als Einfassung dient; dann figürliche Zutaten innerhalb der Dekoration selbst, sowohl Menschen und Tiere als leblose Gegenstände; endlich Übergänge aus dem Vegetabilischen in das Menschliche und Tierische.«

Sie wurde herbeigeführt durch das Bedürfnis einer verfeinerten Lebensweise und der daraus entsprungenen bessern Art des Wohnens, ein Bedürfnis, das sich jenseits der Alpen etwas früher geltend machte als bei uns. Aber auch dort mußten beinahe

1000 Jahre vergehen, seit dem Niedergang der Antike bis zu ihrer Wiederaufnahme im Quattrocento. Bemerkenswert bleiben dabei die Mischungen mittelalterlicher und antikisierender Weisen, die oft die anmutigsten Schöpfungen hervorriefen; dabei vielfach auch streng gotischer Aufbau bei Verwendung antiken Details (vgl. z. B. das gotische Zimmer aus dem Engelhof in Basel [1466] mit dem Renaissancezimmer aus Bern [1645] Abb. 145).

Bei den geänderten sozialen und politischen Verhältnissen suchte und fand auch der freie Bürger diesseits der Alpen, im eigenen Haus bei der Familie den Schwerpunkt seines Daseins und nicht mehr im öffentlichen Getriebe, wobei er seine Blicke »nach der Wiege des Humanismus« und der neu aufblühenden Kunst wandte. Kunstgemäße Ordnung und Regelmäßigkeit wurden wieder das leitende Prinzip bei der Aufeinanderfolge und Ausgestaltung der Innenräume. Proportionsgesetze kamen wieder zu Ansehen; ALBERTI stellte in Italien auf Grund der Vorschriften des VITRUV neue Regeln auf; er rechnete, wie dargetan, mit Fenster- und Türanlagen, deren Verhältnisse und Auszierungen; bestimmte die Breiten von Gängen im Verhältnis zu ihrer Länge, will für gewölbte Zimmer größere Höhen als für die horizontal abgedeckten, z. B. für einen Raum, der doppelt so lang als breit ist, ein Höhenmaß gleich der Breite $+ \frac{1}{4}$ derselben, einen Zuschlag von $\frac{1}{3}$ der Breite bei gewölbten Decken usw. (Lib. IX a. a. O.).

Was aber eine einschneidende Änderung im Grundriß hervorruft, ist die Forderung bequemer Treppen, die wieder zuerst von Italien aus angeregt wurde. Die Wendeltreppen werden zunächst wohl größer, bequemer und prächtiger hergestellt, aber sie müssen den geraden, zweiläufigen Podesttreppen weichen, die zuerst im Palazzo Farnese

Abb. 142. Zimmer des heiligen Hieronymus nach DÜRER.



in Rom (0,146 Steigung und 0,536 Auftritt) von SANGALLO († 1546) in vollendeter Weise konstruiert und für die kommende Zeit typisch im Wohnbau wurden.

Fenster- und Türkonstruktionen wurden vervollkommenet, wobei man auf das antike Prinzip der gestemmtten Arbeit zurückging. Die größte Aufmerksamkeit wird dabei den Beschlägen zugewendet, die besonders kunstvoll im französischen Wohnbau hergestellt wurden und bis zur Stunde ihren guten Ruf bewahrt haben.

Die Beheizung wird vervollkommenet und für die einzelnen Wohnräume eingerichtet; der Kamin wird in Italien und Frankreich ein künstlerisch bevorzugter Einrichtungsgegenstand, während er in Deutschland dem gußeisernen Ofen und dem weißen oder buntglasierten Tonofen Platz machen muß. In Frankreich erhält sogar der Schlot für den

Abb. 143. Die heilige Familie in einem gewölbten Gemach.
Kupfer nach VEIT STOSS.



Abzug des Rauches eine hervorragende künstlerische Gestalt in der äußern Architektur, bedingt durch das typisch gebliebene steile oder Mansarddach.

Auch die Verglasung der Fenster, die in den Lichtmaßen durch die größeren Zimmerhöhen gewachsen sind, wird eine allgemeinere und bessere, obgleich noch (1705) Frau von Maintenon darüber klagt, daß in den königlichen Gemächern die Verglasung noch nicht überall durchgeführt sei. An Stelle des doppelten Verschlusses tritt in der Barockzeit ein dreifacher: Vorfenster, Permanentfenster und innere Klappläden.

Die Aborte werden bequemer, oft luxuriös und mit Wasserspülung ausgestattet. Die kalten Fliesenböden werden durch wärmere, kunstvoll gearbeitete Holzböden ersetzt, so daß alle Vorbedingungen für ein gesundes und behagliches Wohnen in der Zeit vom XVI. Jahrhundert ab, nacheinander erfüllt werden.

Die Dekoration der Wohngemächer wird bis zum äußersten Luxus entwickelt, schön und prächtig zugleich. Decken und Wände werden mit Bildwerken aus geschnitztem Holz, mit Stuck und Malerei, sowie mit kostbaren Stoffen geschmückt. Als wirksames Dekorationsmittel treten große Glasspiegel hinzu, von den Decken und an den Wänden strahlt reiches Wachskerzenlicht aus weißen Kristallkronen, die zum Teil mit bunten Glasblumen besetzt und mit Glasprismen behängt sind. Die Mobilierstücke werden prächtig und bequem zugleich, an Stelle der Kissen treten fest mit den Holzgestellen verbundene Polster. Hier ist die Antike erreicht, sogar übertroffen! Das Rococo, als letzter Auswuchs der Renaissance, schafft für den kalten Norden das Ideal einer Wohnung in jeder Beziehung. Aber auch dieser Höhepunkt genügt nicht; er wird niedergehend überboten von dem vornehm-edeln Louis-seize-Stil, der in den Armen

Abb. 144. Spätgotisches Zimmer nach VREDEMAN DE VRIES.

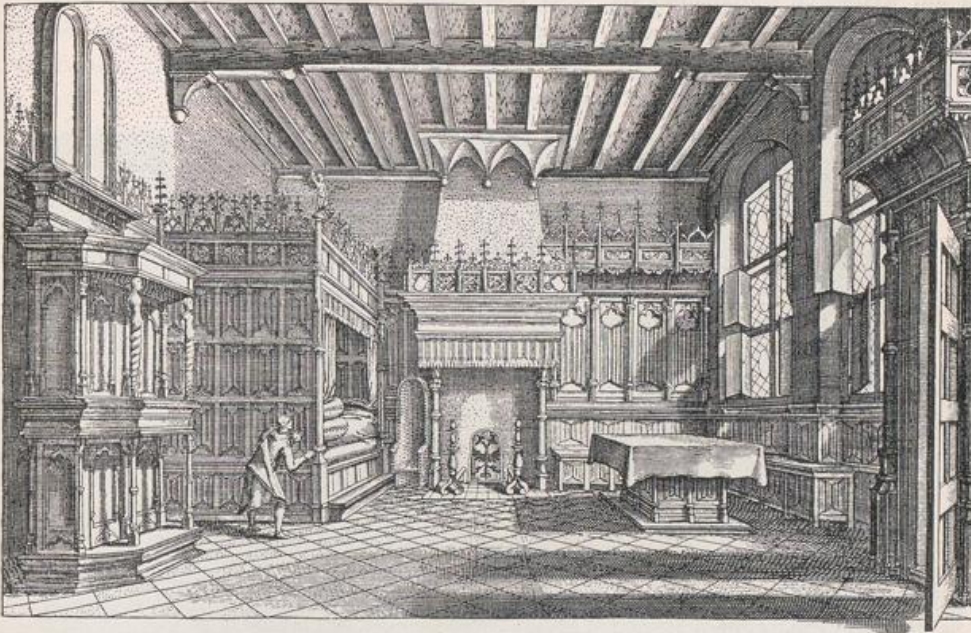
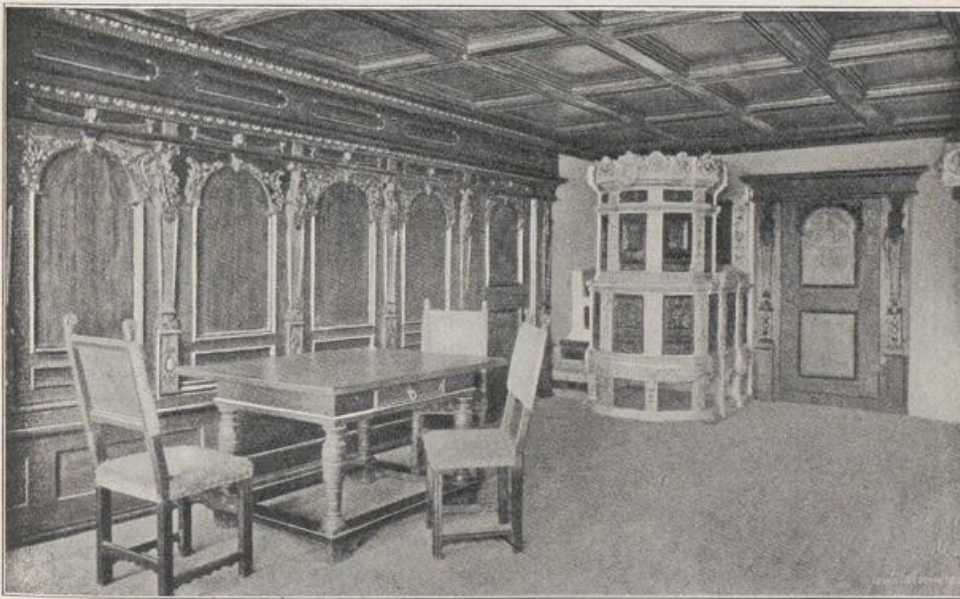


Abb. 145. Renaissancezimmer aus Bern. XVII. Jahrhundert.



des Empire verknöchert und in unserm deutschen Biedermeier seinen letzten Seufzer aushaucht.

Die Innenarchitektur hält wohl Schritt mit dem, was in baukünstlerischem Sinne nach der Straße geboten wird, nicht aber im gleichen Tempo.

Die Frührenaissanceschale zeigt beim Öffnen zuweilen einen Rococokern. Einem Wandel in den Stilformen konnte nicht jeder, der mitmachen wollte, das Ganze opfern. Das Verlangen nach zusammenstimmender Kunstentfaltung beim Grundplan mit den

Fassaden und der Innendekoration ist bei dem Gange der Dinge auf Erden, beim Wohnbau am wenigsten durchzuführen. Der Ausspruch L. B. ALBERTIS »daß man an einem Architekturwerk auch nicht das kleinste verändern dürfe ohne damit — tutta quella

Abb. 146. Das Innere eines italienischen Renaissancezimmers.



musica — d. h. die Gesamtwirkung zu gefährden« ist beherzigenswert, aber im Leben noch nie beherzigt worden.

Die Renaissance in Italien zeigt bis zum Barock und noch über diesen hinaus, in den Wohnräumen Fußboden aus hartem Gestein, Marmor, Ziegeln und glasierten Bodenplättchen, auf dem des öftern die Zeichnung der Decke wiederholt wird. Letztere sind im XV. Jahrhundert bei glänzender Bemalung und Vergoldung in einfacher Kon-

figuration ausgeführt. Um 1500 etwa wird das antike Kassettenwerk bevorzugt, in den folgenden Jahren tritt die Farbe zurück und wird die Wirkung der Decke auf den Reichtum und die Pracht des Schnitzwerkes verlegt. In diese Zeit fällt auch der Beginn der Ausfüllung der Deckenfelder mit Gemälden. Die Ausartung der geschnitzten Decke beginnt mit der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. In Venedig waren die Decken reicher Privatwohnungen vielfach ganz vergoldet. Aus der Zeit SANSOVINOS (1580) werden Zimmer mit Holzdecken, Vergoldungen und gemalten Darstellungen namhaft gemacht.

Die Wände waren zu dieser Zeit fast überall mit gewirkten Teppichen, mit Seidenstoffen, vergoldetem Leder und reicher Holzbekleidung bedeckt, auch mit Karmesinsamt

Abb. 147. Zimmer der Amalienburg im Nymphenburger Park bei München.



und Stickereien, mit Goldstoffen und Brokat bespannt. Einige Gemälde von berühmter Hand und Glasspiegel in Goldrahmen wurden an diesen als weiterer Schmuck aufgehängt. Ganz verzierte hölzerne Wandbekleidungen sind in weltlichen Gebäuden kaum mehr zu finden, sie verschwanden alle als die Arrazzi in Aufnahme kamen. Der wichtigste Teil der Holzdekorationen war die Intarsia. Florenz hatte 1478 nicht weniger als 84 Werkstätten von Intarsiatoren und Holzdekoratoren. Die vollendetsten und reichsten Arbeiten konnten nur von Mönchen mit vollgesicherter Existenz ausgeführt werden, da trotz der hohen Preise bei dem Geschäfte nicht viel herauskam. Und was ist von all diesen Herrlichkeiten übrig geblieben?

Die Wohnungen zierten außerdem Bettstellen und Truhen mit Vergoldungen und Bemalungen, auf die oft das höchste Können eingesetzt wurde, Büfets mit Geschirren von Silber, Zinn und Erz, Waffengestelle — die Säle der Großen. Die Betten hatten

Baumwollmatratzen, Karmesinatlasdecken mit Gold durchwirkt und ringsum Vorhänge von Flor. In der Zeit des beginnenden Barockstils (1574) wurden diese Prachtbetten in der Mitte einer Wand und nicht mehr in der Ecke aufgestellt und bei diesen die kostbaren Truhen. Vier Kompositasäulen mit Laubwerk umwunden, mit Putten verzierte Friese, trugen den Betthimmel. Die Ledertapeten mit eingepreßten Blumenarabesken wurden aus Spanien importiert (XVI. Jahrhundert), die Glasluster in Murano gefertigt. Die Verwendung echter Stoffe, die Symmetrie in der Anordnung der Möbel, die Verachtung gemeiner Bequemlichkeit gaben den Wohnräumen etwas Ernstes und Vornehmes.

Abb. 148. Kabinett im Oranienbaumer Schloß (Rußland).



Die Arrazzi — Gewebe aus Garn (Zwirn), Wolle, gemischt mit Gold und Seide — bildeten einen Ersatz für Wandmalereien, wurden aber auch als Vorhänge vor Türen und Fenstern benutzt. Die hohe Kunst bemächtigte sich ihrer im XVI. Jahrhundert, und Künstler wie Raphael, Rubens, Tiepolo u. a. m. lieferten Kartons für diese Wandteppiche.

Den gleichen künstlichen Charakter trugen auch die französischen Innenräume jener Zeit, wie auch die Patrizierhäuser der deutschen Reichsstädte, nachdem sie die Gotik überwunden hatten.

Im XVII. und XVIII. Jahrhundert beherrschte der französische Geschmack, der nach J. FALKE (a. a. O. S. 139) einerseits wohl ausgesuchte Bequemlichkeit anstrebt, andererseits »aber es auf kalte Pracht, auf äußern Schein abgesehen hat und dabei alle Solidität, konstruktive Ge-

setzmäßigkeit, angemessene Ornamentation aus den Augen setzt«, die Dekoration der Wohnräume. Auch »vornehm und kalt« nennt er ihn, im Gegensatz zu dem, was Italien geboten hatte. Ich möchte dies nicht unterschreiben. Es gibt genug Barock- und Rococoräume in großen und kleinen Abmessungen, die so vornehm und warm, statt lauschig, aber sinnlich anregender sind als alles, was vorher geboten worden ist.

Die ganzen Farben in der Dekoration treten im Laufe des XVIII. Jahrhunderts zurück; an ihrer Stelle erscheinen feines Lichtblau, Maisgelb, Rosa, Reseda und Olivgrün, Silbergrau und zuweilen Silber an Stelle von Gold. Dem satten, vorwiegend dunkeln Ton, der ersten Stimmung italienischer Salons, steht die heitere, in lichten Farben schwelgende gegenüber. Die weißen Stuckornamente mit Gold übernehmen die führende Rolle, neben

denen rote und grüne Tönungen ganzer Flächen in der Art chinesischer oder japanischer Lackarbeiten nicht ausgeschlossen sind (vgl. die kleinen Zimmer im Bruchsaler Schloß).

Gewebte Stoffe zu Wandbekleidungen dauern dabei fort, sie erhielten sogar durch die Übernahme der Gobelfabriken seitens des Staats unter Ludwig XIV. vermehrte Anwendung. Später werden wieder glatte, leichte Seidenstoffe bevorzugt, denen Baumwollstoffe und Leinwand mit aufgedruckten Mustern folgten, bis man endlich bei den heute die Welt beherrschenden Papiertapeten anlangte, dem armseligsten aller Surrogate.

Die Ornamentik begann mit den schweren Formen einer römischen Renaissance (Louis XIV.), ging dann zum Gefälligen über (Louis XV.), um wieder unter Louis XVI. rein klassisch zu werden. Die gebrochenen und geschwungenen Linien der Epochen

Abb. 149. Fontainebleau. Schlafzimmer Napoleons I.



Louis XIV. und XV. werden durch gerade ersetzt, womit wieder die Struktur in der Dekoration in ihre alten Rechte trat. Die antike Wanddekoration hörte mit der phantastischen alexandrinischen Weise auf, in der französischen erleben wir noch eine rein empfundene Nachblüte, ehe sie zur Erstarrung überging. Jene starb in ihrer Sünden Maienblüte, diese an Altersschwäche.

Das **Mobiliar** war im Banne der kapriziösen Wand- und Deckendekorationen; aber es wurde bequem und schmiegte sich den Körperformen an, bis es im Empire zur »Karikatur der Antike« wurde. Das Empiremöbel erhielt sich am längsten in den Bürgerwohnungen wegen seiner »verstandesmäßigen« Einfachheit, bis es den Weg alles Fleisches ging. 100 Jahre nach seiner Geburt feiert es seine Wiederauferstehung, der eine glückliche Himmelfahrt zu wünschen ist. Es wird wieder verbleichen gleich wie die Experimente des sog. Jugendstils und die der Willkür und Stilbefreiung!

Was dazwischen liegt, ist der gleiche Kreislauf, den die Wohnhaus- und die Monumentalarchitektur von 1830 bis 1907 durchgemacht hat — von Rembrandt bis zum Bauern als Erzieher!

Innenräume mit voller Ausstattung aus dem XVII., XVIII. und dem Anfang des XIX. Jahrhunderts sind vielfach und in glänzenden Beispielen in allen Kulturstaaten Europas erhalten, die ein vollgültiges Urteil über deren Wert zulassen. Nur die Menschen von heute im Frack, weißer Binde und Zylinderhut passen nicht mehr hinein, höchstens

Abb. 150. Zimmer im Palais Lauzain in Paris.



die maskierten Livréebedienten. Die moderne, sog. »Raumkunst«, hat einen neuen, entsprechenden künstlerischen Ausdruck für die Raumbildung und den Raumschmuck noch nicht gefunden und begnügt sich einstweilen — faute de mieux — in verständiger, sachgemäßer Weise mit dem Biedermeiertum und seinen Ablegern oder dem »Wurzelhaften«. Dort passen wir — hoch und nieder — wenigstens noch hinein, nicht aber in pompejanische oder mittelalterliche Gemächer, nicht in die Prunksäle der Renaissance, des Barocko und des Rococo. Letztere sind wohl bei großen Gesellschaften in ihrem Lichtermeer, mit dekolletierten, in Samt, Seide und Brillanten strahlenden Damen, mit Herren in glänzenden Uniformen und galonierten Bediensteten noch zu ertragen. Bei den in historischen Stilen entworfenen Räumen spielen sich unter gleichen Voraussetzungen Maskeraden ab, bei denen Insassen und Räume die Rollen vertauscht haben.

Als ein vornehmes Beispiel eines italienischen Renaissancezimmers mag Abb. 146⁶⁵⁾ — nach dem großen Toskanawerke H. v. GEYMÜLLERS — dienen, dem leider die intimere Ausstattung, wie sie die zeitgenössischen Berichte schildern, fehlt. Besser daran sind wir bei den fürstlichen Wohnräumen großen und kleinen Stils, die sowohl in Deutschland als auch in Frankreich und England mit allem Zubehör bestehen und von denen beispielsweise das köstliche Innere der Amalienburg im Nymphenburger Schloßgarten, die Gemächer der bayerischen, württembergischen und badischen Schlösser,

⁶⁵⁾ Die Abb. 146 ist dem Toskanawerk von H. v. GEYMÜLLER entnommen.

der ehemaligen Bischofssitze zu Bruchsal, Würzburg und Bamberg, der Residenzschlösser in Berlin, Potsdam und Schönbrunn, der großartigen Königspaläste zu Versailles, Fontainebleau und Hampton Court und vieler anderer erwähnt seien.

Abb. 151. Salon der Ehrendamen der Marie-Antoinette.

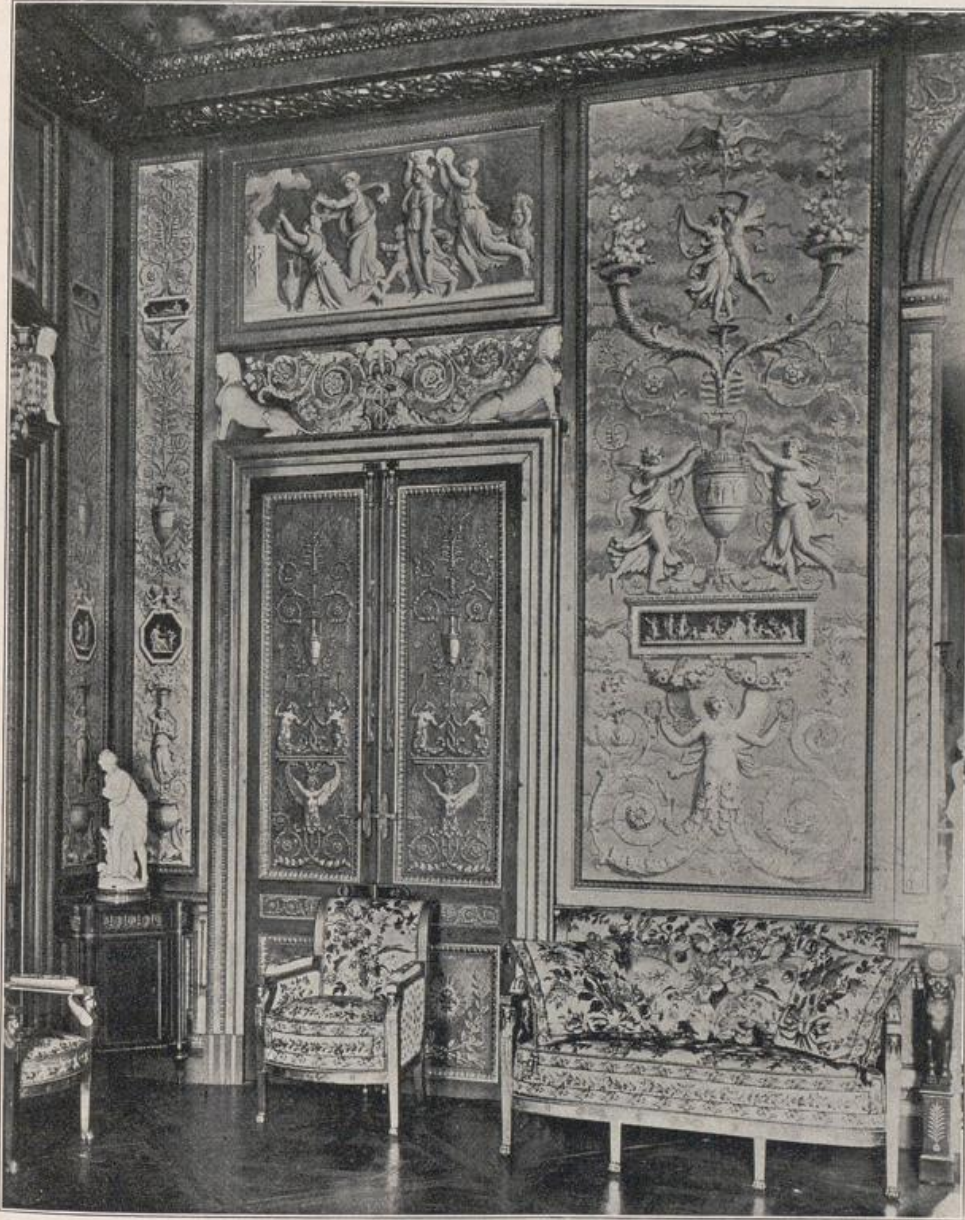
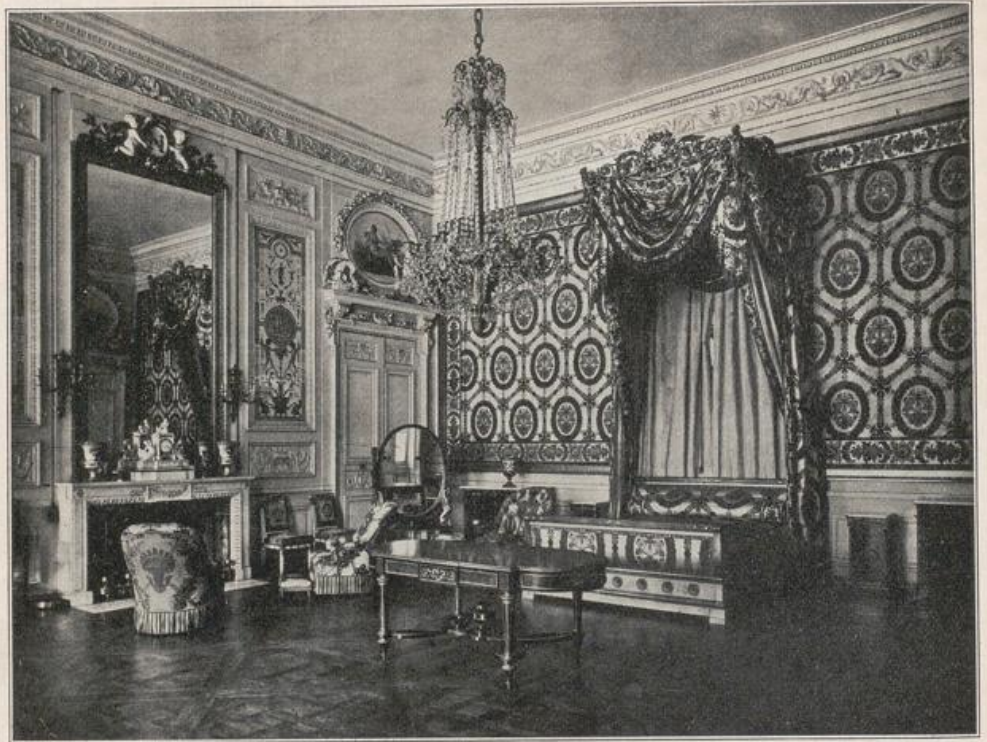


Abb. 147⁶⁶⁾ zeigt die Ausstattung eines kleinen Gemaches der Amalienburg bei München, Abb. 148 gibt eine Vorstellung des Innern eines Kabinetts im Oranienbaumer

⁶⁶⁾ Die Abb. 147 bis 152 sind nach Originalphotographien, besonders nach solchen der »Collection des Monuments historiques de France« von Photographe-Éditeur J. VASSE in Paris ausgeführt.

Abb. 152. Schlafzimmer der Marie-Antoinette in Compiègne.



Schloß (Rußland), Abb. 149 das prachtvolle Schlafzimmer Napoleons I. in Fontainebleau.

Abb. 153. Maler-Atelier Ostade.



Abb. 150 einen fein durchgeführten Raum im Palais Lauzain zu Paris. Diesem sei zur Beurteilung der Stilwandlung der Salon der Ehren Damen der Königin Marie-Antoinette im Schlosse zu Fontainebleau gegenübergestellt, der, was Farbe und Qualität der Ausführung betrifft, den höchsten Anforderungen genügt. Die Grottesken der Türfüllungen sind auf gelblich abgetöntem Silbergrund buntgemalt, von reizvoller Wirkung, der ganze Raum von ungemein vornehmer Stimmung (Abb. 151).

Dem genannten prunkvollen Schlafzimmer Napoleons I. gegenüber sei das einfache, klassisch-schöne der Marie-Antoinette in Compiègne noch vorgeführt (Abb. 152). Vom höchsten Werte und Interesse ist das Studium und das Genießen der Räume des sog.

»Nationalmuseums zu Versailles«. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn z. B. von den Prunk- und Wohnräumen Louis XIV. und seiner Nachfolger in Versailles behauptet wird, daß sie »ein wunderbares, in seiner Art einzig dastehendes Museum dekorativer Kunst« bilden, und man begreift angesichts dieser Schätze die Verehrung und Anhänglichkeit der Franzosen an die Erzeugnisse aus jener Zeit. Wer sollte ihnen und dem gebildeten Europa besseres geben? Aussichten dazu sind zurzeit noch keine vorhanden. Soviel nur ist sicher, daß die genannten Räume in Versailles zur Aufnahme der Druckschriften über Kunst von 1808 bis 1908 nicht genügen würden, daß aber die an das Sterbezimmer Louis XIV. anschließenden, auffallend kleinen Kabinetts der Marie-Antoinette in ihrer reizenden Dekoration für die Kunst mehr bedeuten als all das gedruckte Gerede. »Ein Blatt Geschichte ist mehr wert als ein Band Gedichte«, schrieb einst in Kissingen mein verstorbener Freund J. V. VON SCHEFFEL in das Stammbuch des großen Kanzlers — die Tat ist höher zu schätzen als das Wort!

Wenn man heutzutage von »Künstlern« spricht, so sind in der Regel die Maler darunter zu verstehen. Wie sie sich im XVII. Jahrhundert in ihrer Werkstatt eingerichtet hatten, zeigt ein Bild von FRANZ VON MIERIS (1635 bis 1681) in der Dresdner Galerie: »An der Staffelei«. Ein anderes führt uns »ADRIAEN VON OSTADE« in seiner Werkstatt vor (vgl. Abb. 153)⁶⁷⁾.

Man vergleiche dagegen das bombastisch aufgeputzte Atelier H. MAKARTS in dem Buche: Das deutsche Zimmer der Renaissance von G. HIRTH, München 1880, S. 90 u. 91 nach Photographie von V. ANGERER. Man wird beide mit geteilten Empfindungen betrachten.

Was die neueste Zeit, auch die Kunst des Wurzelhaften — aus dieser überreichen Erbschaft oft recht gut gemacht hat, mögen die beifolgenden Beispiele zeigen. (Vgl. Abb. 154 u. 155, ein »Grill-Room« im Breitenbacher Hof in Düsseldorf, der »Salon« in einer Wiesbadener Villa und das Speisezimmer eines Landhauses zu Tschiffik Abb. 156⁶⁸⁾ von A. BEMBÉ in Mainz.)

Abb. 154. Grill-Room nach BEMBÉ.



⁶⁷⁾ 153 ist den »Kunsthistorischen Bilderbogen« entnommen.

⁶⁸⁾ Die Abb. 154, 155, 156 u. 164 verdanken wir der gef. Mitteilung des Herrn BEMBÉ in Mainz.

Abb. 155. Salon nach BEMBÉ.



Abb. 156. Speisezimmer eines Landhauses zu Tschiffik.



Zum einfachsten zurückkehrend, seien in Abb. 157a u. b drei Wohnräume aus der Biedermeierzeit, nach einem Ulmer Puppenzimmer gegeben, die an Charakteristik nichts zu wünschen übrig lassen.⁶⁹⁾

Die Treppen. Die im Grundplan eine so große Rolle spielenden Treppen wurden in Italien und auch in Frankreich fast durchweg aus Stein hergestellt, wie auch in den meisten deutschen Patrizierhäusern und Palästen. Als Wendeltreppen sind sie freitragend oder aus Tritten konstruiert, die einerseits in den Umfassungsmauern, andererseits in eine steinerne Spindel eingreifen oder in Steinzargen eingelassen sind, die bei breiten Läufen durch kleine Säulchen oder durch kräftige Steinsäulen verschiedener Ordnungen gestützt sind. Aus der frühen Zeit der Renaissance in Frankreich und in Deutschland

⁶⁹⁾ Die Abb. 157a u. b wurden mir von Prof. Dr. MARC ROSENBERG in Karlsruhe gütigst mitgeteilt.

werden dafür angeführt: die reichen Treppen im Schlosse zu Blois und in Mergentheim; letztere eines der größten Prunkstücke deutscher Renaissance (vgl. Abb. 158 und 159).⁷⁰⁾

Für Italien sei die dreiarmlige Treppe des Castello medioevali zu Turin (Abb. 160) vorausgeschickt, sonst gelten die Wendeltreppen im Vatikanischen Palaste und im Palazzo

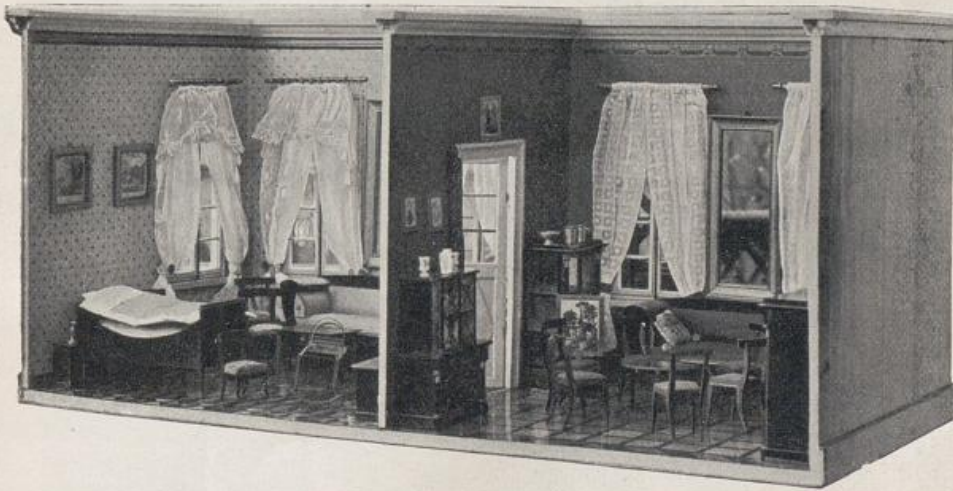
Barberini zu Rom, deren innere Zargen auf einfachen und gekuppelten Säulen ruhen, als die hervorragendsten, zu denen noch die in Caprarola hinzugefügt werden kann. Die Tritte sind unterhalb ausgeschalt oder ruhen auf ansteigenden Tonnengewölben; die Geländer wurden durch Baluster gebildet, das Treppenhaus nach oben durch Rippen- oder glatte Gewölbe abgeschlossen. An Stelle der Stufen tritt zuweilen noch die mittelalterliche schiefe Ebene, also statt Stufen- die Maultreppen, die im kreisrunden oder ovalen Raume liegen. Die steinernen, zweiläufigen Podesttreppen machen den Wendeltreppen den Rang streitig, da sie bequemer zum Begehen,

Abb. 157a. Wohnraum aus der Biedermeierzeit.



räumlich und architektonisch bedeutender zu gestalten waren, wofür die beiden Prachttreppen in den Schlössern zu Caserta und Würzburg Beispiele geben. (Vgl. Abb. 161

Abb. 157b. Wohnräume aus der Biedermeierzeit.



u. 162.) Die Tritte sind auch bei diesen freitragend, auch auf unterbauten Zargen und Bogen ruhend oder in ein Zungenmauerwerk einbindend, das die einzelnen Läufe voneinander trennt. Bei größern Laufbreiten ruhen sie auf steigenden Tonnengewölben. Besonders in Deutschland und Frankreich werden statt der Steinbalustraden reichgeschmiedete Eisengitter mit Vergoldung verwendet, für die Trittstufen kostbare Marmor-

⁷⁰⁾ Die Abb. 159 ist dem Bande der deutschen Renaissance von W. LÜBKE entnommen.

Abb. 158. Treppe aus dem Schloß zu Blois.



und Granitsorten. Bei architektonisch großräumig angelegten Treppenhäusern bilden reich mit Stuck und Malerei geschmückte Spiegel- und Kuppelgewölbe den Deckenabschluß und werden dann zum Glanzpunkt der gesamten Bauanlage.⁷¹⁾

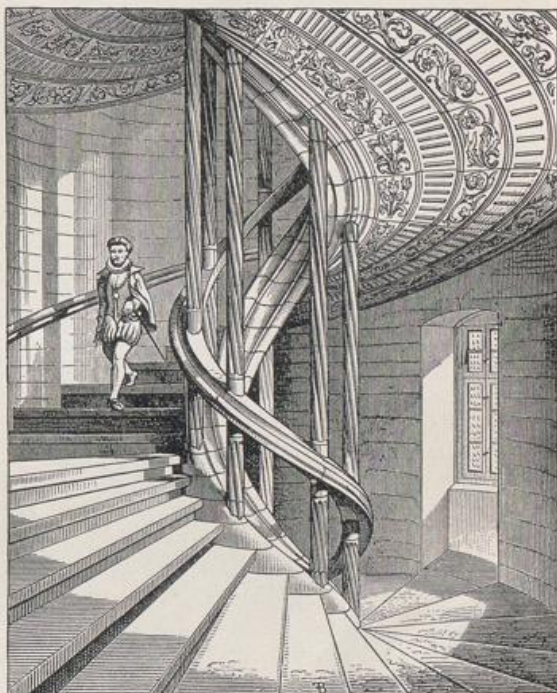
Für Deutschland mögen noch die Treppenhäuser der Schloßbauten in Bruchsal, Mannheim und Brühl u. a. hervorgehoben werden, die an Originalität, Pracht und Schönheit nichts zu wünschen übrig lassen; für Italien das durch sein kostbares Material ausgezeichnete, von VANVITELLI ausgeführte im Schloß zu Caserta (vgl. Abb. 162).

Während in den romanischen Ländern der Stein das herrschende Werkmaterial für den Treppenbau war, wurde in den germanischen das Holz als solches zugelassen. Die Feuerpolizei hatte damals noch keine Bedenken gegen das Material und ließ hölzerne Wendeltreppen mit Blockstufen und Holzspindeln sogar in den kleinen Herrensitzen zu.

Aus kaum einem andern Material kann im Wohnbau ein Bindeglied von einem Stockwerk zum andern in so intimer, stimmungsvoller Weise geschaffen werden, als aus diesem, und nicht nur im »eigenen Heim«, auch im Geschäftshaus und bessern Miethaus. Sowohl als Wendeltreppen, wie als geradläufige Podesttreppen ausgeführt, als Zargentreppen mit starken Zwischenpfosten und Hängsäulen konstruiert, stehen sie fest und anmutig einladend zugleich, in den alten Bauten und fordern zum »Nachempfinden« geradezu heraus.

Pfosten und Geländer sind meist durch überreiches Schnitzwerk besonders ausgezeichnet. Die Pfosten in Hängezapfen ausgehend und Freifiguren tragend, während ausgeschnittene Brettchen, gedrechselte Stäbe, Baluster mit Kleinbogen überspannt, durchbrochene geschnittene Füllungen, durch Rankenwerk und Wappen belebt, die Geländer bilden. In Tirol, der Schweiz, im badi-schen Oberland (Spezgart am Bodensee), auf der Burg Landeck, in den Rathäusern von Danzig und Bremen sind besonders schöne Beispiele erhalten und vielleicht die interessantesten in den englischen Herrensitzen nach den Aufnahmen von JOSEF NASH in: »Altenglische Herrensitze, Fassaden und Innenräume in englischer Gotik und Renaissance« (Nachdruckwerk von »Mansions of England in the olden time« 1839 bis 1849) auf Tafel A (7), B (17), C (7) und D (22), von denen Abb. 163 u. Abb. 164⁷²⁾ schöne Beispiele geben. Das Herrenhaus Aldermaston C (7) wurde 1636 an Stelle eines ältern Baues neu aufgeführt. Die Figuren auf den Pfosten stellen heidnische Gottheiten und christliche Heilige dar und sind durchaus künstlerisch aus Holz geschnitzt. Der Herrensitz Aston Hall, Warwickshire, wurde 1635 vollendet, das Treppenhaus D (22) ist eines der schönsten seiner Art. Vor der Schlacht

Abb. 159. Treppe in Mergentheim.



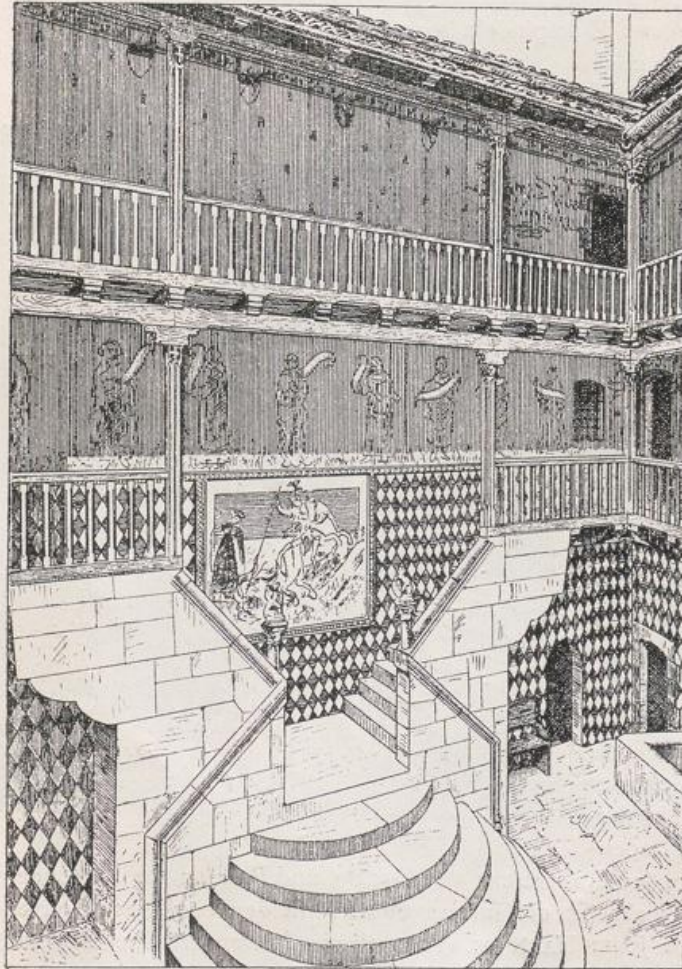
⁷¹⁾ Als besonders originell in der Anlage und als technisches Meisterstück soll noch die gewundene, steinerne Doppeltreppe im Schlosse Chambord erwähnt werden.

⁷²⁾ Die Abb. 163, 164, 177 u. 178 sind JOSEF NASH, Altenglische Herrensitze, entnommen.

von Edgehill wurde das Haus von mehreren Kanonenkugeln getroffen, von denen eine die dargestellte Zerstörung verursachte. Zur Erinnerung an den Vorfall wurde der Schaden nicht ausgebessert. Von Versuchen, das englische Motiv im gleichen Material wieder zu beleben gibt Abb. 165 eine Vorstellung.⁷³⁾

Das sich ergebende Gesamtbild zeigt uns von der künstlerischen und praktischen Seite den Wohnbau des XVIII. Jahrhunderts in ganz Europa als eine Tat, vollführt im Gewande der ausklingenden Renaissance, die zum Weltstil geworden war und alles

Abb. 160. Mittelalterliches Treppenhaus im Castello medioevali zu Turin.



in sich aufgenommen hatte, was frühere Jahrhunderte zwecks guten Wohnens errungen. Auf dem Gebiete des Wohnbaues hat die Menschheit einen Erfolg zu verzeichnen, wenn sie auch damit noch nicht am Ende ihrer Bestrebungen auf diesem Gebiete angelangt ist. Hat sie in der hohen monumentalen Kunst das Gleiche erreicht? Diese ist und bleibt »Raumkunst« über alles! Welche Religion, welches Volk und welche Zeit hat sie am höchsten gebracht? Diese Frage muß gestellt werden, gleichwie beim Wohnbau. Mit den griechisch-römischen Tempelbauten, den gewaltigen öffentlichen Bauwerken dieser Völker, ihren Thermen und Kaiserpalästen, Theatern und Zirkus, mit den christlichen Kathedralen ist zwar ein hohes, nicht aber ein letztes Wort der Menschheit auf diesem Gebiete gesprochen worden. Eine vergleichende Nebeneinanderstellung der hauptsächlichsten Monumentalwerke aller Völker kann

uns zur Beantwortung der Frage anregen und uns wohl auch den Weg zeigen, den wir zu gehen haben. Im Auszug sei eine solche im folgenden gegeben; die Frage und die Antwort wird Lehrer und Lernende unausgesetzt zu beschäftigen haben:

a) XV. Jahrhundert vor Chr.

Abb. 166⁷⁴⁾ zeigt, nach PERROT und CHIPIEZ I, 5, das Innere des großen hypostylen Saales des großen Reichstempels der Ägypter in Karnak, zur Zeit des mittleren

⁷³⁾ Nach gef. Mitteilung des Herrn A. BEMBÉ in Mainz.

⁷⁴⁾ Die Abb. 166 u. 167 sind PERROT-CHIPIEZ, Ägypten bzw. Persien, entnommen.

Reiches gegründet und zu Anfang des »neuen Reiches« (1701 bis 525 vor Chr.) in riesenhaften Dimensionen ausgebaut, mit einer Bodenfläche von 102×51 m und einer von 134 Säulen getragenen horizontalen Steinplattendecke nach oben abgeschlossen. Zwölf dieser Säulen haben ohne den Würfelaufsatz eine Höhe von 18,40 m bei einem Durchmesser von 3,57 m; der Raum selbst im Lichten eine solche von 22,48 m und bis zur äußern Oberfläche der Deckplatten 23,73 m. Tageslicht empfing das Innere durch hochliegende seitliche Fensteröffnungen (hohes Seitenlicht).

Technisch bemerkenswert sind die Längen der steinernen Architrave, die von Stoß zu Stoß gemessen von 9 m zu 8 m bis zu 5,80 m und 5,50 m herabgehen. Die Gesamtwirkung des Bauwerkes wird erhöht durch die Bemalung des Äußern und Innern mit ganzen, leuchtenden Farben. Ein magisch durchleuchteter Wald von riesigen, bunten Steinsäulen, unter ruhig wirkendem, monumentalem Steindach nimmt die Eintretenden auf, ernst und feierlich auf sie einwirkend.

b) VI. und V. Jahrhundert vor Chr.

Abb. 167 gibt ein Bild der persischen Königshalle in Persepolis (hypostyle Halle des Xerxes), gleichfalls nach PERROT und CHIPIEZ a. a. O. V, 6 und V, 9 auf Grund der Aufnahmen von FLANDIN et COSTE rekonstruiert. Sie zeigt im Grundriß

(Abb. 168) einen quadratischen Raum von 72,50 m Seitenlänge mit horizontaler Holzbalkendecke, die von 100 schlanken, weißen, 11,50 m hohen Steinsäulen getragen wurde, die von Mittel zu Mittel 6,5 m weit gestellt waren. Eine zweischiffige Säulenhalle mit geschlossenen Seitenwänden war dieser vorgelegt; der Boden war mit Steinplatten bedeckt, die Decke durch Kassetten reich gegliedert, die Wände einst mit prächtigen Teppichen geschmückt. Auch dieser Bau prangte innen und außen in reichen Farben. Die fein ornamentierten Säulen sind durch plastischen Schmuck ausgezeichnet, mit Palmenkapitellen und Volutenaufsätzen bekrönt, auf denen Sattelhölzer ruhen, deren Enden als knieende Stiere ausgebildet sind, auf deren Rücken die schweren Unterzüge der Kassettendecke lagern.

Abb. 161. Schloßstuppe in Würzburg.



An intimerer Gestaltung bei abgeklärten Formen, die aber in Ägypten und Vorderasien wurzeln, werden diese Vorgänger übertroffen durch die griechischen Tempelbauten, die gleich der persischen Königshalle den Steinbau für die Fundamente, die aufsteigenden Mauern und Säulen bis zum schützenden Hauptgesimse, wie auch den Holzbau für Decke und Dach zeigen. Säulenhallen umgeben die mehrfach nach der Tiefe geteilte Cella, deren Breite ein-, zwei- und dreischiffig ausgebildet ist. An Stelle des flachen Terrassendaches tritt das schwach ansteigende Satteldach; die farbige Dekoration der Außen- und Innenarchitektur haben sie dagegen wieder mit jenen gemein.

Abb. 162. Schloßstreppe in Caserta.



Sonst in mäßigen Dimensionen aufgeführt, sind doch drei Riesen unter ihnen bemerkenswert: der Zeustempel in Akragas, der Apollotempel in Selinus (T bei HITTORFF, G bei PUCHSTEIN), und der jonische Tempel in Milet. Allgemein wird angenommen, daß der Innenraum nicht bestimmt war, eine gläubige Menge in sich aufzunehmen, und doch fragt man sich: zu was die gewaltigen Abmessungen? Besser als alle Worte gibt das Diagramm (Abb. 169) ein Bild, das uns zeigt, daß die Cella in Selinus so hoch war wie das Mittelschiff des Freiburger Münsters, und daß man dieses in den Tempel hineinstellen kann und dabei noch rechts und links 4 m freien Raum innerhalb der Säulenhalle behält. Eine Raumwirkung war sicherlich bei allen Größenverhältnissen angestrebt, d. h. man

wollte der Gottheit ein ihrer würdiges Gemach herstellen, in dem sie majestätisch thronen konnte, den Opferbringenden mit heiligem Schauer erfüllend. Ein Blick nach dem Innern auf das Götterbild im Tempel zu Olympia gibt Abb. 170.

Die drei Beispiele vom XV. bis V. Jahrhundert vor Chr. zeigen das gleiche konstruktive System: horizontal lagernde Decken, senkrechter Druck der Massen und diesem entgegenwirkende, senkrechte Stützen, bei keiner weitem Kräftewirkung und möglichst große Monumentalität — Werke für Zeit und Ewigkeit, wie ihre zum Teil mehr als 3000jährige Dauer beweist.

West- und Oströmer nehmen vom letzten vorchristlichen Jahrhundert ab bis zum VI. christlicher Zeitrechnung die absolute Monumentalität ägyptischer Steinbauten

wieder auf; Decke und Dach werden wieder eins, aber unter andern konstruktiven Bedingungen. Der horizontale Architrav muß dem Bogen, die gerade Decke der gewölbten weichen, zum senkrechten Druck gesellen sich der Schub und die Maßnahmen, diesen

Abb. 163. Englische Holzterrappe (Crewe-Hall) nach NASH.



unschädlich zu machen. Der Stützenwald fällt und macht dem stützenlosen, großen Einheitsraum Platz, das Gefühl für Großräumigkeit erwacht, Freiheit erwächst aus der Gebundenheit, die Raumkunst will andere Bilder!

Sie schafft uns im Pantheon zu Rom einen Rundraum, dessen Grenzen so groß bemessen sind wie die des Riesentempels zu Selinus, dessen Decke sich halbkreisförmig erhebt, und der durch nicht etwa karg bemessenes Zenithlicht bei Tag erhellt wird. Die Einheit des Lichtes ist hier für die Stimmung und Wirkung des Raumes ausschlaggebend,

Abb. 164. Englische Holztreppe (Aston-Hall).



mächtig ergreifend wie kaum in einem andern Bauwerk der Welt. — »Ein einfaches freies Weltgebäude mit seinen hinaufstrebenden Himmelsbogen um sie, ein Odeum der Sphärentöne. eine Welt in der Welt« — nach JEAN PAUL (Titan III, 104 Zykel., S. 220). Dabei eine konstruktive Leistung: auf 8 mit Bogen überspannten Pfeilern ruht ein mächtiges Kuppelgewölbe von 43,4 m Spannweite (vgl. Abb. 171). In gleich hohem Maße

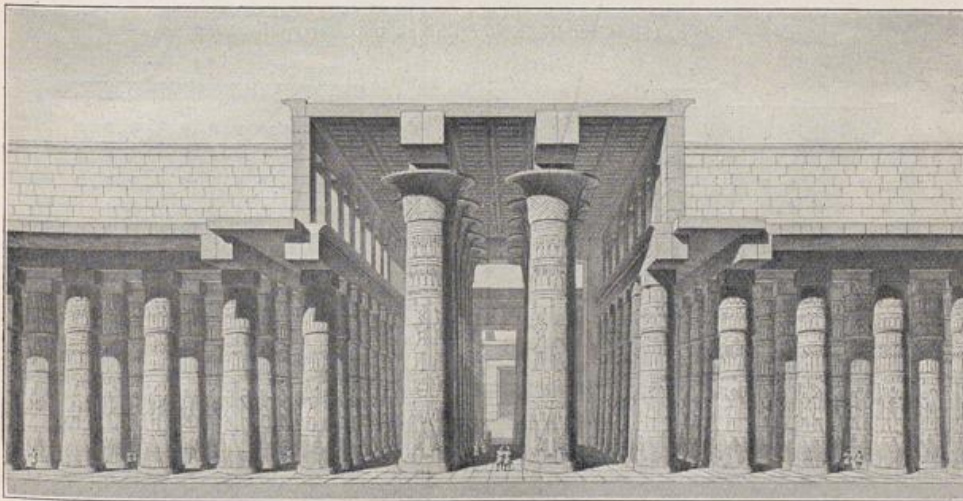
wirken die, teilweise heute noch stehenden Thermensäle mit ihren 25 m weit gesprengten Kreuzgewölben, ihren durch kostbare Marmorsäulen geschmückten Wänden. Meisterwerke der Konstruktion und der Ausführung! Dann die statisch vollendet ausgeklügelte, dreischiffige Maxentiusbasilika mit den ebenso mächtigen kasettierten Tonnen- und Kreuzgewölben. Sowohl auf dem Gebiete des Zentralbaues als des Longitudinalbaues (vgl. Thermensäle, Abb. 172)⁷⁵⁾ feiert, was Großartigkeit der Raumgestaltung anbelangt, die weströmische Kunst im allgemeinen und die Raumkunst im besondern, die höchsten Triumphe. Raumkünstler ersten Ranges sind und bleiben die Weströmer, gegen die noch kein späteres Geschlecht aufkam.

Sie konnten auch stimungsvoll bei den mit Holzdecken überspannten Basiliken mit Weiten bis zu 25 Metern sein, die sich in ihren christlichen Basiliken wiederspiegeln und von denen die 1823 abgebrannte und

Abb. 165. Moderne Diele und Holztreppe von BEMBÉ in Mainz.



Abb. 166. Inneres des großen hypostylen Saales des Tempels in Karnak.



später wieder neu aufgebaute St. Pauls-Basilika bei Rom — fünfschiffig mit offenem Dachstuhl — den Beweis liefert (vgl. Abb. 173)⁷⁶⁾.

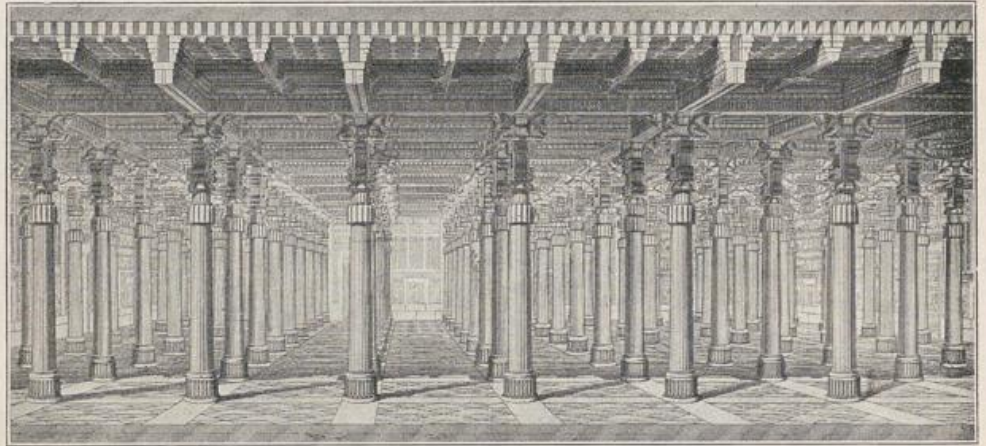
⁷⁵⁾ Die Abb. 172 ist nach einer Rekonstruktion von THIERSCH, dem Werke von J. v. FALKE »Hellas und Rom« entnommen.

⁷⁶⁾ Die Abb. 173 u. 176 sind der Volksausgabe der »Denkmäler der Kunst« entnommen.

Esselborn, Hochbau. II. Bd.

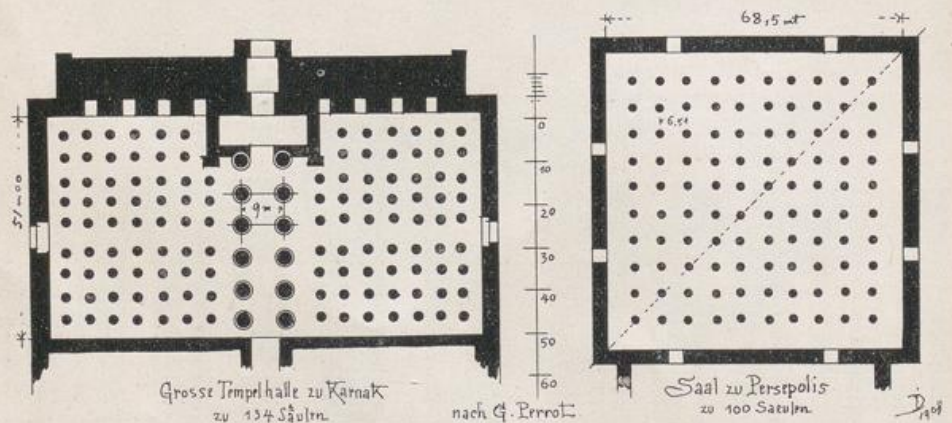
Die Oströmer (Byzantiner) hielten bei ihren Monumentalbauten an den gewölbten Räumen fest und schufen in ihrem Hauptwerke, der 'Agia Sofia zu Konstantinopel (532 nach Chr.) eine Großkonstruktion und einen mächtig fesselnden Raum, wie er nicht wieder geboten worden ist. Über einem quadratischen Mittelraum von 30 m Seitenlänge erhebt sich auf Pendentifs eine gedrückte, nahezu halbkreisförmige Steinkuppel, über

Abb. 167. Inneres des 100säligen Saales in Persepolis.



deren Fußgesims unmittelbar ein Lichtgaden herumgeführt ist, der magisches Licht ins Innere wirft. Der Scheitel ist, entgegen der Anordnung am Pantheon, geschlossen. Dieser Schluß läßt den Scheitel dunkel erscheinen, das hohe Seitenlicht hat aber den Vorzug, das Innere besser gegen die Einfüsse der Witterung zu schützen. Die prächtige Ausschmückung der Wände mit kostbarem Marmor und Mosaiken, der Kuppel-

Abb. 168. Grundrisse von Karnak und Persepolis.



flächen mit Goldmosaiken sucht ihresgleichen. Gegenüber den weströmischen Großkonstruktionen ist hier erstmals der Versuch im Großen gewagt und geglückt: Das Kuppelgewölbe über quadratischen Grundplan auf Pendentifs! »Salomon, ich habe dich übertroffen«, sagte Justinian beim Betreten der Kirche, überwältigt von der Raumwirkung und der Pracht! Diese und die Anordnungen im Grundplan betonen mehr das malerische Moment, das dem Orientalen höher steht als dem Weströmer. Es überrascht der Raum

Abb. 169. Diagramm.

Das Freiburger Münster im Apollotempel
(G. zu Pechstein) zu Selinus.

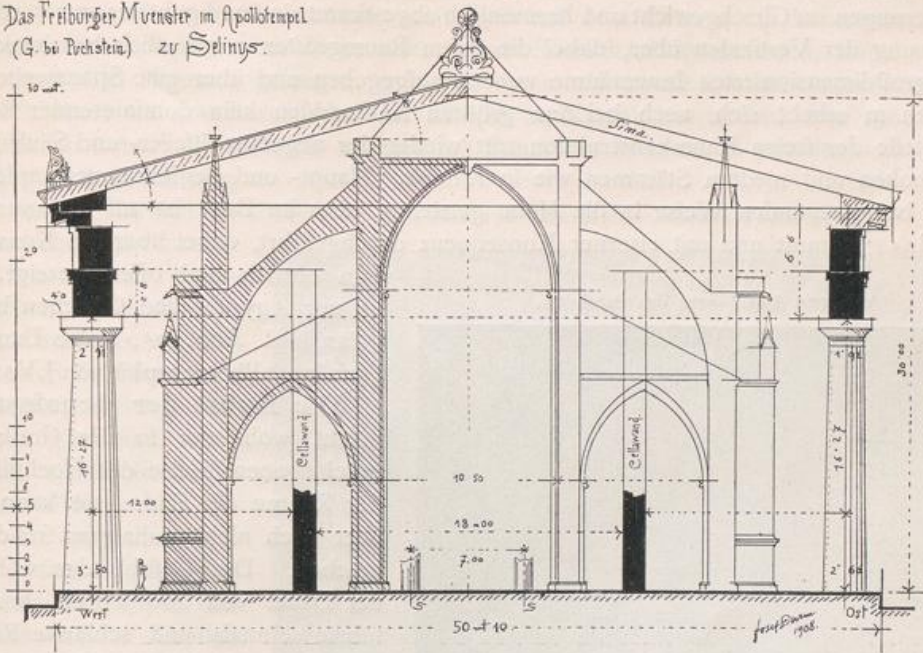


Abb. 170. Zeus-Tempel in Olympia nach J. BÜHLMANN.

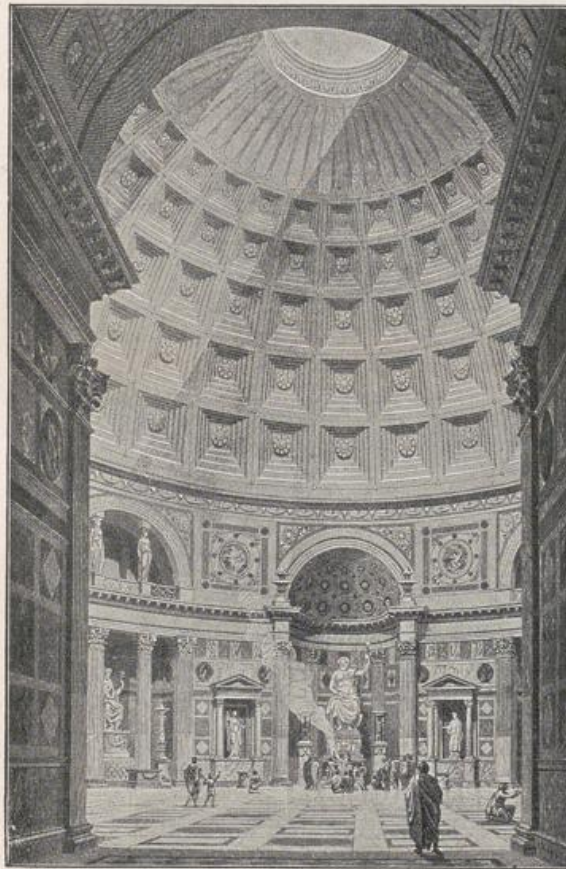


in seiner Totalität, aber zu einer anbetungsvollen Stimmung zwingt er den Abendländer nicht. (Vgl. Abb. 174.)⁷⁷⁾

⁷⁷⁾ Nach einer Handelsphotographie.

Das Mittelalter verläßt den gewölbten Innenbau, bei dem Horizontal- und Vertikalgliederungen im Gleichgewicht und harmonisch abgestimmt sind und geht zur entschiedenen Betonung der Vertikalen über, dabei die freien Raumgrößen empfindlich beschneidend. Die großdimensionierten Innenräume werden aufgegeben und über eine Spannweite von 12—14 m erhebt sich, auch bei den größten Kathedralen kein dominierender Raum. An Stelle der freien Raumkonstruktion tritt wieder der abgetane Pfeiler- und Säulenwald mit hohen und niedern Stämmen wie in Karnak. Haupt- und Begleiträume werden in einer beängstigenden Weise in die Höhe getrieben, alles im Baue ist auf ein »sursum Corda« gestimmt und mit eiserner Konsequenz durchgeführt, dabei aber die Konstruktion ehrlich und offen gezeigt, wie

Abb. 171. Das Innere des Pantheon.



schiebt sich ein lichtbringender, zylindrischer Tambour, die Kuppel erhält eine Laternenbekrönung, durch die Zenithlicht in beschränktem Maße einfällt, um die oberen Teile der Kuppel zu erhellen, während der Hauptsache nach hohes Seitenlicht das Innere durchflutet. Hierdurch erfährt der Innenraum im Mittelpunkt eine Steigerung in der Wirkung, wie sie wohl bei dem persischen Königspalaste schon sehr bescheiden betont worden war, die aber bei St. Peter den Gipfel der Vollkommenheit erreicht (vgl. Abb. 176). Konstruktiv und ästhetisch das höchste erreichbare Werk der Raumkunst, das Menschengestalt geschaffen, und wir lernen JACOB BURCKHARDT verstehen, wenn er sagt: »daß auch ein abgeleiteter Stil seine eigenen und großen Aufgaben hat, die ein organischer Stil gar nicht würde innerhalb seiner Gesetze lösen können«.

es nur Ägypter und Griechen bisher getan (vgl. Abb. 175, Notre Dame in Paris [nach Photographie von J. VASSE]).

Die Kunst der Renaissance macht wohl der in der Gotik angeschlagenen Weise des Hochführens der Räume ein Ende, sie kann sich aber doch nicht mehr ganz frei davon machen. Das Gefühl, das während der Dauer von 200 Jahren, hochgeführte schmale und schlanke Räume verlangte und sich in solchen äußerte, konnte nicht mit einem Schlage abgetötet werden und spurlos erlöschen. Diese Musik klingt noch weiter, und wir hören sie aus dem Innern von St. Peters Dom in Rom klagen. Dem genannten Gefühle ist es wohl zuzuschreiben, als BRAMANTE sagte: er wolle bei seinem Plane für St. Peter das Pantheon auf Säulen stellen.

Der heimische Kuppelbau verlangte wieder seine Rechte. Auf vier mächtigen, durch Bogen überspannten Pfeilern erhebt sich bei St. Peter in höchster Formvollendung die Kuppel, nicht mehr unmittelbar über den Pendentifs, nein, zwischen beide Teile

In dem Innern der Königshallen und Gotteshäuser — Basiliken, Tempeln und Kathedralen — begreifen wir die höchsten Leistungen auf dem Gebiete der Raumkunst, und an ihnen nur können wir die Höhe einer wahren Kunstleistung ermessen, wobei wir zu dem trostvollen Ergebnis gelangen, daß zwar die monumentale Baukunst 1500 Jahre vor Christi Geburt ein grandioses Werk im Tempel zu Karnak geschaffen, aber 1500 Jahre nach Christi Geburt ein gewaltig höheres mit Sanct Peters Dom. Verzweifeln wir daher nicht, gut Ding will lang Weil haben! In den Jesuitenkirchen aller Länder gleichwie in der anglikanischen Paulskirche in London erkennen wir, daß auch nach St. Peter noch Fortschritte in der Raumkunst möglich sind. Nach den antiken, offenen Dachstühlen bildeten sich die der mittelalterlichen Baukunst, und England hat das Verdienst, sie in den »Hallen« seiner Großen wieder in eigenartig vollendeter Form zur Geltung gebracht zu haben, bei Spannweiten, die den römischen und altchristlichen sehr nahe kommen (z. B. Westminster-Hall = 22 m).

Neben der großen Westminsterhalle gehören Beddington-Hall, Surrey (Abb. 177)⁷⁸⁾ und die im Schlosse zu Hampton Court (vgl. Abb. 178) zu den schönsten Leistungen der Zimmermannskunst; sie zeigen uns, daß auch mit bescheidenen Mitteln Raumwirkungen eigener Art geschaffen werden können, die den Charakter des Traulichen mit dem des Hoheitsvollen verbinden.

Auch hier verflossen beinahe 100 Jahre, bis sich Neues durchgerungen hatte.

Eine weitere Abwechslung oder fundamentale Neuerung in der Deckenbildung großer Räume hat die französische Renaissance um die Mitte des XVI. Jahrhunderts hervorgebracht durch die DE L'ORMESchen Bohlenbögen, mit denen der Erfinder Räume von

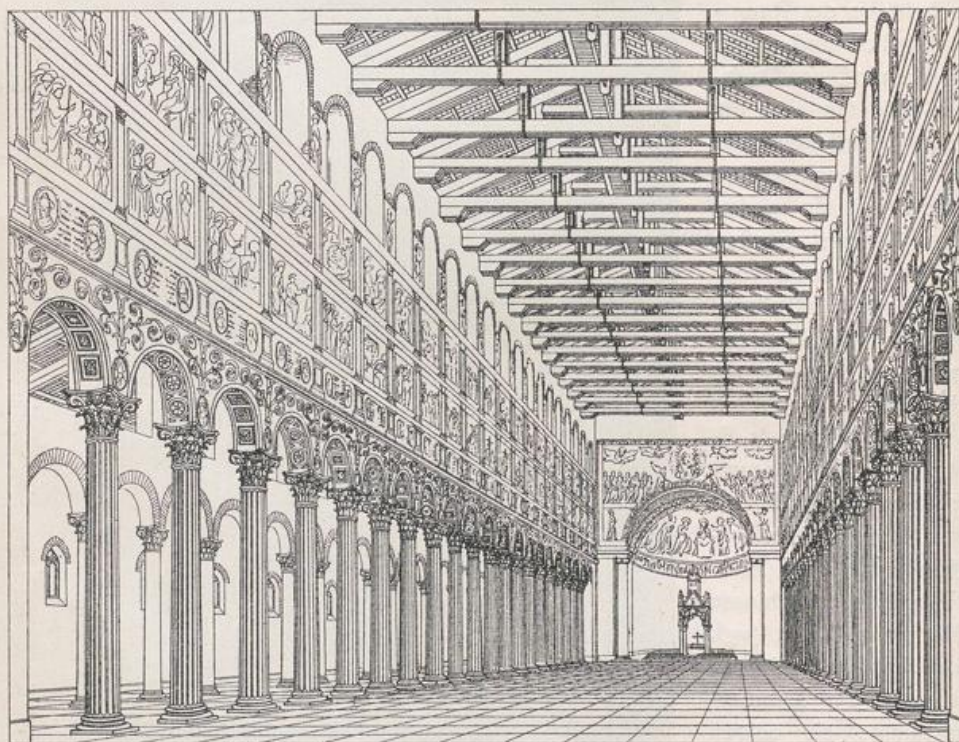
Abb. 172. Inneres der Caracalla-Thermen.



⁷⁸⁾ Abb. 177 u. 178 nach JOSEF NASH.

48 m Spannweite kunstgerecht überdecken wollte. Die Keime dieser Konstruktion gehen in das XV. Jahrhundert zurück, sie finden sich bei den Basiliken in Padua und Vicenza. DE L'ORME befördert ihr Wachstum und ihre Entfaltung erreichen sie im XIX. Jahrhundert unter Umsetzung des Materiales, des Holzes in Eisen. So erkennt H. v. GEYMÜLLER in seiner französischen Renaissance (Handb. d. Arch.) in den Glas-Eisendächern des Palais de l'Industrie der Pariser Weltausstellung von 1855 und den Einsteighallen des Frankfurter Bahnhofes, oder der großen Maschinenhalle der jüngsten Pariser Ausstellungsbauten nur eine Verkörperung der DE L'ORMESchen Idee. Drei und ein halbes Jahrhundert liegen zwischen Gedanke und Fleischwerdung. Das historische Moment darf schon deshalb nicht vernachlässigt werden, weil wir nur durch die Möglichkeit des Vergleiches, der in ihm geboten wird, zur Höhe und zu Neuem gelangen werden. Aus

Abb. 173. Inneres von St. Paul bei Rom (d. i. vor den Toren Roms).



S. Paul zu Rom

diesem Grunde und andern muß dieses »Lehrbuch« uns auch sagen, warum wir die historischen Stile erlernen und beherrschen müssen. Im nachstehenden ist versucht, die Frage zu beantworten:

Warum zeichnen und studieren wir Baustile? — Vielleicht etwa zur Stildressur oder um Propaganda für die eine oder andre Weise zu machen? Warum prüfen wir die Konstruktionen, die Art der Ausführung und zugleich die Formensprache der alten Werke? Was zwingt uns in der Baukunst zu allem diesem? Doch wohl nur die gleiche Macht, die den Maler — den »Künstler« κατ' ἐξοχήν unserer Tage — und den Bildhauer zu verwandtem Tun zwingt, nur daß deren Quellen und Vorbilder andere sind. Wir Architekten müssen uns mit den Stein gewordenen Kunsterzeugnissen vergangener Zeiten beschäftigen und das aus ihnen abziehen, was uns frommt. Und je mehr dies geschieht, umso mehr werden wir befähigt und berufen, von Stufe zu Stufe zu steigen. Bildung

und Kenntnisse sind keine Riegel für eine Einlaß begehrende Eigenart. Beschränktes Wissen begünstigt höchstens das Idiotentum, d. i. nach römischer Auslegung des Wortes, die Stümperei und Puscherei in Wissenschaft und Kunst!

Wir müssen uns durch Vertiefung in die allerhöchsten Gaben, die dem Menschen geworden — Kunst und Wissenschaft — das Milieu, die Lebensluft gewinnen, in der wir später zu wirken haben. Das alte Lied vom Werden und Vergehen, mit stets wechselnden Melodien muß von jedem gelernt werden, und welchen Singsang oder Klingklang wir Spätergeborenen daraus machen, das ist Sache der einzelnen, je nach ihrer Begabung und nicht Sache der Schule, die nur den Weg zu weisen hat, aber nicht den Weg zum täglichen Brot und raschen, möglichst mühelosen Verdienst. Eine vergleichende Baugeschichte wird uns vor Selbstüberhebung schützen und uns die Pfade

Abb. 174. Inneres der Agia Sofia in Konstantinopel.



zeigen, die wir unter veränderter Art des Lebens, der Weltanschauung, der Religion und der Bedürfnisse zu wandeln haben. Das Bedürfnis meistert die Kunst, aus ihm sproßt neues Leben, es erzeugt neue Formen, worunter aber nicht Modefexerei verstanden sein will, der gefährlichste Gegner jeder Kunstentwicklung zu allen Zeiten, der einem Gourmand gleich, nach stets verfeinerter, abwechslungsreicher Tafel verlangt, um schließlich, wenn alles durchprobiert ist, zur derben Hausmannskost zurückzukehren. Der Bauer kann dabei zeitweilig über den Jäger kommen, wobei wir aber nicht vergessen wollen, daß der Weg zum Hohen und Idealen durch Berg und Tal führt. Wir sehen die Spitze; verlieren wir sie nicht aus den Augen, auch wenn wir beim Blick nach oben zuweilen stolpern sollten.

Dem Maler, der sich in seinen Aufgaben auf dem Gebiete der historischen Kunst bewegt, dem Figuren- und Landschaftsmaler, wird sein Studienmaterial von Mutter Natur

geboten. Sie gibt sich dem letzteren in ihren Werken auf Bergeshöhen, im Talgrund, im Wald und auf der Heide, auf blumiger Au. Anders zur Frühjahrs- und Sommerzeit, anders im Herbst und im Winter, und wieder anders zu den verschiedenen Tageszeiten, im Sturmesbrausen und im heitern, vollen Sonnenschein. Er hat in erster Linie nur mit ihr zu rechnen. Was er gibt, muß dort begründet und wahr sein, seine Schöpfung ist das Ergebnis seiner Beobachtungen, »seine Stärke wurzelt in der Anschauung: von dieser braucht, ja soll er sich nicht entfernen«. Zugegeben. Er kann frei wählen, zugreifen, wozu ihn seine Künstlerseele treibt; aber das ist erst Sache eines Spättern, ein

Abb. 175. Notre Dame in Paris nach Photographie von VASSE.



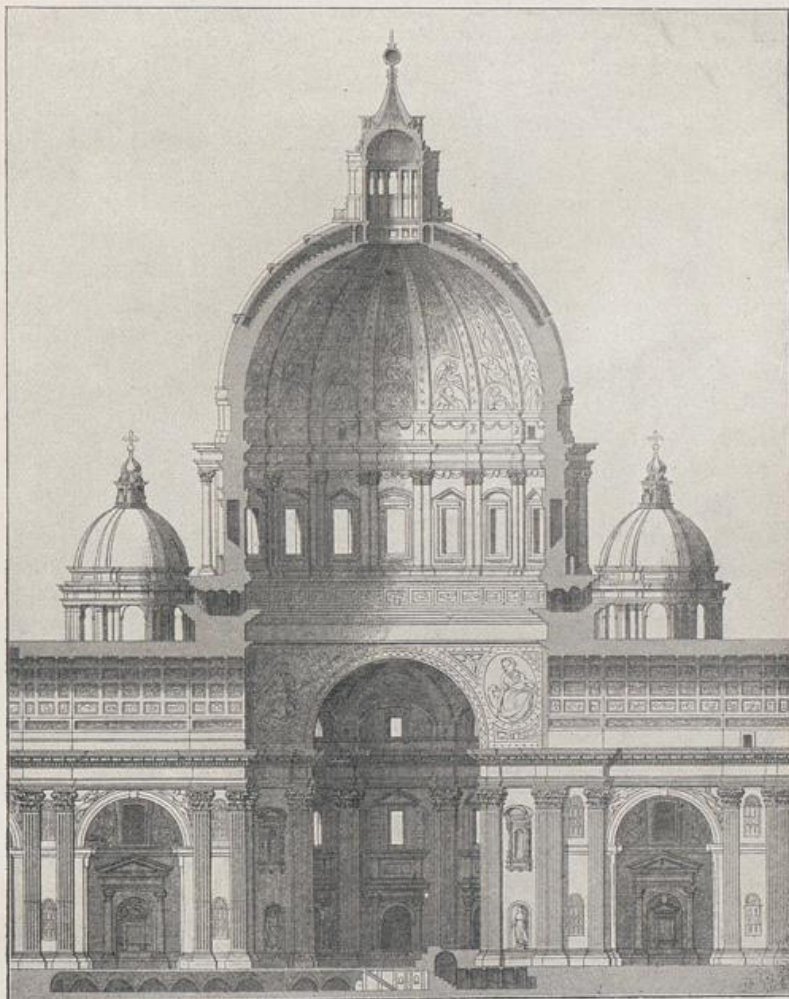
Ding nach der Schule, die ihn den Organismus der Pflanzen und Bäume lehrt, die Formation der Felsen, die Bildung der Wolken, die Wirkung der Farben, von Schatten und Licht. Die »Darstellung des Runden auf der Fläche«, auf Papier, Leinwand, Kalkputz oder Holz ist ein technisches Verfahren, das gelernt sein will und das dem Abschreiben der Natur oder der freien Komposition in gleicher Weise vorausgehen muß. Das Handwerk bildet die Grundlage. Der Maler muß mit seinem Arbeitsmaterial aufs innigste vertraut werden, dessen Wiedergabe beherrschen, will er in voller künstlerischer Freiheit schalten und walten. Wo und auf welche Weise er diese Vorbedingungen erfüllt hat,

ist gleichgültig, und seine Sache wie auch die entsprechende Verwertung. Die technische und geistige Schulung ist noch keinem erspart geblieben, dem einen mehr, dem andern weniger, je nachdem, was unser Herrgott dazu gegeben.

Das gleiche spielt sich beim Figurenmaler ab, bei dem das Ebenbild Gottes zunächst das wichtigste Studienmaterial bildet. Auch ihm bietet die Natur die volle Brust. Kind, Jüngling, Mann und Weib in ihrer Vollkraft, Greis und Greisin muß er in der äußern Erscheinung studieren, aber auch das Knochengerüst, das Innere des Menschen muß er in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen. Die Kunst der Darstellung stellt hier größere Anforderungen und wohl die größten beim Bildhauer, wie auch das höchste Maß wissen-

schaftlicher Bildung, ein hochentwickeltes technisches Können bei feinsten Beobachtungsgabe. Eine Verantwortlichkeit für Späteres kann der freien Schule auch hier nicht aufgebürdet werden. Die Mittel, den Zweck zu erreichen, sind nicht stets die gleichen. Selbstunterricht, Privatunterricht und öffentliche Schule sind die möglichen Wege. Der erste ist nur für bestimmte, von der Natur besonders ausgestattete Naturen, die beiden andern sind ausgetretene Pfade, die von der Mehrzahl der Berufenen, aber nicht Ausgewählten, eingeschlagen zu werden pflegen. Auch sie werden einst der vermeintlichen Fesseln

Abb. 176. Schnitt durch die Kuppel von St. Peter in Rom.



ledig und »endlich Freiheit« rufen, die schließlich doch nichts andres wird »als ein dunkles triebmäßiges Umhertasten«.

Gute Facherziehung und allgemeine Bildung werden sie vor manchem bewahren und waren der Originalität eines Künstlers noch nie hinderlich, wenn auch »MEIER-GRÄFE« meint: »Künstler haben das Recht, Idioten zu sein, ja sie sind es sich schuldig«. — Meinethalben, aber Idiotenkunst für Idioten! Sind Maler und Bildhauer in der glücklichen Lage, schon in der Schulzeit aus der Natur unmittelbar schöpfen zu können, wo jeder seiner eigenen Auffassung und der ihm gutdünkenden Technik nachleben kann,

nicht an die Mal- oder Darstellungsweise irgendeines aufgedrungenen oder freigewählten Meisters gebunden — und wenn er das Gegenteil tut, dies mit sich selbst abzumachen hat — so ist der Architekt, wie schon gesagt, auf Werke von Menschengestalt und

Abb. 177. Beddington-Hall (Surrey).



Menschenhand angewiesen. Sie sind ihm die Elemente seiner Erziehung und künstlerischen Bildung. Wie der Maler das, was ihm die Erde in ihrem Wechsel bietet, der Bildhauer die menschliche Gestalt vom Werden bis zum Vergehen in den Kreis seiner künstlerischen Tätigkeit einbezieht und dementsprechend seine vorbereitenden Studien einleitet, nicht

am einzelnen haften bleibt, jene vielmehr allumfassend betreibt, vom Spezialitätendruck nicht angekränkt, so müssen auch die Architekten erkennen, daß in dem Studium der historischen Baustile in erster Linie nur allgemeine Mittel, zwecks einer höheren baukünstlerischen Bildung vorgesehen sind. Dabei sind die beiden einzigen, organisch und logisch entwickelten ehrlichen, für die Ewigkeit geschaffenen, in ihren Grundprinzipien unerschütterlichen Stile: der ägyptisch-griechische und der mittelalterlich-gotische in erster Linie zu stellen. Nur an ihnen ist das Wesen eines Baustiles, seine Konstruktionsweise und seine Auszierung klar zum Ausdruck gebracht. »Stile entstehen aus Konstruktionsprinzipien und konsequenter Ausbildung gleichartiger Schmuckformen.« In einem Fall werden Wände, Pfeiler und Säulen mit wagerechter Decke geboten, im andern die

Abb. 178. Halle in Hampton Court.



gleichen, raumbegrenzenden und stützenden Elemente mit gewölbter Decke. Dort senkrechter Druck und Kraft der diesem entgegenwirkenden Stützen, hier Schub und Druck der Gewölbe mit den diesen entgegenwirkenden Anordnungen. Sie sind für den Architekten, was für Maler und Bildhauer der Organismus der Pflanzen- und Gesteinswelt, das Knochengerüst des Wirbeltieres ist. Ihr Studium führt zur Erkenntnis und regt zu Neuem an.

In die zweite Linie erst ist die Auszierung zu setzen. Hier beginnt das Spiel der Form in der Natur mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit. Jeder Baum besteht aus Wurzel, Stamm und Ästen mit Laubwerk, schmückenden Blüten und Früchten, ist nach den gleichen Gesetzen aufgebaut, und doch unterscheiden wir Eichen und Linden, Tannen und Fichten usw. Die Berge sind aus den verschiedensten Gesteinsarten geschichtet, die Menschen nach verschiedenen Rassen geartet. Pflanzen- und Tierwelt in ihrer

tausendfältigen Gestaltung ziehen Maler und Bildhauer in den Kreis ihres Studiums und Schaffens; sie zeichnen, malen und machen darnach plastische Darstellungen. In gleicher Weise müssen auch die Architekten mit ihrem Studienmaterial verfahren, und zwar in der ersten Zeit noch ohne Bevorzugung der einen oder andern Weise, denn diese kann erst erfolgen, wenn alles durchgeprüft ist und bei ausgereiftem Urteil. Ein solches kann aber nur gebildet werden durch Zeichnen, Messen und Vertiefen in den Gegenstand, gleichwie es unsre Schwesterkünstler in ihrer Domäne tun. Wo dort der unmittelbare Verkehr mit der Natur, mit dem Objekt, noch nicht zugänglich oder aus andern Gründen nicht herbeigeführt werden kann, greift man beim Unterweisen zum Kopieren nach guten Vorlagen und Modellen, und zur Erlernung des Handwerkes, der fachlichen Geschicklichkeit, flüchtet man zum Lehrmeister und Gesellen. Die Barbarei des modernen Massenunterrichts läßt meist keinen andern Ausweg offen. Die Architekten sind gezwungen, dasselbe zu tun, obgleich das Studium an den Vorbildern selbst das einzig Erfolgreiche und Richtige ist. Nur liegen die Dinge für die Genannten oft recht weit auseinander, während sie den Schwesterkünstlern auf Schritt und Tritt begegnen.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter — Kind, Jüngling, Mann und Greis — zeigt nicht allein das Studienmaterial der Maler und Bildhauer, bei den für uns von Menschenhand geschaffenen Vorbildern äußert sich dies als Frühkunst, Blütezeit und Verfall einer Bauweise. Wie der Baum sich im Frühjahr mit einem überreichen Blütenzauber schmückt, dem ein Stadium der Ruhe und Einfachheit im Sommer, dann ein solches mit der goldenen reifen Frucht im Herbst folgt, dem durch die Entlaubung im Winter ein Bild der Sterilität gegeben wird, so schmückt sich auch jede junge Architektur bräutlich und tritt werbend für sich auf, um nach der Entfaltung ihrer Reize in Starrsucht zu vergehen, aus der sie kein Wiederbelebungsversuch mehr erlösen kann. Was der Natur und Kunst seinen Tribut bezahlt, erscheint für uns wohl verloren, aber nicht erloschen, es kehrt unter veränderter Form wieder. Der Satz: daß wir auch, wie der Anatom, am Toten noch lernen können, oft mehr als am Lebenden, wird bestehen bleiben.

Deshalb das Studium der alten Stile, nicht um Äußerlichkeiten nachzuäffen, nein, um ihr Wesen zu ergründen und daraus folgerichtige Schlüsse ziehen zu können.

Ein Letztes, das für deren Studium noch spricht, ist die Pflicht einer sachgemäßen Erhaltung und Unterhaltung der uns überkommenen Väter Werke, damit wir sie in verkehrtem Tatendrang nicht verstümmeln und keinerlei Ungereimtheiten begehen. Und wenn RUSKIN sagt, daß jede Restauration eines Bauwerkes eine Lüge sei, so mag dies wohl sein; unanfechtbar aber scheint mir der Satz CARL SCHEFFLERS: »Die Ruine regt die Vorstellungskraft an, ruft die dichtende und rekonstruierende Phantasie wach; das künstlich restaurierte Gebäude aber schlägt jede Phantasietätigkeit tot und weiß statt dessen doch nichts zu geben als die Phrase (Freiburg, Heidelberg, Hohkönigsburg)«.

Nach alledem wollen wir doch nicht vergessen, daß auch die Natur dem verständigen Gärtner Beihilfe zu Neuem leistet, solange er nicht gegen deren Grundgesetze verstößt. So ist z. B. das ganze Geschlecht der Aurantiaceen zur Abweichung sehr geneigt, und Örtlichkeit, Impfung und Behandlung haben unzählige Spielarten hervorgebracht. Solche künstlich zu erzeugen, war sonst der Stolz der Gärtner, wie VICTOR HEHN in seinem interessanten Buch über Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa (vgl. S. 390 a. a. O. Ausgabe 1874) uns lehrt. Unsere Kultur und Kunst nimmt den gleichen Weg. Doch welcher Baum könnte der Orange an Schönheit und Adel den Rang streitig machen, der das ganze Jahr hindurch prangt, gleichzeitig mit Blüten, mit unreifen und reifen Früchten, die bald dickschalig und saftlos, sauer und bitter sind, dann wieder honigsüß, dessen Blüten einen berausenden Duft abgeben, der selbst ein Alter von

700 Jahren und noch mehr erreicht, der so stark wird, daß ein Mann ihn kaum umspannen kann und dessen Krone so majestätisch wie die einer Eiche in die Lüfte ragt, der in der freien Natur die bei uns gewohnte steife Kugelform verliert, dessen Äste sich strecken und recken nach allen Seiten, in dessen Krone die goldenen Äpfel und die silbernen Blüten leuchten? (Orangengärten in Milis auf Sardinien.) Süße Pomeranzen, Limonen, Zitronen, Orangen, Apfelsinen oder Portogali, und als neuste Varietät des XIX. Jahrhunderts die Mandarinen, gibt uns nacheinander der Urbaum! Könnte ein besseres Symbol für die Baukunst und ihre Entwicklung genommen werden?

Die Natur gibt uns Holz, Stein und Eisen, der Architekt schafft daraus ein Kunstwerk, das der Zeit trotz und Jahrtausende überdauert, mit Blüten und Früchten geschmückt der verschiedensten Art »je nach Örtlichkeit, Impfung und Behandlung«. Der geschickte Gärtner gibt unter Anwendung der gleichen Mittel aus den immergrünen Zweigen der Agrumi die köstlichste Frucht — die süße Goldorange! Ihr Stamm hat seine Natur nicht verändert, er wächst wie früher nach ewigen Naturgesetzen empor, aber seine Früchte sind andere geworden. Aus dickschaligen herben sind schöne köstliche, goldene Äpfel gezeitigt durch Menschenhand und Verstand. Die Grundelemente und die Gesetze der Baukunst von Druck und Schub sind ebenfalls unverändert, nur Form und Ausdrucksweise sind anders geworden, und der Baukunst geht es wie den Aurantiaceen. Ein glücklicher, verständiger Künstler wird aus den alten Monumenten ebenso köstliche neue Früchte hervorlocken, wie der Gärtner aus dem Urstamme der Agrumi — aber nicht mit pedantischer, geistloser Stilreiterei.

Pflegen und hegen wir daher deren Studium, damit wir den Zusammenhang nicht verlieren und nicht in Willkürlichkeiten untergehen. Beherzigen wir die Worte unseres Altmeisters Dr. HEINRICH HÜBSCH: »daß sich die Architektur nicht von gestern her gestalten könne, daß sie vielmehr bei den Blüteperioden der Vorzeit in die Schule gehen müsse. Um daher einen gesunden richtigen Standpunkt für eine der Gegenwart entsprechende Architektur zu gewinnen, ist ein historischer Überblick der verschiedenen hinter uns liegenden Bauarten unerlässlich. Und wenn es gelingt, die objektiveren Eigenschaften einer jeden Bauart unmittelbar an den Monumenten aufzufinden und unbefangen zu vergleichen, so werden wir daran einen sicheren zweitausendjährigen Wegweiser haben.«

III. Kleinere öffentliche Bauten.

A. Schulhausbauten.

»Daß die Jugenderziehung eine Hauptangelegenheit für den Gesetzgeber sein müsse, darüber ist gar kein Zweifel, und die Verfassungen empfinden die Vernachlässigung derselben zu ihrem Schaden« . . .

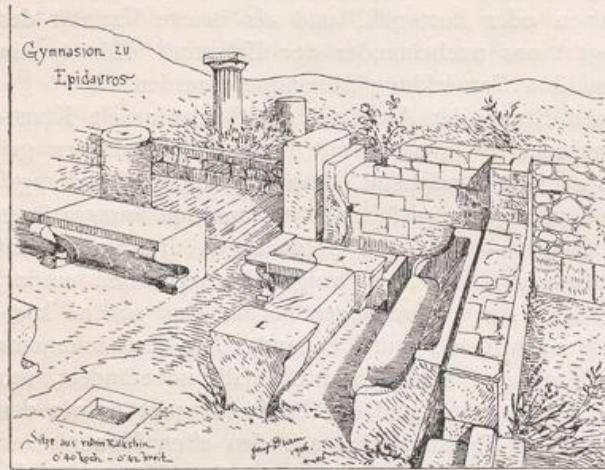
ARISTOTELES, Politik. VIII, 1.

Einleitung. Über den griechischen Jugendunterricht wird gesagt, daß er »Grammatik, Gymnastik, Musik und hie und da auch Zeichenunterricht umfaßt habe«. Die Grammatik und das Zeichnen als nützlich für das Leben und vielfach zur Anwendung kommend, die Gymnastik als geeignet, den männlichen Mut auszubilden, während über die Nützlichkeit der Musik Zweifel erhoben wurden, da sie doch die meisten nur zum Vergnügen trieben.

Man hatte auch erkannt, daß es eine Jugendbildung gibt, die man seinen Kindern angedeihen läßt, nicht weil sie nützlich oder notwendig, sondern weil sie Freien würdig und etwas Schönes ist. »Überall aber nach dem Nutzen zu fragen, geziemt am wenigsten hochsinnigen und freien Menschen.« — So die Alten vor eineinhalbtausend Jahren.

Auch sie mußten die Schulbank drücken. Im Gymnasium zu Epidauros sind noch die aus geschliffenen rötlichen Kalksteinplatten hergestellten Sitzbänke erhalten und vor diesen ein Steintisch mit einer Marmorbank für den Lehrer (vgl. Abb. 179; eigene Aufnahme). Unter freiem Himmel oder unter schützenden Säulenhallen hörten die Schüler die Worte ihres Magisters.

Abb. 179. Schule in Epidauros.



Unter freiem Himmel oder unter schützenden Säulenhallen hörten die Schüler die Worte ihres Magisters.

So hocken heute noch die Studenten der moslemischen Provinzen in den Hallen der Universitätsmoschee el Azhar zu Cairo, die durch hölzerne Querverschläge oder Holzgitter in Pferche geteilt sind, innerhalb deren sich die Angehörigen der verschiedenen Provinzen bei ihren Studien zu versammeln haben, wie zur Zeit des Kalifen 'Aziz Billâh (875 bis 906 nach Chr.). Über 10000 Studenten unter Anleitung von 321 Professoren

liegen hier ihren Studien ob. Auch diese beginnen mit der Grammatik, auf welche das Studium der Religionswissenschaft folgt, welche die Eigenschaften Gottes und des Propheten: das Sein, die Uranfänglichkeit, die Ewigkeit, Selbständigkeit, die Einheit, die Allmacht, der Wille, die Allwissenheit, Leben, Gesicht, Gehör und Rede umfaßt. Der Schüler geht dann zum Studium der Rechtswissenschaft (religiöse Hauptgebote des Islam, weltliche Rechte) über; nebenbei wird auch Logik, Rhetorik und Verslehre

getrieben. Naturwissenschaften sind ihnen unbekannt, die von ihren Voreltern so hoch geschätzte Algebra und Astronomie sind in Vergessenheit geraten.

Abb. 180. In den Koran vertiefter Gelehrter.



Einen offenen Hof umgeben auf vier Seiten tiefe Säulenhallen, von denen die eine, gegen 3000 qm groß, zehnschiffig angelegt ist, deren Decke von 380 Granit- und Marmorsäulen getragen wird. Unter diesen, wie auch im Hofe, hocken gruppenweise die Studenten bei ihrer geistigen Arbeit, größer an Zahl als an irgendeiner Hochschule des Abendlandes. Dazu meint GEORG EBERS: »Lerne sie nur kennen die Gelehrten, die sich hier in einer Bedürfnislosigkeit sondergleichen nur vom Brote des Geistes

(sic) sättigen und frage dich, ob du irgendwo einen tiefer in seinen Gegenstand versunkenen Forscher gesehen hast, als den alten Muslim, der darnach ringt, eine schwierige Stelle des Korân recht zu erfassen.« (Vgl. Abb. 180.)⁷⁹⁾

Interessant ist das Bild, das sich den Blicken darbietet beim Eintritt in diese Hochschule: die Alten mit der Brille bewaffnet, am Boden kauern vor einem Klappulte, auf dem die Schriftsätze liegen, allein oder von Studenten umgeben. Was sie produzieren,

⁷⁹⁾ Abb. 180 wurde nach G. EBERS, I, Ägypten in Wort und Bild, Stuttgart 1879, hergestellt.

ist meist ohne direkten Nutzen für sie selbst oder die leidende Menschheit, beneidenswert bleibt bei ihrem Studium nur der Ort und der Aufenthalt in den offenen Höfen und Hallen in dem sonnigen, regenlosen Klima. Die Bedürfnislosigkeit der Dozenten ist auch im Abendland zu treffen, wo sie aber meist keine freiwillige ist; die Härte des Schicksals wird aber wieder ausgeglichen, daß sie nicht alle trifft, und einigen Ausgewählten das Fahren auf Gummi ins Kollegienhaus gestattet bei guter häuslicher Verpflegung und äußern Ehren.

Das Mittelalter pfercht diesseits und jenseits der Alpen die Scholaren in dumpfe Stuben, um von unnahbar erhöhtem Sitze herab, mit oder ohne Beihilfe des Stockes, die Sprüche der Weisheit in sich aufzunehmen. (Vgl. Abb. 181.)⁸⁰⁾ Man begreift die Sehnsucht nach den Freiviertelstunden, die nur verglichen werden kann mit derjenigen der zur Winterszeit eingesperrten Burgenbewohner beim Herannahen des Frühlings.

Die Renaissancezeit macht anfänglich die Sache nicht gemütvoller, wenn man sich z. B. der Räume in Padua erinnert, in denen einst Galilei sein »Epur si muove« den Richtern entgegenrief. Der Dozent stand an der Fensterwand, vor dem Pfeiler zwischen zwei großen Fensteröffnungen, seine Zeichen- oder Rechentafel wagerecht vor sich auf dem Tisch, und auf amphitheatralisch angeordneten Sitzreihen, im halben Achteck um den Dozenten herumgeführt, saßen die Hörer. Erst zu Ende des XVI. Jahrhunderts werden der Wissenschaft würdige Räume hergestellt, von denen das anatomische Theater der Universität zu Bologna als eine kaum wieder erreichte Glanzleistung hervorgehoben zu werden verdient.⁸¹⁾

Dem in seinen Werten in neuerer Zeit mehrfach von Leuten, deren Urteil durch Sach- und Fachkenntnisse nicht getrübt ist, unterschätzten XIX. Jahrhundert war es vorbehalten, einen durchgreifenden Wandel der Dinge auf dem Gebiete des Schulwesens zu schaffen.

Nach Geschlecht, Alter und nach der Höhe des Zieles wird das Schulwesen unserer Zeit abgestuft und eingerichtet. Knaben- und Mädchenschule sind getrennte Anstalten, und nur unter bestimmten Verhältnissen werden beide Geschlechter gemeinsam unterrichtet: beim Beginne der Schulpflicht oder unter ärmlichen Verhältnissen auf dem Lande und dann wieder in den höchsten Lehranstalten, den Universitäten und technischen Hochschulen. Nach den verschiedenen Zielen unterscheiden wir Volksschulen, Mittelschulen und höhere Lehranstalten, von denen die ersteren beinahe überall gleichartig organisiert sind und das Material für eine gesunde Arbeiterschaft zu liefern bestimmt sind. Mittel- und höhere Schulen bereiten zu den besseren Lebensstellungen und zum wissenschaftlichen und künstlerischen Studium vor; die Hochschulen machen den Abschluß, und deren Absolvierung befähigt zu den höchsten erreichbaren Stellungen im Leben. Ohne den Nachweis des Besuches einer solchen kommt auch der Geburtsadel nicht mehr aus. Sie sollen uns mit einem tüchtigen, für Staats- und Verwaltungsgeschäfte geeigneten Beamtentum versehen, dessen Anschauung nicht beim bloß Nützlichen stehen bleiben darf, sondern auch idealen Bestrebungen zugänglich ist — obgleich

Abb. 181. Eine Schulstube im 16. Jahrhundert.



⁸⁰⁾ Abb. 181 ist hergestellt nach Dr. O. HENNE AM RHYN, Kulturgeschichte des deutschen Volkes. II. Teil. Berlin 1886.

⁸¹⁾ Vgl. Abb. im Handb. d. Arch., Renaissance in Italien von J. DURM, S. 336, 337.

nach LICHTENBERG »den meisten Menschen ein Mann von Kopf ein fataleres Geschöpf ist als der deklarierteste Schurke. Genies stoßen durch ihre geistige Souveränität an und ab. Die Aurea mediocritas, haben schon die praktischen Römer gepriesen!«⁸²⁾

Für alle Arten von Schulbauten, mit hohen oder naheliegenden Zielen, gelten die gleichen Grundsätze für die Wahl des Bauplatzes, die Stellung des Baues und die hygienischen und technischen Einrichtungen. Nicht sumpfige Niederungen, aber auch nicht hochgelegene, Wind und Wetter ausgesetzten Plätze sollen gewählt werden; der Bau ist frei zu stellen, abseits von geräuschvollen Geschäftsbetrieben, Luft- und Lichtzufuhr muß unbehindert sein, Nachbargebäude dürfen sich nur in bestimmten Abständen erheben, die Lage an starken Verkehrsstraßen ist zu vermeiden, oder dann durch Vorgärten zu schützen.

Bei der Berechnung der Größe des Bauplatzes kann bei ländlichen Schulen 3 qm pro Schulkind angesetzt werden, wo nicht besondere gesetzliche Bestimmungen oder Verhältnisse ein anderes Maß vorschreiben.

Die Stellung des Baues nach einer bestimmten Himmelsgegend ist noch eine »umstrittene« Frage. Man bevorzugte die Lage der Hauptfront nach Norden und legte nach dieser Himmelsgegend die größere Anzahl der Schulzimmer. Man erinnerte sich aber wieder des Sprichwortes: »daß in den Raum, in den die Sonne nicht kommt, der Arzt kommt« und legt jetzt lieber die Klassenfenster nach Nordwesten oder bei zweiseitigen Fronten nach NW. und SO. (Südosten). Das Gebäude soll nicht zu hoch emporgeführt werden; als Regel dürfte die zweigeschossige Anlage gelten, doch ist auch die dreigeschossige zulässig und aus ökonomischen Gründen wohl die gebräuchlichste geworden. Die seltener benutzten Räume, wie Sing- und Zeichensäle, sowie die räumlich kleinern Klassen für die erwachsenen Schüler sind in das Obergeschoß zu verlegen, die Schulsäle für die »Kleinen« in das Erdgeschoß.

Die einseitige Bebauung der Flurgänge ist unter allen Umständen das einzig richtige, eine zweiseitige Anlage, d. h. die Anordnung eines Mittelganges wäre nur in Zwangslagen zulässig. Man soll sich aber in eine Zwangslage nicht bringen lassen, wo das Wohl und Wehe der heranwachsenden Schuljugend auf dem Spiele steht. Höfe, Eingänge, Flurgänge, Treppen und Bedürfnisanstalten sollen nicht zu klein bemessen werden.

Die Bauten müssen feuersicher als Massivbauten hergestellt werden. Treppen, deren Umwandungen, sowie Fußböden und Decken der Flurgänge sind gleichfalls aus feuersicherem Materiale auszuführen, wogegen die Decken und Böden der Schulsäle aus Holz konstruiert werden können. Die Auflagerung der Balken geschieht am besten parallel zu den Gang- und Umfassungswänden auf massiven Querwänden oder eisernen Unterzügen, die von den Fensterpfeilern nach der tragenden Gangwand gespannt sind.

Gang- und Querwände dürfen der Hellhörigkeit wegen nicht zu dünn genommen werden; Riegelwände sind daher zu vermeiden. Der Hellhörigkeit wegen sind auch die Hohlräume zwischen den Deckenbalken dicht mit Sand auszufüllen. Eine Unterkellerung des ganzen Baues ist geboten, oder es müssen zum mindesten sog. Luftgewölbe, etwa 1 m vom Erdboden aus angelegt werden. Die Abwässer (Meteor- und Gebrauchswässer) müssen in Fallröhren vom Baue abgeleitet und vom Trottoir ab unterirdisch in die Entwässerungsdohlen abgeführt werden. Wasserzuführungen (Putz- und Trinkwasser) sind in allen Stockwerken anzulegen und an diese Löschvorrichtungen (Feuerhähne und Schläuche) anzuschließen. Als Dachdeckung empfehlen sich Ziegel, Schiefer und Holzzement. Metalldächer verursachen bei starken Regengüssen störendes

⁸²⁾ Vgl. »Wildkirschen« von HANSJAKOB, 1905, S. 221 bis 223.

Geräusch und werden daher besser vermieden. Die Dachflächen sind schon aus ökonomischen Gründen nicht zu steil zu nehmen, da ja auch ein hoher Dachraum nicht nutzbar gemacht werden kann. Die zurzeit modischen Scheuerndächer, als besonderes Charakteristikum für Schulhäuser, haben daher wenig Sinn. Über das Winkeldach braucht auch bei schlechtem Deckmaterial und unvollkommener Eindeckungsart nicht hinausgegangen zu werden. Blitzableitungen sind in einigen Ländern baupolizeilich vorgeschrieben, in andern wieder nicht; sie sind nur bei vorzüglicher Ausführung und Unterhaltung ungefährlich und von Wert.

Eine künstlerische Durchbildung des Äußern und Innern der Schulbauten, wobei aber die Zierformen auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen sind, ist insofern geboten, als eine solche erzieherisch wirkt.

Schmuck der Wände mit guten Bildwerken, Modellen, historischen oder allegorischen Darstellungen in den Treppenhäusern oder den Prüfungs- und Festsälen ist von besonderem Wert. Angebracht ist auch eine Auszeichnung der Bauten durch Uhrtürmchen, durch Plattformen für den Orientierungsunterricht, wie auch eine reichere Ausgestaltung des Haupteingangsportales durch entsprechenden Figurenschmuck, durch Unterbrechung der Dachlinien mittels Giebel u. dgl. m.

Einrichtungen für Heizung und Lüftung, sowie künstliche Beleuchtung und elektrische Lätwerke sind unerlässlich. Bei kleinen Schulen kann erstere aus einer einfachen Ofenheizung (Holz oder Kohlen je nach der Bezugsmöglichkeit) bestehen, bei größern ist eine Sammelheizung vorzuziehen. Es muß mit jeder eine Wärme von $+17^{\circ}$ bis 20° Celsius bei beliebiger äußern Wintertemperatur erzielt werden können. Für größere Anlagen verdient eine Niederdruck-Dampfheizung den Vorzug. Von einer guten Ventilationsanlage ist ein dreimaliger Luftwechsel in der Stunde als höchstes, was angestrebt werden kann, zu verlangen. Kamine für Luftzu- und Abführung werden am besten in den Korridorwänden oder, wenn Teilwände stark genug sind, auch in diese eingelegt. Die Lage der Deckenbälke ist für die eine oder andere Art entscheidend. Da nicht alle Räume dauernd den Tag über im Gebrauch sind, so kann man sich bei der Lüftung durch Offenhalten der Türen in den Freiviertelstunden und durch Anordnung von Glasjalousien an den Oberflügeln der Fenster helfen. Bei niedern Außentemperaturen ist die Frischluft vor deren Eintritt in die Räume vorzuwärmen.

Die künstliche Beleuchtung geschieht durch Gas oder Elektrizität. »Auerglühlicht« ist bei Zeichensälen vorzuziehen. Jede Beleuchtungsart, die dem Tageslicht nahe kommt, ist empfehlenswert. Beide Arten sind daher gut in der Lichtwirkung. Durch Gas wird die Luft verschlechtert, durch Elektrizität dagegen nicht. Wird auf Reinheit der Luft ein größerer Wert gelegt, dann ist letztere vorzuziehen. An Stelle der Steh- oder Hängelampen kommt auch elektrisches Bogenlicht zur Anwendung. Die Lampe wird dabei 3 m über dem Fußboden angebracht und das Licht durch einen nach oben geöffneten, vernickelten Reflektor gegen die Decke und gegen den obern Teil der Wand geworfen und von da auf die Arbeitstische und den Raum im ganzen reflektiert.

Die Kosten für derartige Bauten belaufen sich pro Kubikmeter umbauten Raumes auf 8—14—18 M — Minimal-, Mittel- und Maximalsätze.

Zu den technischen Einzelheiten sei bemerkt, daß für Treppen und Ausgänge (nach preuß. Reglement):

bei Schulen bis 500 Kindern, für je 100 eine Breite von 70 cm zu nehmen sei,

bei Schulen bis 1000 Kindern, für je 100 ein Mehr von 50 cm,

bei Schulen bis über 1000 Kindern, für je 100 ein Mehr von 30 cm.

Die geringste Flurbreite ist mit 2,50 m zu bemessen und kann bis 3,50 m gesteigert werden, die höchste Steigung der Treppenstufen ist zu 0,17 bis 0,18 m zu

nehmen, die geringste Auftrittsbreite zu 0,27 m, die Minimalbreite für die Stufen zu 1,50 m, damit sich zwei Personen noch bequem ausweichen können. Neben den innern Zargengeländern sind in den niedern Schulen noch Wandgeländergriffe vorzusehen. Gerad-

Abb. 182. Klasse für 60 Schüler mit einsitzigem Gestühl.

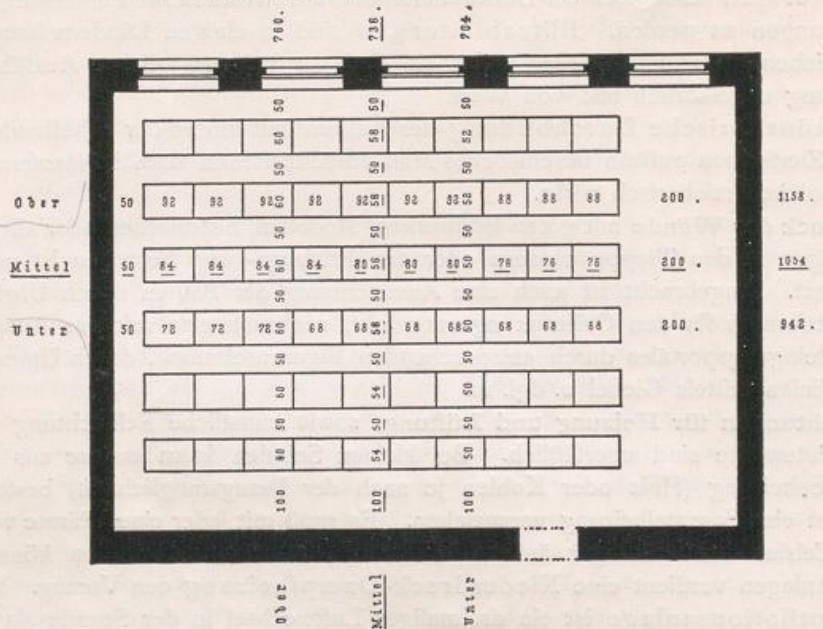
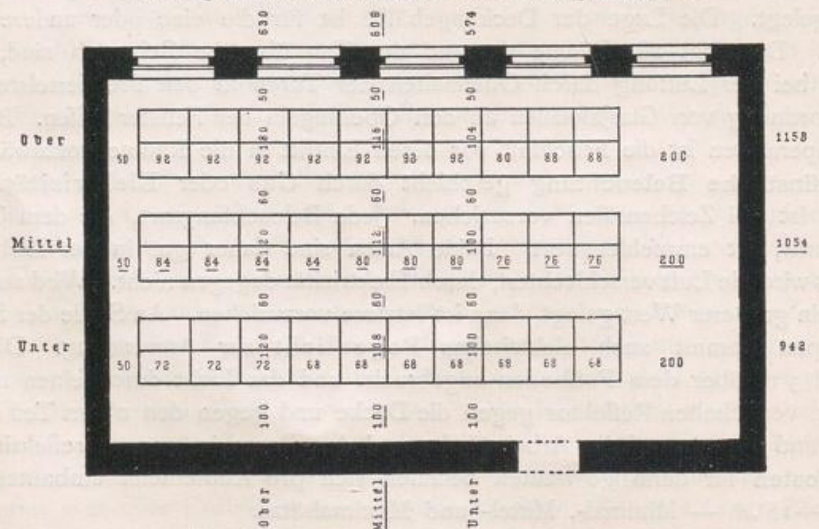


Abb. 183. Klasse für 60 Schüler mit zweiseitzigem Gestühl.

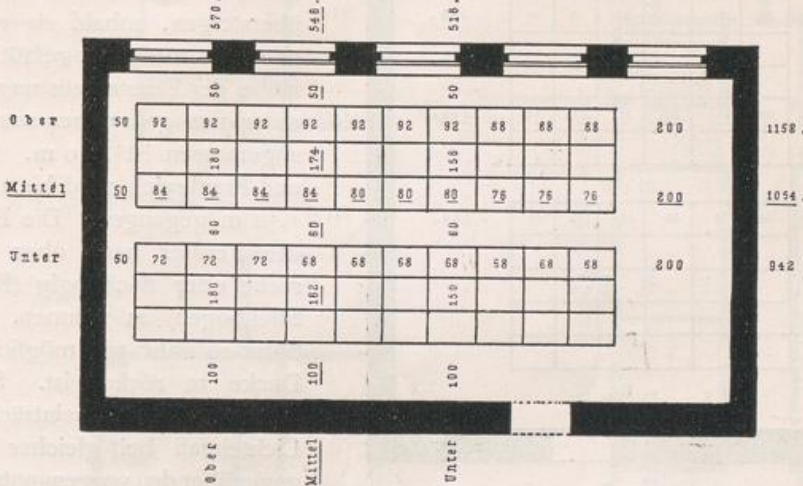


läufige Treppen mit Podesten sind allen andern vorzuziehen. Wendeltreppen können als Dienstreppen zugelassen werden.

Die Raumbemessung und Raumgestaltung der Schulzimmer hängt von der Art des Unterrichts und der Zahl der Schüler ab. Die Sehweite ist zu 8 m, die Sprechweite für den Lehrer zu 10 m anzunehmen. Einklassige Säle sollen nicht mehr als 70 bis 80 Schüler fassen. In Deutschland sind für Volks- und Bürgerschulen 60 Schüler als

Maximum in einem Saale zugelassen, bei Mittelschulen 50 und bei höheren Anstalten, aus pädagogischen Gründen, noch weniger. Die großen Auditorien der Hochschulen bilden eine Ausnahme, in denen 200 und mehr Hörer zugelassen sind, besonders in den

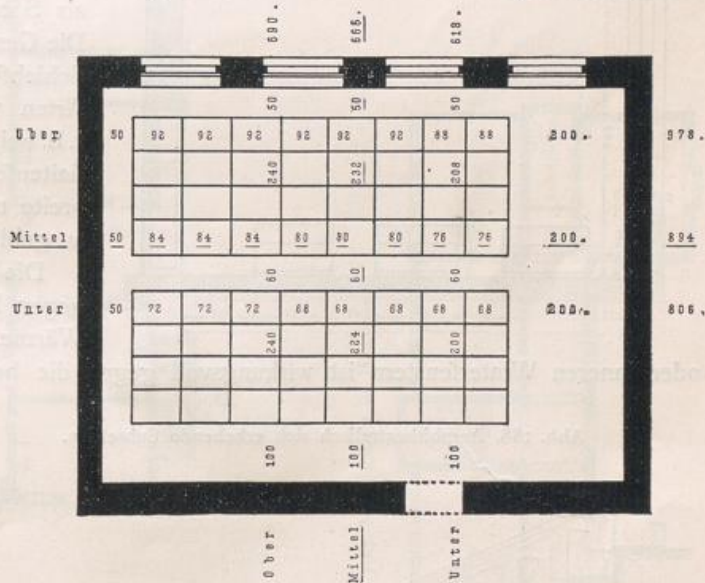
Abb. 184. Klasse für 60 Schüler mit dreisitzigem Gestühl.



Räumen für allgemeine Fächer oder den naturwissenschaftlichen und kunstwissenschaftlichen Unterricht, in denen das Experiment oder die Laterna magica eine hervorragende Rolle spielen.

Wichtig vor allem ist die Stellung der Subsellien und deren verschiedene Art der Einteilung in Blöcke. Die Abb. 182, 183, 184, 185 u. 186⁸³⁾ geben die üblichen Systeme mit ihren Ober-, Mittel- und Unterwerten unter Annahme von Klassen zu 60 Schülern — also fünf verschiedenen Arten der Bestuhlung mit ein-, zwei-, drei-, vier- und fünfsitzigen Blöcken. Abb. 187 gibt nach der gleichen Quelle⁸⁴⁾ einen Querschnitt durch eine Klasse mit eingeschriebenen Maßen. Weiter von Wichtigkeit ist:

Abb. 185. Klasse für 60 Schüler mit viersitzigem Gestühl.

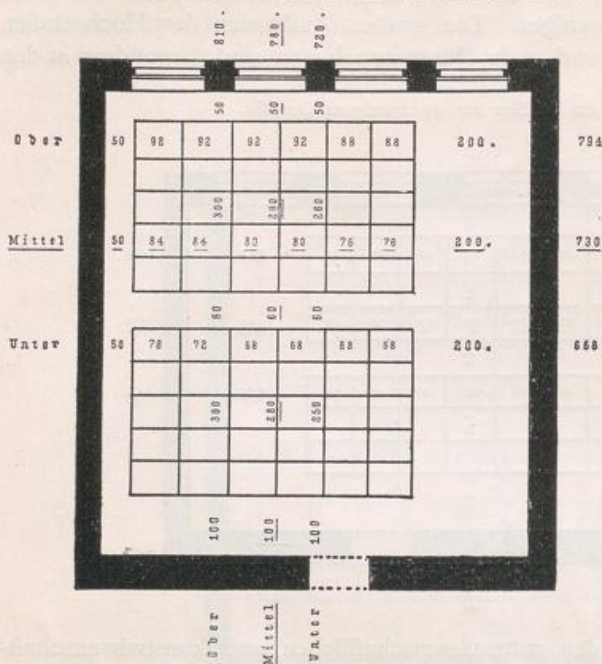


Die Anlage, Größe und Form der Fenster. Der Lichteinfall darf nur von links genommen werden, Licht von der Vorder- oder Rückseite ist auszuschließen. Die Fenster-

⁸³⁾ Handb. d. Arch., Gebäude für Erziehung, Wissenschaft und Kunst. Von G. BEHNKE. 1. Heft, 2. Aufl. Stuttgart 1903.

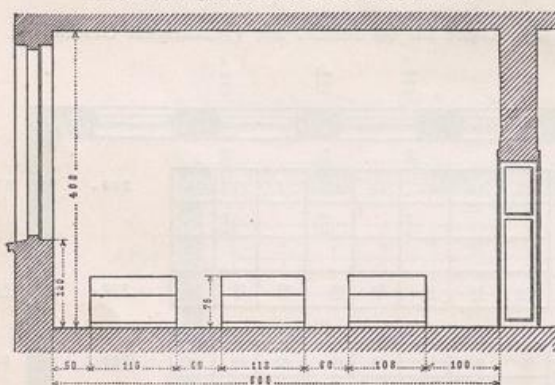
⁸⁴⁾ Die Abb. 182 bis 187, 189 bis 198 wurden entnommen bzw. hergestellt nach dem »Handbuch der Architektur«, Gebäude für Erziehung, Wissenschaft und Kunst. 1. Heft, 2. Aufl. Stuttgart 1903.

Abb. 186. Klasse für 60 Schüler mit fünfsitzigem Gestühl.



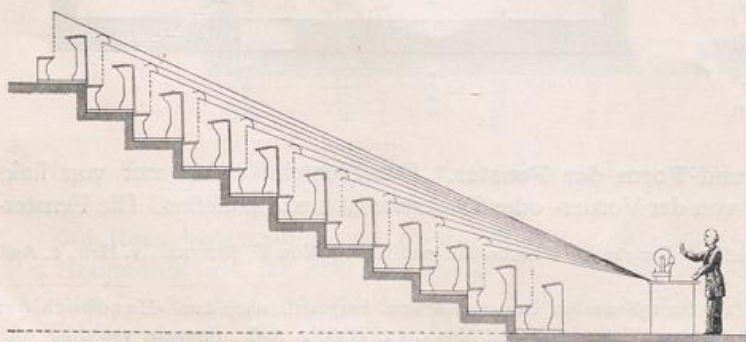
öffnungen sind daher nur auf die Langwand ausgedehnt und so breit als möglich zu machen. Die zwischen den Lichtöffnungen gelassenen Pfeiler sollen eine Breite von 1,20 m nicht übersteigen, sobald sie nicht gruppenweise zusammengefaßt sind. Die Höhe der Fensterbrüstung soll nicht unter 1 m genommen werden, mehr angemessen ist 1,20 m. In Holland und Frankreich wird bis 1,30 m und 1,50 m gegangen. Die Begrenzung der Fenster nach oben ist waagrecht oder flachbogig (Korb- oder Stichbogen) zu nehmen, wobei der Sturz so nahe wie möglich nach der Decke zu rücken ist. Spitz- und Rundbogenform beeinträchtigen den Lichteinfall bei gleicher Lichthöhe gegenüber den vorgenannten Formen. Die Fensteröffnungen werden durch Gestelle aus Holz und Glas geschlossen; Eisengestelle schließen nicht dicht und können höchstens als Sprossen in Betracht kommen. Die Gestelle werden als Flügel- oder Schiebfenster ausgebildet oder beide Arten werden kombiniert, so daß z. B. bei einer Dreiteilung die schmalen Seitenfelder als Flügelfenster, das breite mittlere Feld als Schiebfenster ausgebildet wird.

Abb. 187. Querschnitt durch eine Klasse.



oder inneren Winterfenstern ist wirkungsvoll gegen die beiden ersten, aber sie beeinträchtigen den Lichteinfall und erschweren das Reinigen, sind daher für niedere Schulen nicht zweckmäßig. Schutz gegen Sonne gewähren weiße oder gelbe Zugvorhänge aus Leinen, Schirting oder Köper, die zum Herablassen oder zum Hochziehen oder Seitlichziehen eingerichtet sein

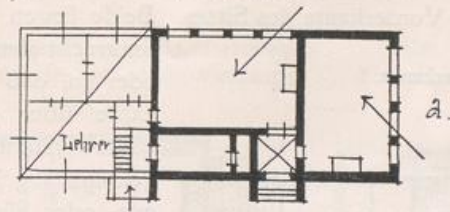
Abb. 188. Amphitheatralisch sich erhebende Subsellen.



Die Fenster verlangen Schutz gegen Kälte, Geräusch, Sonne und Wärme. Die Anlage von Vorfenstern oder inneren Winterfenstern ist wirkungsvoll gegen die beiden ersten, aber sie beeinträchtigen den Lichteinfall und erschweren das Reinigen, sind daher für niedere Schulen nicht zweckmäßig. Schutz gegen Sonne gewähren weiße oder gelbe Zugvorhänge aus Leinen, Schirting oder Köper, die zum Herablassen oder zum Hochziehen oder Seitlichziehen eingerichtet sein

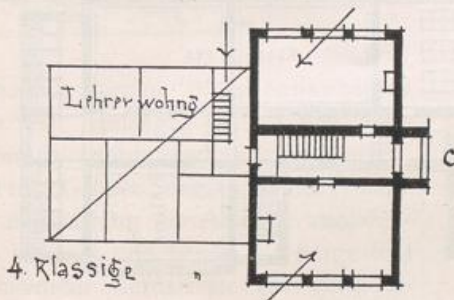
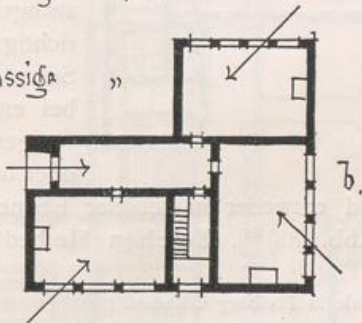
Abb. 189a, b, c u. d. Preussische Dorfschulen.

Preussische Dorfschulen



2 Klassige Schule

3 Klassige „



8 Klassige .

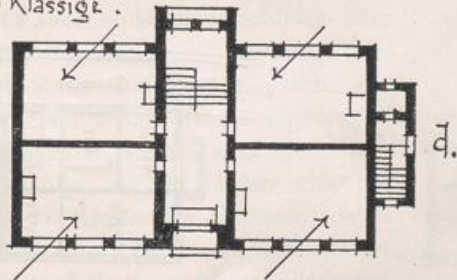


Abb. 191. Mittelschule in Breslau.

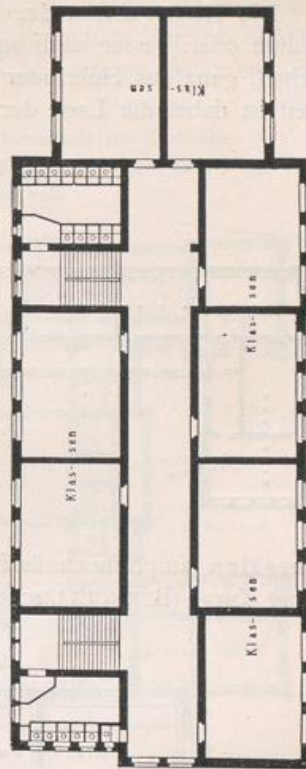
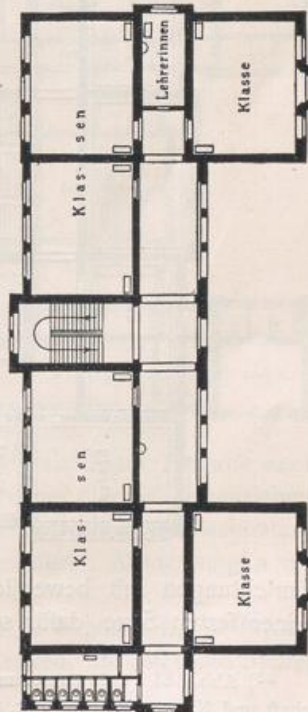


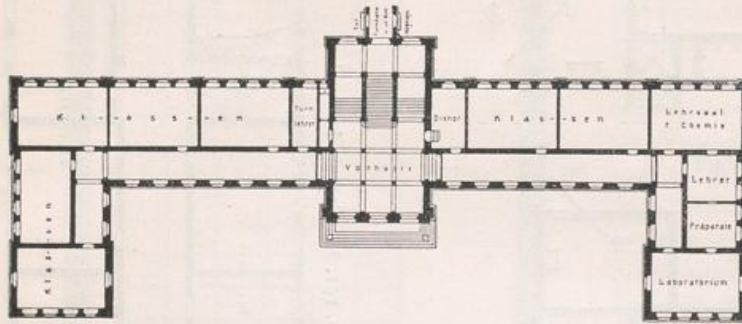
Abb. 190. Mittelschule in Hannover.



können. Gegen die Sonnenwärme schützen die ausstellbaren Markisen aus Leine, die aber teuer und wenig dauerhaft sind, auch Falljalousien (Persiennes) aus hölzernen Brettchen in Stahlbändern, dann noch hölzerne Rollläden mit Ausstellvorrichtungen. Weiter kommt noch in Betracht:

Die Konstruktion der Subsellen im Schulsaal. Sie können mit festen Sitzen und Pulten oder besser nach sog. amerikanischem System mit Klappsitzen und Pulten versehen, ganz aus Holz oder aus Eisenteilen und Holz hergestellt werden. Von Wichtigkeit ist dabei die Lage der Pultkante zur Vorderkante des Sitzes. Beide liegen entweder senkrecht übereinander oder so, daß die Pultkante über die Sitzkante vorsteht oder umgekehrt (sog. Null-, Minus- oder Plusdistanz), um den Schüler zu zwingen, gesundheitlich richtig zu sitzen. Die Subsellen stehen dabei entweder auf dem wagerechten Boden

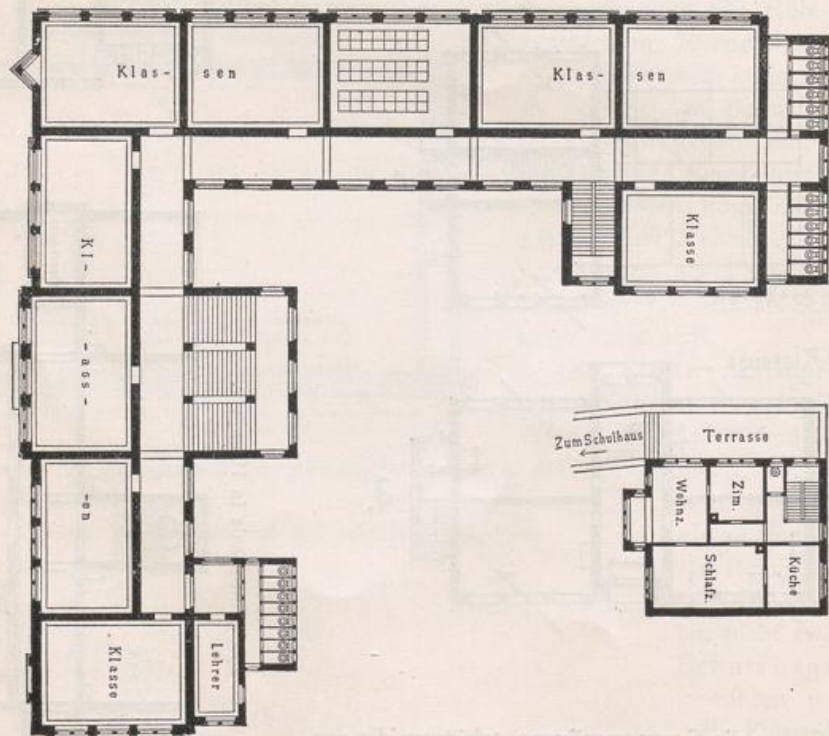
Abb. 192. Mittelschule in Karlsruhe.



oder bei Experimentiersälen amphitheatralisch sich erhebend entweder in schiefer Ebene oder in Form einer Kurve (BERNOULLISCHE Kurve, vgl. Abb. 188)⁸⁵⁾. Zeichensäle bedürfen besonderer

Einrichtungen mit beweglichen Tischen und Aufstellvorrichtungen für Vorlagen, doch keiner festen Sitze (dafür sog. Hocker).

Abb. 193. Mittelschule in Freiburg i. Baden.



Einrichtungen mit beweglichen Tischen und Aufstellvorrichtungen für Vorlagen, doch keiner festen Sitze (dafür sog. Hocker).

⁸⁵⁾ Abb. 188 wurde entnommen dem »Handbuch der Architektur«, Gebäude für Erziehung, Wissenschaft und Kunst. 2. Abschnitt, 2. Aufl. Stuttgart 1905.

Garderoben. Sind die Korridore breit genug angelegt, so können sie auch als Garderoben benutzt werden, andernfalls sind besondere geräumige Gelasse dafür vorzusehen, die bei größeren Anstalten eines speziellen Aufsichtsbeamten bedürfen. In

Abb. 194. Bürgerschule in der Blochmannstraße zu Dresden von Arch. FRIEDRICH. Erdgeschoß.

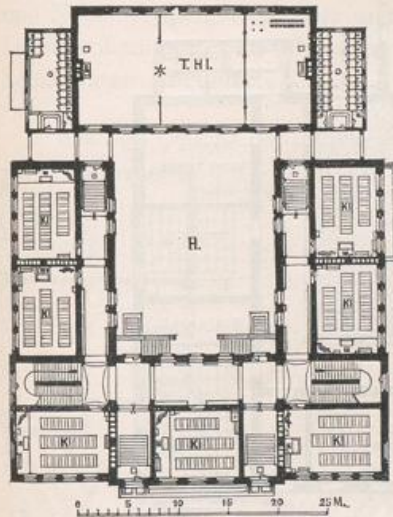
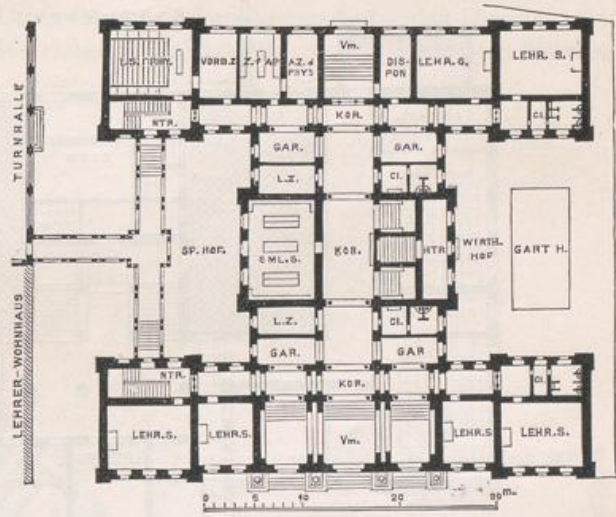


Abb. 195. Höhere Töchterschule für Karlsruhe. Entwurf von Architekt LIETZENMEYER (nicht ausgeführt). Erdgeschoß.

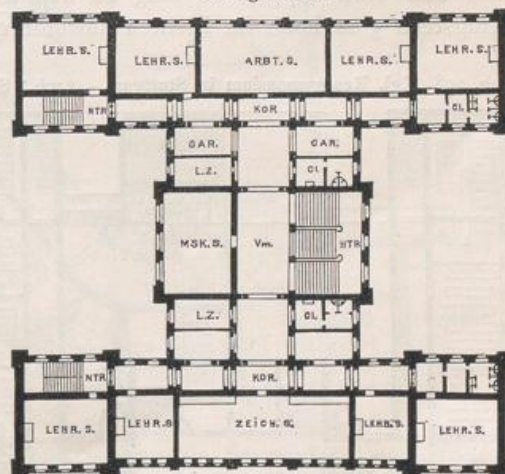


Volksschulen werden oft Brausebäder einfacher Art verlangt, die in den Souterrainräumen untergebracht werden können.

Aborte. Größte Sorgfalt ist der Anlage und der Ausstattung der Aborte zuzuwenden. Je schöner und besser sie hergestellt sind, umso mehr werden sie vor Verunreinigung geschützt bleiben. Auskleidung der Wände mit Fayenceplättchen, Schiefer- oder Granitplatten der Pissoirs ist angezeigt. Es gibt Schulmänner und Ärzte, welche die Abortanlagen außerhalb des Schulgebäudes im Hofe verlangen, andere sind wieder dagegen und wollen sie aus Rücksicht für die Gesundheit der Kinder im Gebäude, dabei gut lüftbar, aber zur Winterszeit durchwärmt haben. Die Anlage von ventilierbaren Räumen vor denselben ist wirksam und nachahmenswert und mit dieser Beigabe auch innerhalb des Gebäudes durchführbar und der Hofabortonanlage entschieden vorzuziehen. Jede Knabenklasse von beiläufig 50 Schülern soll einen Sitzabort und einen Pissoirstand haben; jede Mädchenklasse von gleicher Zahl zwei Sitzaborte, deren Abmessungen mit $0,70 \text{ m} \times 1,10 \text{ m}$ als Mindestmaß zu nehmen sind.

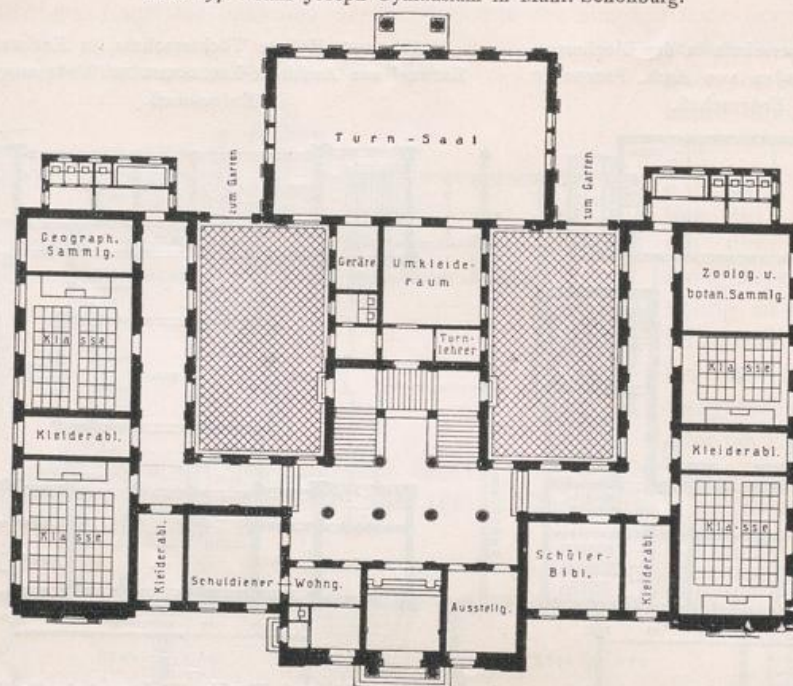
Spiel- und Turnplätze sind mit Bäumen soweit als tunlich zu bepflanzen, die Bodenflächen fein zu überkiesen; sie sollen wenigstens 500 qm bedecken, an einzelnen Stellen sind Brunnen mit Trinkwasser anzulegen.

Abb. 196. Höhere Töchterschule für Karlsruhe. Obergeschoß.



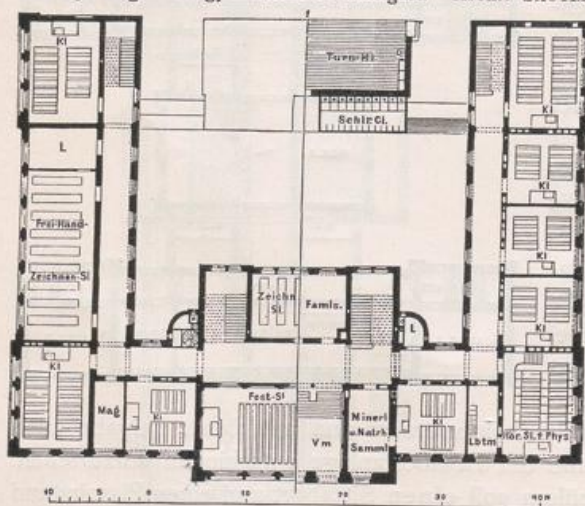
Die Turnhallen werden vielfach bei unsern deutschen Schulen als Festsäle benutzt und dementsprechend besser ausgestattet. Für je 50—60 Schüler ist die Halle 9—10 m

Abb. 197. Franz Joseph-Gymnasium in Mähr. Schönburg.



breit und etwa doppelt so lang zu nehmen und die Höhe, der Klettergestelle wegen, wenigstens 5 m hoch im Lichten aufzuführen. Der Fußboden muß fest, aber elastisch sein, weshalb auch hier eine Unterkellerung durchzuführen ist. Ein

Abb. 198. Kgl. Realgymnasium in Stuttgart. Arch.: SAUTER.

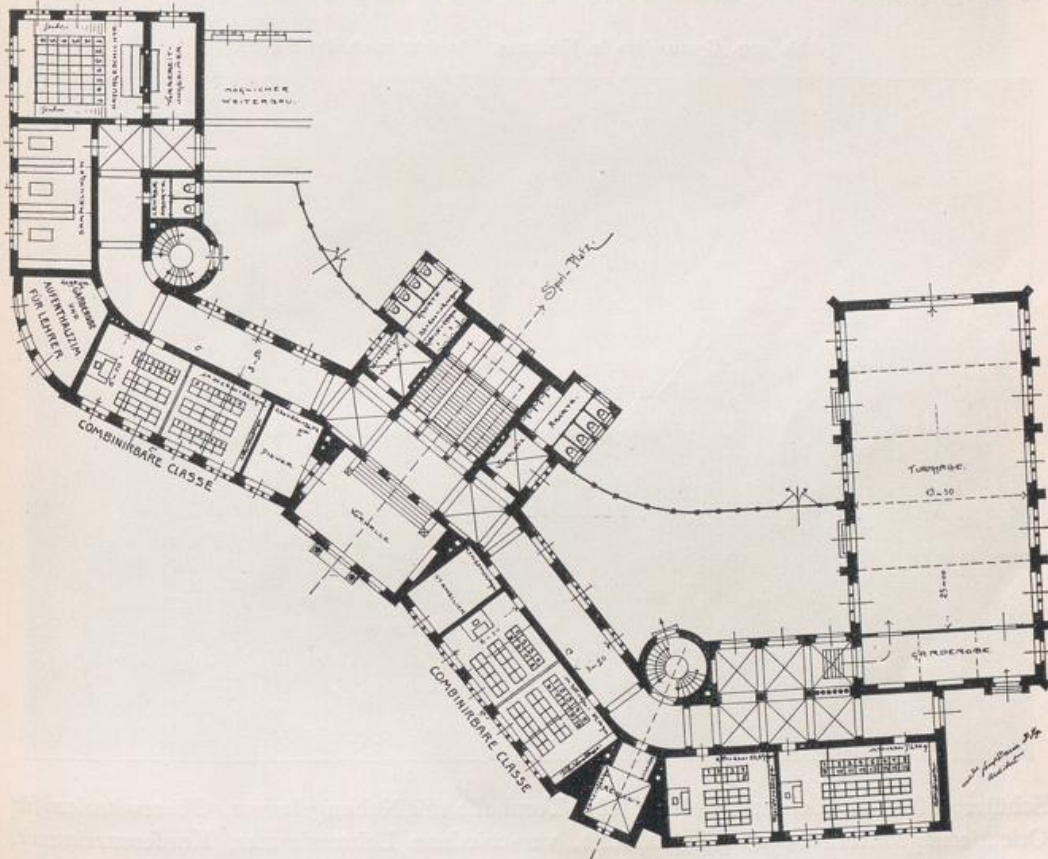


System von Pfeilern und Bogen oder Eisenstützen und Unterzügen, auf dem Holzbalken mit Blindboden und eichenen Riemen lagern, ist das Vorteilhafteste. Die Halle muß bis zu $+12^{\circ}\text{C}$ geheizt werden können und mit guter Ventilationsvorrichtung versehen sein. Derselben ist noch ein kleines Zimmer für den Lehrer und ein größeres Gelaß für Kleider und Schuhe anzugliedern. Geräte können im Souterrain untergebracht werden. Die Halle wird der geräuschvollen Marschübungen wegen besser außerhalb des Schulgebäudes gelegt, aber doch in passender Weise mit ihm verbunden.

Dienstwohnungen jeder Art, sowohl für einen Diener als den Direktor, sind aus hygienischen Gründen (Ausbruch einer ansteckenden Krankheit in den Dienstwohnungen der Beamten) außerhalb des Schulgebäudes in besonderen, in der Nähe gelegenen Gebäuden unterzubringen.

Das Programm für einen Schulhausbau verlangt eine vollständige Unterkellerung des Baues, dann Requisiten-, Kohlen- und Holzräume und die Zentralheizung im Kellergeschoß, eine mehr oder weniger große Anzahl von Schulzimmern verschiedener Größe, Lehrzimmer für naturwissenschaftlichen Unterricht mit Vorbereitungsräumen und Sammlungssälen, einen Singsaal, einen Zeichensaal, event. auch noch Räume für Handfertigkeitsunterricht, eine Bücherei, verschiedene Lehrerzimmer, Konferenz- und Direktorzimmer, Dieneraufenthaltszimmer, Aborte für Lehrer und Schüler getrennt, eine Haupttreppe und Nebentreppen, Spielplatz und Turnhalle und in besonderen Gebäuden Direktor- und Dienerverwohnungen. Im folgenden seien einige ausgeführte Beispiele größerer und kleinerer Schulbauten aufgeführt:

Abb. 199. Grundriß des I. Stocks des Gymnasiums in Freiburg i. Baden. Architekt Dr. J. DURM.



a) **Dorfschulen.** Abb. 189a, b, c u. d, S. 165, geben die Grundpläne einstockiger, dreiklassiger, vierklassiger mit angebaute Lehrerwohnung und achtklassiger preußischer Dorfschulen in durchweg mustergültiger Anordnung der Schul- und Verkehrsräume, wobei für Licht- und Luftzufuhr gut gesorgt ist; ein ländlich malerischer Aufbau ist dabei ermöglicht.

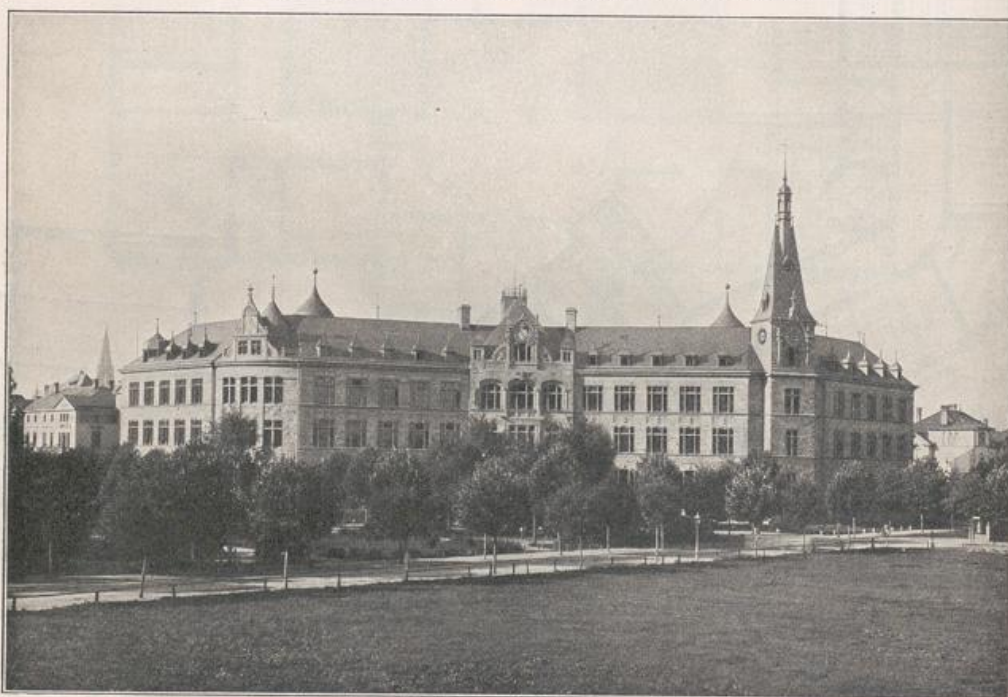
β) **Volksschulen.** Abb. 190, 191, 192 geben mittelgroße Anlagen aus Hannover, Breslau und Karlsruhe. Abb. 190 und 192 haben helle und luftige Korridore, an denen in gleicher Flucht die Schulsäle liegen. Weniger günstig ist die Anlage des fatalen Mittelganges bei Abb. 191, an dem fast alle preußischen Grundpläne aus jener Zeit kranken. Der dunkle »Berliner Gang« hat eine merkwürdige Anziehungskraft, die sich,

hier wohl aus ökonomischen Gründen, auch bei dieser Gattung öffentlicher Bauten geltend macht, aber in diesem Fall als deplaziert erscheinen muß.

γ) **Mittelschulen.** Abb. 193 u. 194 zeigen die Grundpläne zweier in Freiburg i. B. und in Dresden ausgeführten Mittelschulen, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen. Mit dem sächsischen Schulgebäude ist eine Turnhalle zweckmäßig verbunden. Das Freiburger hat Fronten nach zwei Seiten und schließt mit dem gesonderten Dienstwohngebäude den Spielplatz ein.

δ) **Gymnasien und Realschulen** haben ein erweitertes Programm, das neben den normalen Klassenzimmern noch Parallelklassen einbezieht, ferner Lehrräume für Physik (Lehrsaal, Vorbereitungsraum, Sammlungsraum, kleines Laboratorium), für Chemie und Naturgeschichte mit den gleichen Nebengelassen; weiter noch Zeichensäle, Kartenzimmer für Geographie, Räume für Wandtafeln, Gesangs- und Handfertigkeitssaal mit Nebenräumen,

Abb. 200. Gymnasium in Freiburg. Ansicht nach der Straße.



Schülerbibliothek, Lehrerbibliothek, eine Turnhalle mit Nebengelassen, Observatorien für Orientierungsunterricht und Astronomie, verschiedene Lehrerzimmer, Konferenzzimmer, Vor- und Sprechzimmer für den Direktor, Aufenthaltsräume für Diener, Requisitenzimmer, Karzer und als sonstige Anlagen: Vorhalle, Flurgänge, Haupt- und Nebentreppen, Kleiderablagen, Aborte für Schüler und Lehrer, Waschorrichtungen, Fahrradabsteller, Heiz- und Ventilationseinrichtungen usw.

Abb. 195 u. 196 zeigen die Grundrisse des Erd- und Obergeschosses in einer muster-gültigen Anordnung einer höheren Töchterschule, die für Karlsruhe i. B. bestimmt, aber leider nicht zur Ausführung kam. Abb. 197 u. 198 geben die Grundpläne einer württembergischen und einer österreichischen Anlage, die gleichfalls als vollkommene Lösungen bezeichnet werden müssen, letztere auch in baukünstlerischer Beziehung. Abb. 199 bis 202 einschl. veranschaulichen, aus allerneuester Zeit, das badische Gymnasium zu Freiburg, dessen Anordnung durch seine Lage an einem runden Platze, auf den

strahlenförmig Nebenstraßen münden, bedingt war. Ganz aus rotem Sandstein ausgeführt, ist der Bau, auch in seinem Innern, entsprechend gediegen hergestellt. Turnhalle und

Abb. 201. Gymnasium in Freiburg. Ansicht des Eingangsportales.

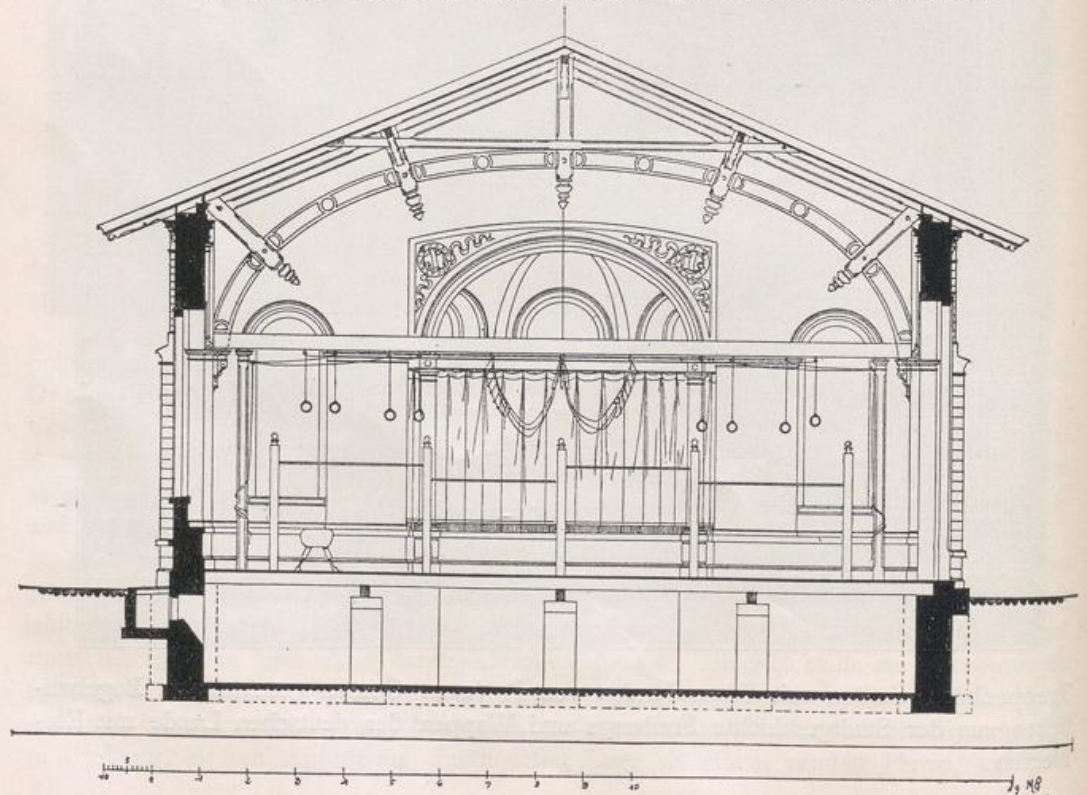


Treppenhaus wurden mit Glasmalereien von Professor GEIGES geschmückt: Begebenheiten aus der Stadtgeschichte Freiburgs und Wappen der deutschen Lande mit Emblemen.

Abb. 202. Gymnasium in Freiburg. Teilansicht des Treppenhauses.



Abb. 203 a. Städtische Turnhalle zu Karlsruhe (Baden). Architekt: † Oberbaurat H. LANG.



Als vorbildliches Beispiel einer Turnhalle kann die nach Abb. 203a u. b vom † Oberbaurat H. LANG in Karlsruhe ausgeführte bezeichnet werden. Die Abmessungen sind richtig getroffen, der offene Dachstuhl mit seiner Bohlenkonstruktion wirkt gut, die Konstruktion des Fußbodens ist die einzig richtige — fest und federkräftig.

e) **Hochschulanlagen.** Als ein mustergültiges Beispiel für eine Hochschulanlage sei der Grundplan (Abb. 204)⁸⁶⁾ der Straßburger Kaiser-Wilhelm-Universität beigegeben, der sich mit seinen drei Lichthöfen als übersichtlich und zweckmäßig erwiesen hat, dessen Inneres und Äußeres von Oberbaurat Dr. O. WARTH gediegen durchgeführt wurde.

Die Universitäten und die technischen Hochschulgebäude sind heutzutage nicht mehr geschlossene Bauwerke unter einem Dach, sie zerfallen vielmehr in ein Hauptgebäude, in dem die Verwaltungs- und die Festräume (Aula und Nebengasse), die Sitzungssäle, sowie die Säle und Seminarien für Theologen, Juristen, Philologen, Archäologen und die Räume für die Kunstsammlungen untergebracht sind, während

Abb. 203b. Turnhalle zu Karlsruhe (Baden)
vom † Oberbaurat LANG.

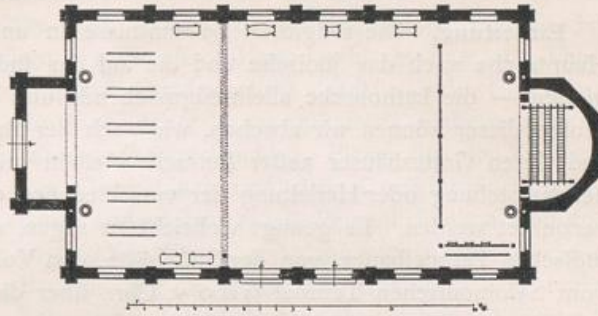
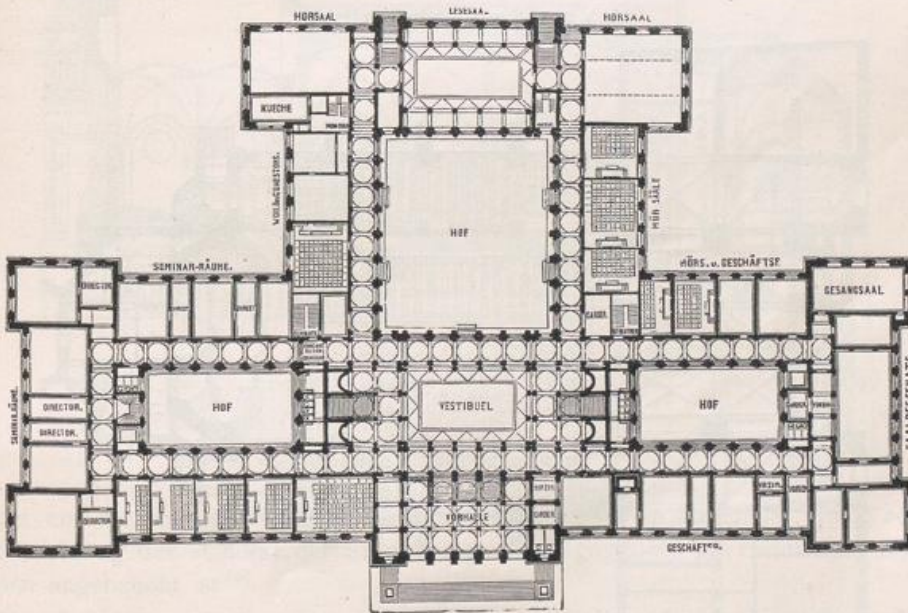


Abb. 204. Grundriß des Universitätsgebäudes (Kollegienhaus) zu Straßburg. Architekt: Dr. O. WARTH.



für Chemie, Physik, Medizin unabhängig vom Hauptbau besondere Institute errichtet zu werden pflegen, die bei der medizinischen Fakultät vielfach mit Irren- und Krankenhäusern der verschiedensten Art in Verbindung gebracht sind und so ausgedehnte Baukomplexe bilden. Allen Fakultäten zugleich dienend, ist stets noch ein großer Bibliothekbau mit

⁸⁶⁾ Die Abb. 204, 238 bis 243, sowie 245 u. 246 wurden entnommen dem »Deutschen Bauhandbuch«, Baukunde des Architekten. II. Teil. Berlin 1884.

Lesesälen, Büchermagazinen, Handschriftensammlungen usw. errichtet. Auch botanische Institute mit Gewächshäusern sind noch einzubeziehen, sowie Fecht- und Turnsäle, Reitschulen in den großen Apparat einer modernen Hochschule.

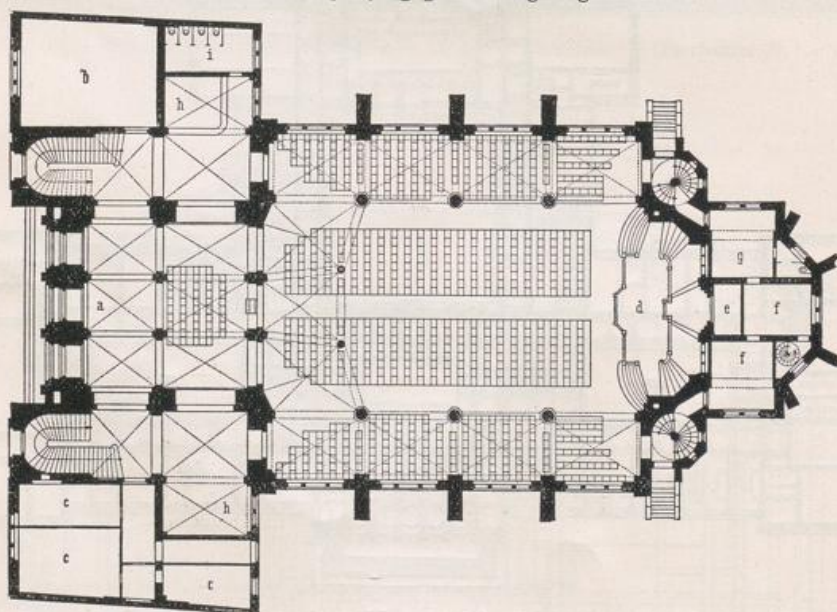
An dieser Stelle muß die namentliche Aufzählung der verschiedenen Bauten genügen, sie im einzelnen technisch und durch Beispiele zu erläutern, liegt außerhalb des Rahmens.

B. Kirchenbauten.

Einleitung. Die religiösen Bekenntnisse in unsern Kulturstaaten sind zur Zeit der Hauptsache nach das jüdische und die auf das Judentum gepfropften christlichen Religionen — die katholische alleinseligmachende und die protestantische. Von Sekten und Stufen dieser können wir absehen, wie auch der Buddhismus oder der Mohammedismus und deren Gotteshäuser außer Betracht bleiben müssen. Auch auf eine Wiederholung der Entstehung oder Herleitung der verschiedenen christlichen kirchlichen Gebäude muß verzichtet werden. Es genügt vielleicht zu sagen, daß eine Entwicklungsgeschichte des jüdischen Tempelbaues, von der Stiftshütte, den Volkshäusern oder den Synagogen oder vom Salomonischen Tempel (1100 v. Chr.) über die syrisch-palästinischen, bis zu ihren hellenistisch oder römisch beeinflussten Bauten zur Zeit kaum gegeben werden kann. Jüdische Baumeister dürfte es damals so wenig gegeben haben, wie im Mittelalter oder in der Renaissancezeit, sogar bis zur Biedermeierzeit nicht. Die Neuzeit holt das Versäumte nach.

Jüdische Tempel. Im Mittelalter baute man die jüdischen Tempel in mittelalterlichem Stil (Worms, Prag — romanisch und gotisch), in Italien mußte die Renaissance

Abb. 205. Synagoge in Königsberg.

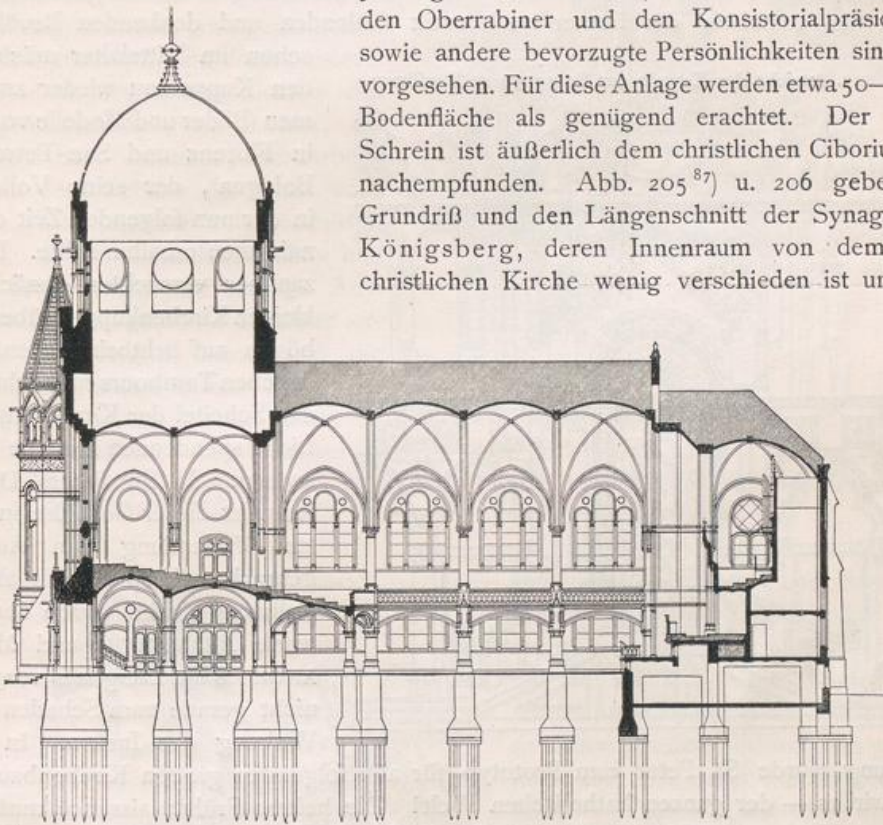


herhalten und im vorigen Jahrhundert bevorzugte man die »maurische« oder arabische Bauweise, obgleich die Kunst des Propheten mit der des Salomo, nicht einmal der Zeit nach, etwas zu tun hatte. Dann wurden die gleichen Register gezogen wie bei unsern christlichen Kirchen, wobei sich die fortschrittlichen Gemeinden nicht bloß dem »Nachempfinden« in der Anlage des Planes und in der Einrichtung christlicher Kirchen hingaben, sie ließen in der Folge romanisch und gotisch bauen mit Kuppeln und Türmen,

wie bei dem verrückten, 161 m hohen Kuppelturm des, jetzt einer andern Bestimmung übergebenen Synagogenbaues zu Turin, bei dem das Maß des Erlaubten bedenklich überschritten ist. Neuerdings griff man wieder auf den Stil Theoderichs von Ravenna zurück, als neustes Steckenpferd, das erbarmungslos auch bei Großbahnhöfen, Mausoleen und andern Dingen vorgeritten wird. Origineller als die verflossenen, ist dieser Gedanke auch nicht, trotz seiner Lobpreisung.

Im Innern der neuen Synagogen sind als bedeutsam zu nennen: die Anlage von Frauenemporen und einer Orgel, dann eine erhöhte Chornische, in der eine Predigtkanzel, der Almemor und der heilige Schrein (Aron-Hakodesch), in dem die Thora-
rollen aufbewahrt werden, die in hebräischer Quadratschrift das Mosaische Gesetz und

Abb. 206. Synagoge in Königsberg.



die fünf Bücher Moses enthalten. Siebenarmige und Jahresgedächtnisleuchter, Plätze für die Kantoren, den Oberrabbiner und den Konsistorialpräsidenten, sowie andere bevorzugte Persönlichkeiten sind noch vorgesehen. Für diese Anlage werden etwa 50—60 qm Bodenfläche als genügend erachtet. Der heilige Schrein ist äußerlich dem christlichen Ciboriumaltar nachempfunden. Abb. 205⁸⁷⁾ u. 206 geben den Grundriß und den Längenschnitt der Synagoge zu Königsberg, deren Innenraum von dem einer christlichen Kirche wenig verschieden ist und eine

Kuppel um der Kuppel willen, durch nichts bedingt — rein äußerlich. Abb. 207 zeigt die Einrichtung des »Chors« der Straßburger Synagoge, die von rheinisch-romanischen Formen angehaucht ist⁸⁸⁾.

Die christlichen Religionen zeigen bei ihren Kirchenbauten eine größere Mannigfaltigkeit in bezug auf die Grundrißanlage und den Stil. Bewußtes Wollen und Können spricht sich in diesen aus, das Streben nach einem höchsten Ziele in der Baukunst.

⁸⁷⁾ Die Abb. 205 bis 207 sind entnommen dem »Handbuch der Architektur«, Kirchen, Denkmäler, Bestattungsanlagen von CORN. GURLITT. Stuttgart 1906.

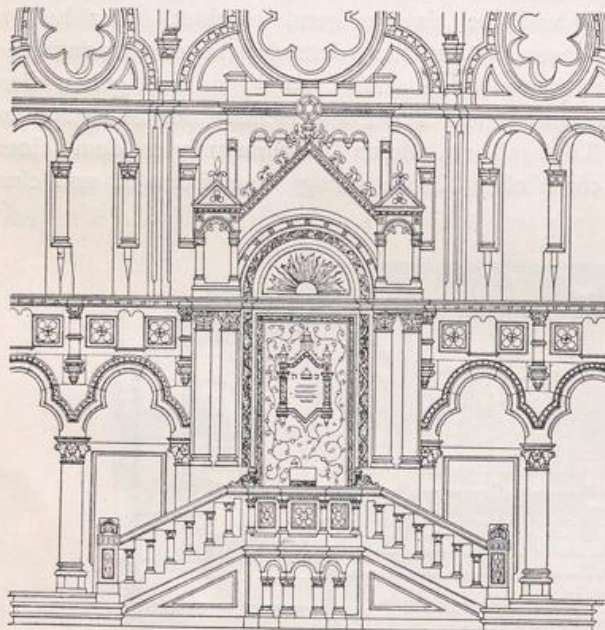
⁸⁸⁾ Vgl. Abb. 142, 156 u. 157 im »Handbuch der Architektur«, Kirchen, Denkmäler und Bestattungsanlagen von C. GURLITT. 1. Heft. Stuttgart 1906.

Langhaus- und Zentralbau stehen einander gegenüber, dem Architrav der Bogen, der geraden Holzdecke die gewölbte Steindecke, der die Kombination beider folgt.

Ost- und weströmische Christen haben ihre besonderen Ausdrucksweisen und Einrichtungen. Das Hauptwerk der ersteren ist in der Sophienkirche zu Konstantinopel erstanden, bei den letzteren liegt das Schwergewicht ihrer kirchlichen Schöpfungen in den mehrschiffigen Basiliken mit hölzernen Decken oder offenem Dachstuhl. Beide sind groß in ihren Baugedanken, doch ist das Detail derselben abgeflaute, zum Teil verrohte römische Kunst des Kaiserreichs. Dieser altchristlichen Bauweise folgte in Europa der mittelalterlich-romanische und gotische Stil mit seinen neuen konstruktiven Prinzipien, seiner neuen Formensprache, während im Osten die Mohammedaner die Erbschaft der Byzantiner antraten.

Der mythische Ruhm, den einzelne antike Kuppelbauten in Italien genossen, regte die Kirchenbaumeister der immer noch antik fühlenden und denkenden Bevölkerung

Abb. 207. Ansicht der Estrade der Synagoge zu Straßburg.



schon im Mittelalter mächtig an, den Kuppelbau wieder aufzunehmen (Bilder und Modelle vom Dom in Florenz und San Petronio in Bologna), der seine Vollendung in der nun folgenden Zeit der Renaissance erhalten sollte. Die Byzantiner versuchten zunächst im kleinen Kirchenkuppeln über Tragbögen auf lichtbringenden, zylindrischen Tambours zu errichten und den Scheitel der Kuppel mit einer Licht spendenden Laterne zu bekrönen. In St. Peters Dom zu Rom ist dieser Gedanke in höchster Vollendung zum Ausdruck gebracht. Ursprünglich als Zentralbau gedacht, wurde dem Entwurfe BRAMANTES und MICHELANGELOS ein Langhaus vorgesetzt, nicht gerade zum Schaden für die Wirkung des Innern. In dieser Gestaltung wurde St. Peter zum Prototyp für alle folgenden großen Kirchenbauten — sagen wir es — der ganzen katholischen Welt! Die heitere Frührenaissance mußte der strengeren Hochrenaissance und diese wieder der Spätrenaissance, dem Barock und Rococo mit ihren Willkürlichkeiten weichen, und als man an diesen genug hatte, nahm man mit dem trockenen Klassizismus der palladianischen Schule vorlieb.

Reformation und Gegenreformation schufen einerseits eine nahezu jeden künstlerischen Zug ausschließende Einfachheit, andererseits eine tolle Überschwenglichkeit und Pracht. Die Reformatoren ergingen sich in Versuchen, neue Baupläne für Kirchen nach ihrem Ritus zu erfinden, die aber mehr neu als schön waren.

Der Glaube an Jesum Christum ist geblieben, die Glaubenslehre und mit ihr die Stätten seiner Verehrung haben innerhalb 1800 Jahren Form und Sprache mehrfach geändert. Mächtig waren die architektonischen und stilistischen Wandlungen! Sie gerieten aber ins Stocken mit dem Anbrechen einer neuen Zeit um die Wende des XIX. Jahrhunderts, deren Anschauungen und Denkweise, getragen von den Ideen der

großen französischen Revolution, so manches im alten Europa anders werden lassen mußten. Die heilige Allianz machte dem neuen Völkerfrühling schon im ersten Siebentel des genannten Jahrhunderts ein Ende und ein »Quid nunc?« trat, gleichwie auf dem Gebiete des Wohnbaues, auch auf dem des Kirchenbaues, des Monumentalbaues überhaupt ein. Man sehnte sich nach Neuem und hatte inzwischen die Fühlung mit dem Alten verloren. Kassen und Geist waren gleichmäßig durch die vorausgegangenen Ereignisse erschöpft, und doch pulsierte nach Ablauf des ersten Drittels des XIX. Jahrhunderts neues Leben, ein Verlangen nach ehrlicher neuer Arbeit; auch auf dem Gebiete der Kunst ward es rege. Man schwärmte für die mittelalterliche Weise beim Kirchenbau und wollte in ihr allein die richtige Ausdrucksweise für gläubige Gemüter erkennen und vergaß dabei, daß die christliche Baukunst schon vor dieser mächtige Triumphe gefeiert hatte in den oströmischen Kuppelbauten und den weströmischen Basiliken. Nicht zu verwundern, daß andere auf diese Tatsache hinwiesen

Abb. 208. Kirche in Britzingen.



Abb. 209. Kirche in Tannenkirch.



Esselborn, Hochbau. II. Bd.

und eine Wiederbelebung der altchristlichen Kunst verlangten.

Schüchtern wagte man sich auch, wenigstens in Deutschland, bestimmter in Frankreich und England, der Renaissance zu erinnern, bis man endlich bei uns im ausklingenden Barock einen Armeleutstil für alle Gläubigen gefunden zu haben glaubte, auf welchen pochend man zur Zeit steht. Alles, was die Jahre, von anno 1 bis 1815 des Heils geschaffen, wurde in den folgenden, nicht ganz 100 Jahren nochmals durchprobiert, und friedlich stehen jetzt die verschiedenen Versuchsobjekte nebeneinander. Dabei halten die Katholiken an den historischen Stilen fest, die Protestanten und Juden experimentieren mit kleinen Predigtkirchen und suchen mit solchen den modernen Kirchenbau aufzufrischen. Mehr seltsam und wenig Seele und Herz erhebend stehen diese Versuche in den Vorstädten unserer

großen Metropolen. Von manchen angestaunt, von andern kopfschüttelnd bewundert! Ein königlicher Wille schuf dem entgegen in der deutschen Reichshauptstadt als *contradictio in adjecto* — den ersten protestantischen Dom, dem die anglikanische Kirche St. Paul in London entgegenzustellen hat.

Abb. 210. Kirche in Niedereggenen.



Zentraldome. So sind jetzt in der Christenheit für jede Glaubensnuance Zentraldome vorhanden als Repräsentanten ihrer Bekenntnisse: 'Agia Sofia in Konstantinopel für die Orthodoxen, Sanct Peter in Rom für die Lateiner, die Paulskirche in London für die Bekenner der anglikanischen

Abb. 211. Kirche in Märkt.



Lehre und die Reihe schließend, der Dom in Berlin für die Protestanten. Alles mächtige, weithin sichtbare Kuppelbauten, Zeichen ihrer Zeit und jeweiligen Machtstellung! Drei der genannten Dome gehören dem Renaissancestil an, nur der im fernen Osten, 900 Jahre nach seiner Erbauung zur türkischen Hauptmoschee geworden, vertritt wohl den gleichen Rundbogenstil, aber auf byzantinische Weise. Ist dies wohl Zufall?

Dorf- und Provinzialkirchen. Vom Großen zum Kleinen zurückgehend, sind es zunächst nicht die Weltwunder der christlichen Baukunst, vielmehr nur die kleinen Dorf- und Provinzialkirchen, die uns, und dies nur in Kürze, in der

Folge beschäftigen. Das christliche Gotteshaus geht wie der heidnische Tempel aus dem Palastgedanken hervor, man mag es nun im einzelnen aus dem *Öcus* des reichen Mannes oder aus der antiken Basilika ableiten. Dem Palast ging im Altertum das Herrenhaus und diesem wieder das Bauernhaus voran. Den Weg brauchten unsere Kirchenbauten nicht zu machen, oder doch nur da, wo neubesiedelte Landstrecken in Frage

kamen. Daß um das Jahr 1000 viele Kirchen in Mittel- und Niederdeutschland nur elende Holz-Lehmbauten waren, ist wohl unbestritten, wie auch, daß dort nach diesen erst Steinbauten von entschieden architektonischem Gepräge an deren Stelle traten. Neben den mächtigsten Bauten der sinkenden heidnischen Religion hatten christliche Urbauten weder Sinn noch Platz im gleichen Stadtgebiete. So bescheiden brauchte die Religion der Liebe nicht aufzutreten. Kirchenbauten in kleinen Gehöften werden sich aber von der frühesten Zeit an von denen in volkreichen Städten unterscheiden haben, es brauchen deswegen die ersten noch lange keine Ableger der letztern zu sein. Alle — die einen wie die andern — sind aus dem Bedürfnis und den örtlichen Verhältnissen

Abb. 212. Kirche in Liel.



Abb. 213. Kirche in Hügelsheim.



hervorgegangen. Richtig aus diesen entwickelt, haben auch Dorfkirchen baukünstlerisch ihre Berechtigung und ihren Wert.

Jeder Stamm im deutschen Lande hat auf diesem Gebiete Eigenartiges aufzuweisen; zunächst soll uns das kleine Gotteshaus im Lande der Alemannen beschäftigen und an einer Anzahl von Skizzen kleiner Dorfkirchen das Charakteristische derselben gezeigt werden: rechteckiger Grundriß mit polygonem oder geradem Chor, nieder gehaltenes einschiffiges Langhaus, öfters mit spätern Zubauten versehen, ein schlichter schwerer Turm durch wenige Fensteröffnungen belebt, im obersten Geschosse die Glockenstube mit größern Schallfenstern und als Abschluß desselben das schmucklose, charakteristische Satteldach. Die genannte Dachform mit Kreuz und Windfahne und dem unvermeidlichen Storchennest auf dem First bleibt für das ganze Markgräflerland bis zur Baar und in das südliche Schwaben eigentümlich. Die Sockel sind meist aus gerichteten Steinen, die Ecken der aufsteigenden Mauern mit Sandsteinquadern, wie sie fallen, armiert, die Strebe Pfeiler, Fenster und Gurten aus bunten Sandsteinen, die Mauerflächen mit weißem

Putze überzogen. Das steile Dach ist mit roten Biberschwanzziegeln gedeckt, die Firsten mit Hohlziegeln. Das Innere ist einfach und schmucklos — weiß getünchte Wände in

Abb. 214. Kirche in Brombach.

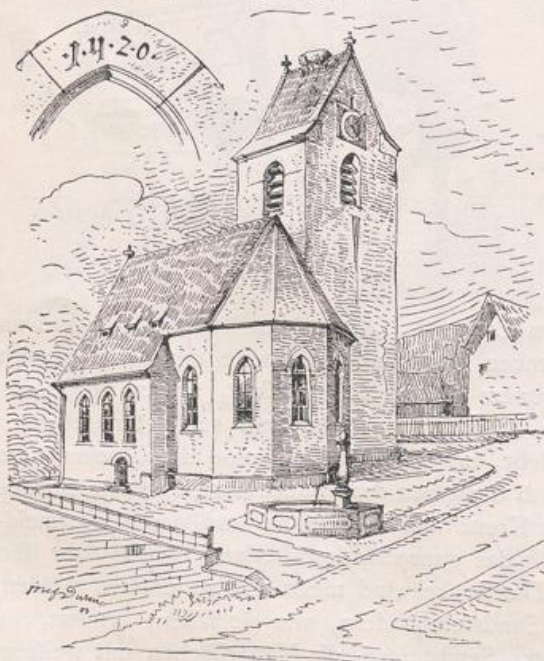


Abb. 215. Kirche in St. Ilgen.



protestantischen Landesteilen — wenige zeigen geschnitzte und getäfelte Holzdecken, z. B. in Sulzburg, oder einen gewölbten Chor mit Malereien in Niedereggenen.

Abb. 216. Kirche in Feldberg.



Malerisch gruppiert, inmitten des Dorfes, umgeben von prächtigen Linden, als Ferne die hohen Berge des Schwarzwaldes oder den Blick in das reiche Rheintal, üben diese kleinen Architekturwerke, von denen wir in Abb. 208 bis 216⁸⁹⁾ (Kirche in Brombach, St. Ilgen, Tannenkirch, Hülgelheim, Feldberg, Märkt, Liel, Britzingen, Niedereggenen — alle im badischen Oberlande) einige bemerkenswerte Beispiele geben, einen eigentümlichen Reiz und Zauber aus.

Weitere Beispiele von kleinen einfachen Dorfkirchen in Deutschland geben die Abb. 217, 218, 219, 220, 221. Durchweg malerisch gruppiert, zeichnen sich diese noch durch die Verschiedenartigkeit der Formen der Turmhelme

⁸⁹⁾ Die Abb. 208 bis 216 sind entnommen der »Süddeutschen Bauzeitung« vom 4. Juni 1904: »Heimatkunst« von Geheimerat Prof. Dr. DURM.

aus: die rheinische Kappe, das oberdeutsche Satteldach, der spitze gotische Helm und das schwerfällige Zeldach. Abb. 223, 224, 225 zeigen charakteristische Helme aus der Barockzeit in Zwiebelformen verschiedenster Art.⁹⁰⁾

Die Heimatkunst ist hier bald romanisch, bald gotisch oder auch barock — aber die Bauten sind zu dem Stückchen Erde, auf dem sie stehen, gestimmt. Das haben die alten

Abb. 217.
Kirche in Flacht a. d. Aar.⁹¹⁾



Abb. 218. Kirche in Katzwang bei
Schwabach in Mittelfranken.



Abb. 220. Dorfkirche in Baumkirchen
bei München.



Abb. 219. Pfarrkirche in Buchloe
im bayer. Schwaben.



Meister, vielleicht nur schlichte Landmeister, verstanden und herausgeföhlt, was sich schickt, und es ist kein Herabsteigen, wenn wir gegebenenfalls das Gleiche tun und uns

⁹⁰⁾ Die Abb. 217 bis 225 werden der gütigen Mitteilung des Herrn Architekten ARTUR WIENKOOP, Großh. Direktor der Landes-Baugewerkschule in Darmstadt, verdankt.

⁹¹⁾ Die Abb. 217 bis 221, sowie 222, 224 und 225 sind nach FERDINAND CORRELL, »Malerische Kirchenanlagen«, hergestellt.

mit der »Natur und der Volksseele« in Beziehung setzen und abfinden. So ruht Segen auf der Heimatkunst und gibt auch deren Ausübung eine Befriedigung.

(Über die historischen und konstruktiven Einzelheiten dieser und anderer vom Verfasser gezeichneten Kirchen vgl. das Badische Denkmälerwerk, Kreis Lörrach und Villingen.)

Aber auch auf dem Lande war und ist das Idyll nicht immer durchzuführen gewesen. Mit Rücksicht auf die Anstellung einer vermehrten Anzahl von Geistlichen bei vielen

Abb. 221. Romanische Pfeilerbasilika
in Mittelheim (Rheingau).



Abb. 222. Pfarrkirche St. Peter
und Paul in Eltville.

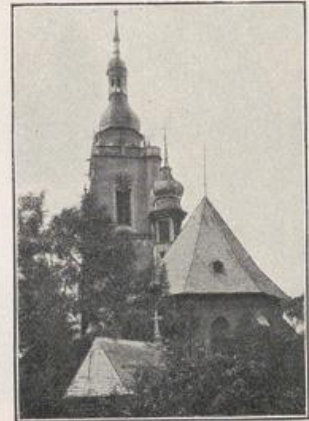


Abb. 223. Die beiden Heil. Kreuzkirchen
in Augsburg.⁹²⁾



Abb. 224. Gotische Kirche in
Lauf in Mittelfranken.



und kleinen Kirchen und die Baulasten, die kleinern Gemeinden auferlegt werden müßten, finden wir verschiedene kleine, oft Wegstunden auseinanderliegende Dorfgemeinden in eine gemeinsame, größere Kirche — am größten Ort — eingepfarrt. Das Bild verändert sich. Es entstehen aus der Kapelle oder dem Kirchlein traut und klein, größere Kirchenbauten mit Glockentürmen, vermehrten Schiffanlagen, Emporen, Orgel und hohem Chor, deren Bauprogramm mit dem für eine Provinzialstadtkirche zusammengeht. Als moderne

⁹²⁾ Die Abb. 223 ist nach den »Architekturbildern aus deutscher Vergangenheit« hergestellt.

Beispiele von protestantischen Kirchenbauten, die ihr Entstehen diesen entwickelten Umständen verdanken, seien die beiden Kirchen von Schopfheim und Badenweiler angeführt⁹³⁾.

Bei der Gestaltung des Grundplanes der ersteren (vgl. Abb. 226⁹⁴⁾), Grundriß der Kirche in Schopfheim) war der Gedanke maßgebend, den Besuchern des Gottesdienstes die Möglichkeit zu geben, von allen Plätzen aus den Geistlichen sowohl am Altar, als auf der Kanzel zu sehen und die Abstände der Teilnehmer am Gottesdienste von der Kanzel aus so zu bemessen, daß diese den Prediger gut verstehen können, ohne daß derselbe seine Stimme zu sehr anstrengt.

Diese Gesichtspunkte führten zur Anlage der einschiffigen Kreuzform mit Emporen, in größerer Ausdehnung nur bei den Apsiden. Diesen mußten, da sie eine größere Menge zu fassen bestimmt waren, geräumige Treppenanlagen angefügt werden, die im Äußern zu mächtigeren Bauteilen entwickelt wurden, und denen dann entsprechend andere Ausbauten in Gestalt von Taufkapellen und Sakristeien symmetrisch beigeordnet werden konnten. Der Chor wurde in der vollen Breite des Mittelschiffs durchgeführt, um beim Abendmahl den Auf- und Umgang am Altar nicht zu erschweren. Bei der Eingangswand ist eine auf drei Bogen ruhende

breite Empore für die Orgel eingebaut, zu der seitlich zwei gesonderte Treppen in mäßiger Höhe emporführen. Zwischen diesen eingefügt, erhebt sich der Glockenturm mit hohem Helme, mit der Glocken- und Uhrstube. Diese Baubestandteile des Gotteshauses setzen sich zu einer ziemlich konzentrischen Anlage zusammen und geben dem Ganzen mehr den Charakter einer protestantischen Predigtkirche, als eine langgestreckte, dreischiffige basilikale Anlage, die besser dem katholischen Ritus ansteht.

Das Langhaus setzt sich aus vier schmalen, mit Kreuzgewölben überspannten Jochen zusammen, von denen drei vor- und eines rückwärts der Vierung liegen. An letztere

Das Langhaus setzt sich aus vier schmalen, mit Kreuzgewölben überspannten Jochen zusammen, von denen drei vor- und eines rückwärts der Vierung liegen. An letztere

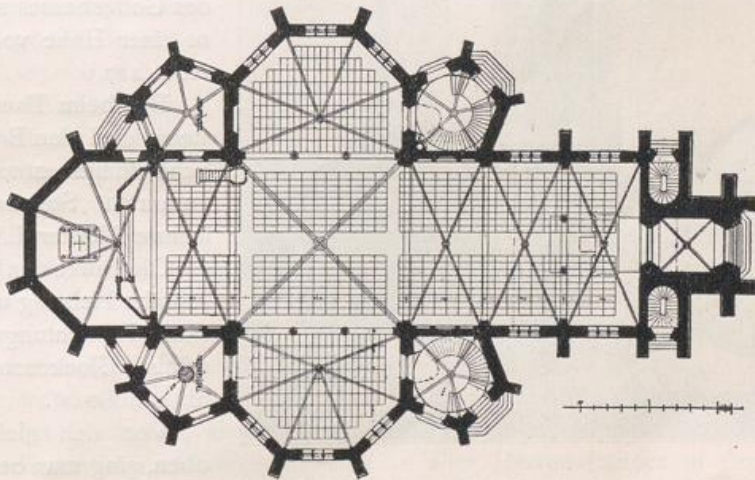
⁹³⁾ Vgl. das Heft: »Neu-Bauten« — Kirchen (VI) — von Oberbaudirektor Prof. J. DURM, Dr., Dr. Ing., Nr. 85, VIII. Band, Heft 1. SEEMANN & Co., Leipzig 1901.

⁹⁴⁾ Die Abb. 226, 227, 243 u. 244 sind entnommen den »Neu-Bauten«, herausgegeben von Prof. B. KOSSMANN, VIII. Bd., 1. Heft. Leipzig 1901.

Abb. 225. Pfarrkirche in Großwallstadt am Main.



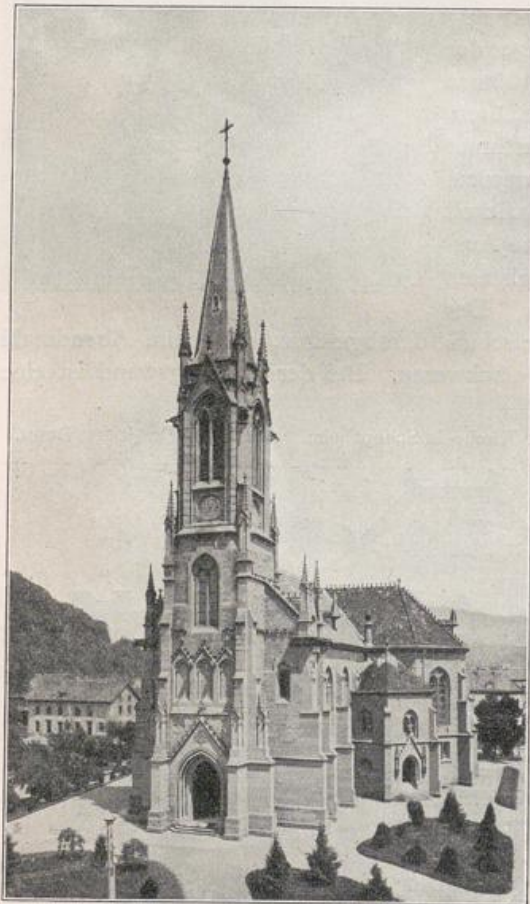
Abb. 226. Grundriß der Kirche in Schopfheim. Architekt: Dr. JOSEF DURM.



schließen sich rechts und links zwei gleichweit gespannte, polygonal abgeschlossene Apsiden an, in welche die je auf drei Bogenstellungen ruhenden Emporen eingebaut sind.

In die vier einspringenden Winkel, welche sich beim Durchkreuzen von Langhaus und Querschiff ergeben, sind die genannten beiden Treppenhäuser, die Sakristei und die Taufkapelle in gleichfalls polygonaler Grundform eingebaut, während auch der Chor polygonförmig, d. h. im halben Achteck, abgeschlossen ist. Die Länge der Kirche beträgt im Innern 44 m und über den Apsiden in der Breite gemessen 30 m, die Höhe vom Fußboden bis zum Kämpfer der Gewölbe 8 m, bis zum Bogenscheitel 14,30 m,

Abb. 227. Ansicht der Kirche in Schopfheim. Architekt:
Dr. JOSEF DURM.



bis zum Schlußstein 15 m, die Entfernung vom Schiffboden bis zum Emporenboden 4,70 m, der Durchmesser der Emporentreppenhäuser 5,56 m, die Größe eines Joches 5,80 m. Der Fußboden der Emporen steigt stufenförmig an, so daß immer zwei Bankreihen auf eine der Stufen zu stehen kommen und es auch den im Hintergrunde der Emporen Sitzenden oder Stehenden ermöglicht ist, den Geistlichen zu sehen.

Eine reichere Durchbildung hat nur der Turm erfahren, der mit seinen Strebe-
pfeilern, Fialen, Maßwerkfenstern und Wasserspeiern bis Oberkante Galerie eine Höhe von 35 m und bis zur Kreuzesspitze von 53 m hat, während die Schiffmauern des Gotteshauses sich bis Gesimsoberkante zu einer Höhe von 14 m erheben. (Vgl. Abb. 227.)

Die beim Baue verwendeten Schicht-
steine sind den Brüchen in der Nähe von Schopfheim entnommen, die Quadern zur gesamten Steinhauerarbeit fertigte und lieferte Meister LÄPPLE in Maulbronn.

Die Baukosten beliefen sich, einschließ-
lich der Heizung und Beschaffung der ritu-
ellen Einrichtungsgegenstände, des Ge-
stühls, Glockenstuhls und der Uhr, auf
rd. 400 000 M.

Von den gleichen Grundsätzen, wie
oben, ging man beim Grundpläne der evan-
gelischen Kirche in Badenweiler (Abb. 228) aus, indem auch hier zu einer möglichst
zentralen Anlage gegriffen wurde. Die Stellung der Kirche auf einem von drei Seiten
zugebauten und nur auf der einen, nach der Landstraße offenen Platze, auf dem nirgends
weit zurückgetreten werden kann, verlangte aber eine andere Gesamtgliederung der Bau-
massen. Der einschiffige Bau wäre zu schwerfällig geworden und so wurden, $1\frac{1}{2}$ Jochen
des Langhauses entlang, niedrige Seitenschiffe angelegt, die weniger für Aufnahme der
Kirchengänger, als zum Verbindungsweg nach den Transepten und den dort eingebauten
Emporen dienen. Mit der Anlage dieser schmalen, nur 3 m breiten Seitenschiffe mußte
aber auch eine Reduktion der Spannweite des Mittelschiffes auf 10 m eintreten.

Der Plan setzt sich nun aus drei quadratischen Jochen zusammen, von denen zwei mit sechsteiligen und das dritte, die Vierung bildende, mit einem vierteiligen Kreuzgewölbe überspannt sind. An dieses schließen sich auf drei Seiten die in Form eines halben Zehnecks abgeschlossenen Apsiden an, von denen zwei die Emporen in sich aufnehmen. Die dritte Apside bildet den Chor, der um vier Stufen höher gelegt ist als der Schiffboden, und einen ähnlichen steinernen Brüstungsabschluß nach dem Schiffe hat, wie solcher bei der Kirche in Schopfheim zur Ausführung kam. Rippengewölbe mit halbkreisbusigen Kappen zwischen den Rippen decken in gleicher Weise den Chor und die Emporenapsiden. Die Emporenböden erheben sich, wie bereits geschildert, hier in der gleichen Weise stufenförmig, um das Sehen nach Altar und Kanzel zu ermöglichen; auch sind sie unterhalb durch eine gerade hölzerne Rahmen- decke abgeschlossen, hinter der sich die Eisenkonstruktion des Emporenbodens verbirgt.

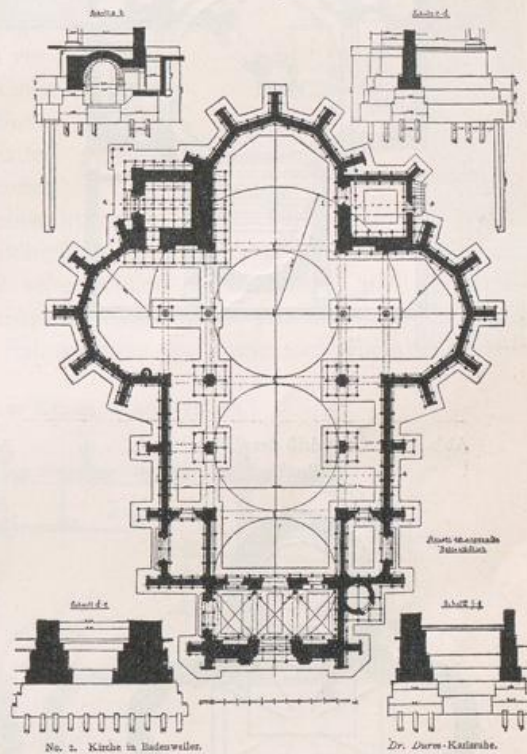
Zu den Emporen führen gerade Treppen, welche mit den Seitenschiffen das gleiche Dach deckt; zur Orgelbühne führt eine Wendeltreppe in besonders ausgebautem Treppenhaus, das in den einspringenden Winkel beim Vortreten des Mittelschiffs vor die Seitenschiffe gelegt ist. Die Zugänge zu den drei Treppen sind gesonderte und von denen zum Mittelschiff getrennt. Letzteren ist eine mit drei Kreuzgewölben überspannte, niedrige Vorhalle vorgelegt. — Die Abrechnungssumme betrug 385 000 M.

Für beide Bauten ist die mittelalterliche Bauweise zur Anwendung gekommen. Vgl. Abb. 227, Hauptansicht der Schopfheimer Kirche.

Das Mittelalter schuf uns in Frankreich, Deutschland und England eine Menge von kleinen, kirchlichen Baudenkmalern, ausgezeichnet durch einfache, zweckmäßige Grundrißanlagen und schlichte Ausdrucksweise im Aufbau, wobei an Stelle des Glockenturmes oft nur ein kleiner Dachreiter mit einem Glöckchen, als Zeichen des Gotteshauses, genügen mußte.

Aber auch die Renaissancekunst versuchte sich in aller Herren Länder in der gleichen Aufgabe, die in der Folgezeit immer wieder von neuem gestellt wurde. Das voraufgegangene malerische Moment verliert sich auch bei der neuen Weise nicht. In den katholischen, romanischen Ländern hält man beim Grundplan an der Form des griechischen oder lateinischen Kreuzes, bei meist einschiffiger Anlage fest (Sta. Maria delle carceri zu Prato, S. Giovanni delle monache zu Pistoja.) Sonst weniger zu Experimenten geneigt, sind sie doch nicht ganz ausgeschlossen, wie der Grundplan der Kirche Sta. Maria di Belvedere in Città di Castello zeigt (vgl. Abb. 229)⁹⁵⁾, mit der segment-

Abb. 228. Grundriß der Kirche in Badenweiler.
Architekt: Dr. JOSEF DURM.



⁹⁵⁾ Die Abb. 229 bis 231 sind entnommen PAUL LASPEYRES, Die Kirchen der Renaissance in Mittelitalien. Berlin—Stuttgart 1882.

förmigen, zweigeschossigen Vorhalle. Ebenso schön als einfach ist der regelmäßige Grundplan, der Aufbau mit dem Glockenturm an der Seite und der gewölbte Innenbau des Kirchleins Sta. Maria dei miracoli zu Castel Rigone in Umbrien (vgl. Abb. 230), etwas seltsam dagegen der der Chiesa tonda zu Spello (vgl. Abb. 231). Noch mehr

Abb. 229.
Grundriß der Kirche in Città di Castello.

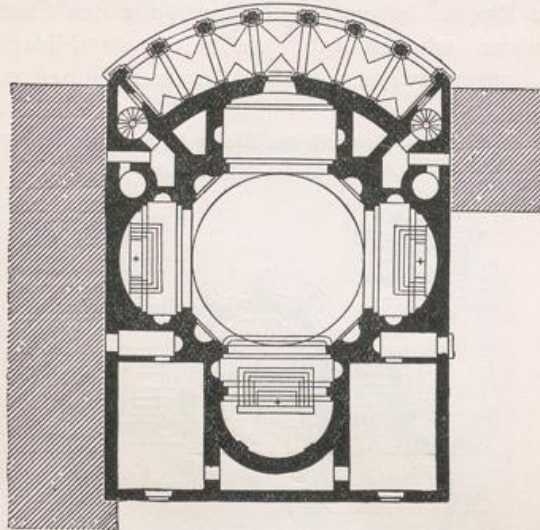


Abb. 230. Grundriß der Kirche in Castel Rigone.

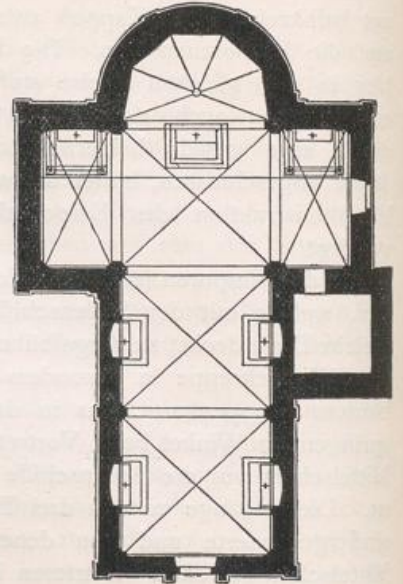


Abb. 231. Grundriß der Chiesa tonda in Spello.

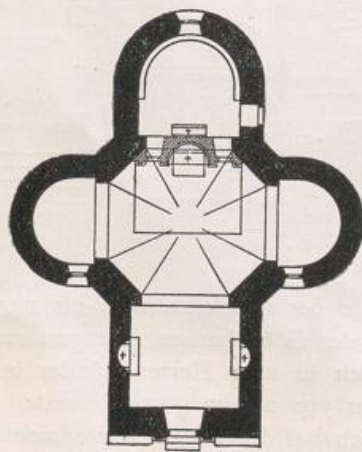
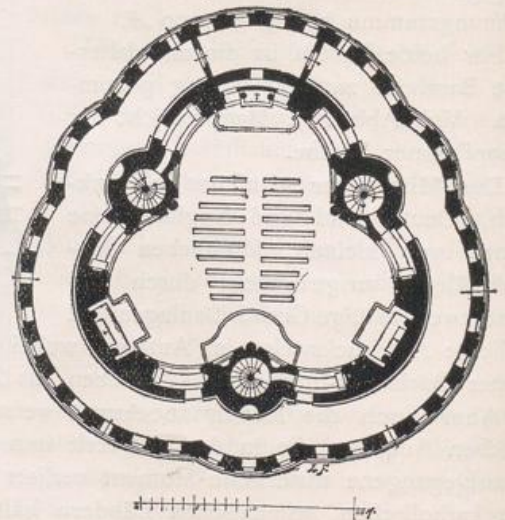


Abb. 232. Dreifaltigkeitskapelle bei Waldsassen.



aber, auf deutschem Boden, der Plan der Dreifaltigkeitskapelle des Klosters Waldsassen im Fichtelgebirge. Die kleeblattförmige Gestaltung des Grundplanes soll die Dreifaltigkeit Gottes verkörpern (vgl. Abb. 232)⁹⁶⁾.

⁹⁶⁾ Die Abb. 232, 234 u. 239 bis 242 sind entnommen C. GURLITT, Geschichte des Barockstiles und des Rokoko in Deutschland. Stuttgart 1889.

Mehr zu eigenartigen Versuchen geneigt, ist der nach neuen Formen und Ausdrucksweisen auf dem Gebiete des Klein- und Großkirchenbaues ringende Protestantismus. Dieser Bewegung gibt »STURM« 1712 und 1718 in seiner Schrift »Architektonisches Gedenken von protestantischen kleinen Kirchen Figur und Einrichtung« wohl am besten Ausdruck, wenn er ausführt:

»In der römischen Kirche wird vornehmlich darauf gesehen, daß viele Kapellen mit kleinen Altären gemacht werden können und daß unten auf der Erde viel Volks stehen könne und vornehmlich in dem Schiff großer Platz sei. Damit, wenn an sonderlichen Solemnitäten in dem Chor das hohe Amt verrichtet wird, eine große Anzahl Volks hineinsehen könne. Hingegen in den protestantischen Kirchen sieht man vornehmlich darauf, daß eine große Menge einen einzigen Prediger wohl sehen und hören könne, daher man die Stelle unmöglich auf der Erden recht gewinnen kann, weil bei gar großen Kirchen, die weit von der Kanzel zu stehen kommen, nichts hören können, sondern man muß sie übereinander zu gewinnen suchen. Weil die Kirchenbesucher den Prediger nicht nur gern deutlich hören, sondern auch sehen wollen, dürfen Säulen nicht angebracht werden, denn das allervornehmste, was darinnen geschieht, ist das Predigen, das andere Stück besteht in der Administration der Sakramente, der Taufe und des Abendmahles.

Abb. 233. Lutherische Kirche in Amsterdam.

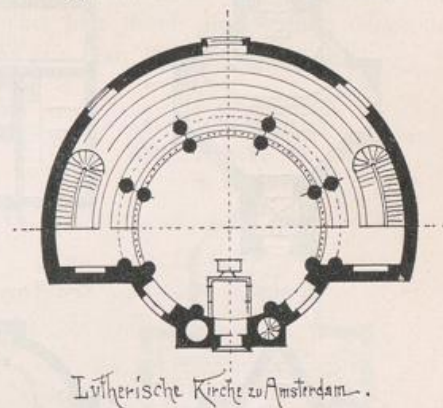
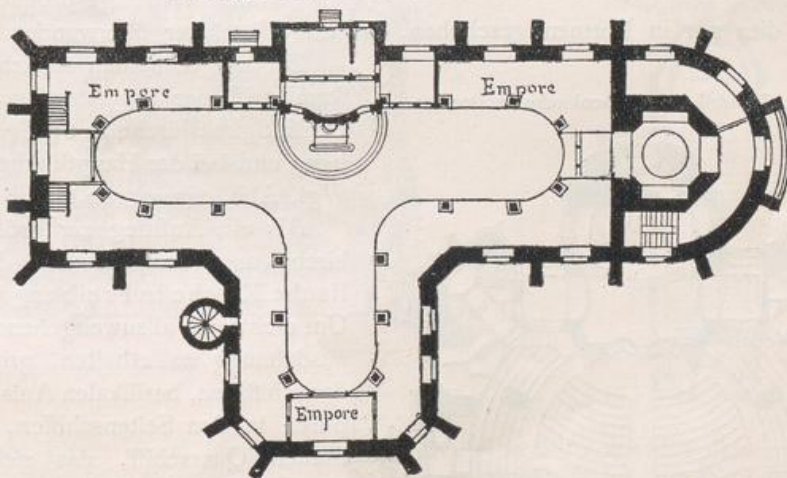


Abb. 234. Grundriß der Kirche in Großenhain.



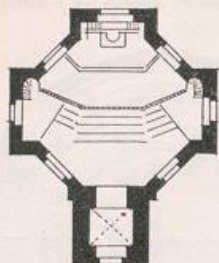
Die Lutherischen haben noch besonders die Privatbeichte. Der dritte Teil besteht im Singen, da dann ein besonderer Ort erfordert wird, wo eine Orgel stehen und die Schüler zum Vorsingen sich versammeln können.

Der Protestantismus sieht mehr auf »Reinlichkeit als Pracht«. — Es werden Grundrißlösungen in Dreieck- und Achteckform vorgeschlagen, dann solche in Kreisform mit exzentrischem Innenbau, in Halbkreisform wie beim Theater (vgl. Abb. 233, Lutherische Kirche zu Amsterdam), dann mit rechtwinkelig aufeinander stoßenden Schiffen mit Predigerhaus und Turm und auch mit T-förmiger Anordnung der Schiffe, wie bei

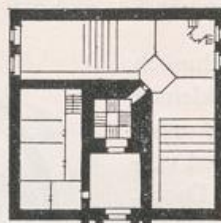
der Kirche in Großenhain. (Vgl. Grundrisse 234, 235, 236, 237 u. 238.)

Abb. 235 bis 238. Beispiele von Kirchengrundrissen.

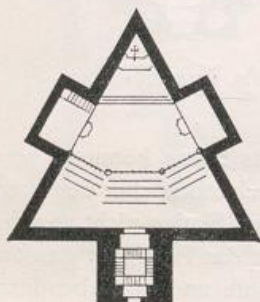
Octogonform



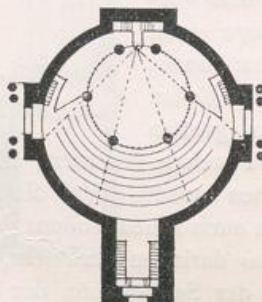
Hackenform



Dreieck



Kreis mit exzentrischen Sitzen

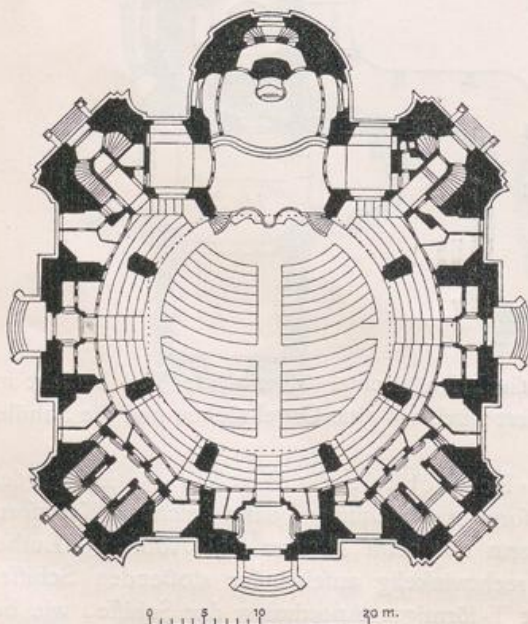


Klein protest. Barockkirchen

nach L. Sturm bei Quereit.

so konnte dies nur in Formen geschehen, die das Mittelalter überwunden hatten.

Abb. 239. Grundriß der Frauenkirche in Dresden.



Am großartigsten gelang der Wurf bei der Frauenkirche zu Dresden, 1726 bis 1740 von dem genialen deutschen Baumeister BÄHR erbaut, ein Werk von hoher Konzeption, im Innern und Äußern gleich mächtig wirkend; »fest in sich geschlossen, von Grund aus bis oben hinaus gleichsam wie ein einziger Stein«. Sie konnte die Vorstufe für einen Dom der protestantischen, deutschen Christenheit werden, denn alle Vorzüge und Vorbedingungen für eine solche sind bei ihr erfüllt. (Vgl. Abb. 239 u. 240, Grundriß und Schnitt.) Auch BÄHR wußte für sein Werk, das Stein gewordene hohe Lied des Protestantismus, keine ausdrucksvollere Form als die Zentralkuppel und die Sprache der Renaissance, oder besser gesagt, einen etwas verwilderten Dialekt derselben. Sollte in jener Zeit des ersten »Los von Rom« ein bedeutungsvolles Wort gesprochen werden,

Zur hergebrachten schlichten Kreuzform griff der Protestantismus bei der Dreifaltigkeitskirche zu St. Georg in Hamburg und bei der Hauptkirche zu Altona. (Vgl. Abb. 241 u. 242.)

Als ein Aufstieg zur größern Stadtkirche mag beispielsweise die katholische Kirche in Freiburg i. Br. gelten. Um nicht eine allzuweitgehende Flächenausdehnung zu erhalten, griff man zur dreischiffigen, basilikalischen Anlage mit Emporen in den Seitenschiffen, mit einem breiten Querschiff, das sich bei der Vierung zu einem mächtigen Kuppelraum erweitert und nach dem hohen Chor öffnet, den rechts und links die Sakristei und die Paramentenkammer einschließen.

Dem Hauptchor gegenüber ist ein besonderer »Orgelchor« angeordnet, den zwei Türme flankieren, in welchen die Zugangstreppen für die Emporen und die Orgelbühne liegen. Die großen feierlichen

Messen, bei denen, neben den Klängen der Orgel, Instrumental- und Vokalmusiker mitwirken, ließen diese eigenartige Anlage wohl gerechtfertigt erscheinen, die außerdem noch den Vorteil der Anordnung einer würdigen, geräumigen, offenen Vorhalle und eines geschlossenen Vorraumes zur Aufnahme der Weihwasserbecken ermöglichte. Der landläufigen Anlage einer kümmerlich eingebauten oder oft unschön in das Mittelschiff vorspringenden, meist zu hoch gelegten Orgelbühne ist hier durch eine festlich wirkende, den Bedürfnissen besser entsprechende Einrichtung aus dem Wege gegangen.

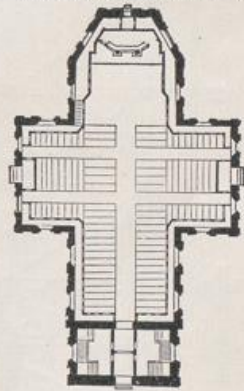
Abb. 240. Längsschnitt der Frauenkirche in Dresden.



Abb. 241. Grundriß der Dreifaltigkeitskirche St. Georg in Hamburg.



Abb. 242. Grundriß der Hauptkirche in Altona.



Die Kirche bietet Raum für 900 Sitzplätze und 1500 bis 2000 Stehplätze, die in dem 11 m breiten Mittelschiffe, den 3,5 m breiten Seitenschiffen zu ebener Erde und auf den Emporen, dem 16,80 m durchmessenden Vierungsraum, den 7,5 m breiten und 11 m weit gesprengten Transeptarmen ermöglicht werden. Orgelchor und Vorhalle haben eine lichte Breite von 9,6 m, der hohe Chor eine Länge von 16,30 m, der erstere ist polygonal im Grundrisse, der hohe Chor halbkreisförmig gestaltet.

Die Gesamtlänge der Kirche mißt 74,30 m, die Breite über den Transeptarmen gemessen 38,10 m, während das Langhaus von Außenmauer zu Außenmauer 21 m breit ist.

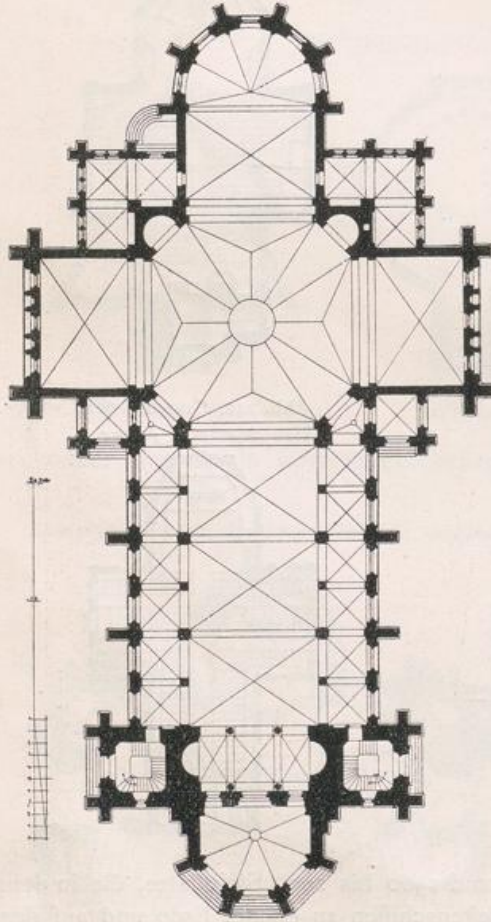
Die Türme haben, bis zur Spitze der Kreuze gemessen, eine Höhe von 61 m, der Vierungsreiter eine solche von 47,50 m.

Die Höhe der Türme stimmt nahezu mit der Länge der Kirche, von der vorderen Giebelwand bis zum Scheitel der halbkreisförmigen Chorapside gemessen, überein — 61 m gegen 66,7 m.

Der vergängliche, gleißende Putz wurde am Äußern vermieden und mit Recht in einem Lande, das mit natürlichen Bausteinen bester Qualität so reich und mannigfaltig gesegnet ist.

Dem bei jeder Beleuchtung, bei trüben Tagen und bei blendendem Sonnenlicht oder im Schimmer der Abendsonne gleichgut und ernst wirkenden roten Sandstein

Abb. 243. Grundriß der Wiehre-Kirche in Freiburg i. B. Architekt: Dr. JOSEF DURM.



aus dem Maintal wurde der Vorzug gegeben. Zusammenstimmend mit diesem wurde für die Bedachung der dunkelblaugraue rheinische Schiefer gewählt und damit das einfachste, wohl aber auch das am meisten monumental und gediegen wirkende Farbenkonzert bei den Gebäudemassen hervorgerufen.

Das gewölbte Innere spricht sich, dem Äußern gleich, dem Beschauer gegenüber ruhig und ernst aus. Pfeiler, Säulen, Bogen, Gesimsungen, Gewölberippen sind aus dem gleichen Materiale — rotem Maintaler Sandstein, der im Naturton belassen ist und dessen Werkstücke nur weiß verfugt wurden, ausgeführt; die Gewölbefelder und die glatten Wandflächen sind dagegen verputzt und mit einfacher Malerei bedeckt. Nur der hohe Chor und die Vierung sind reicher bedeckt worden, werden aber erst mit der Zeit ihren vollen Schmuck durch figürliche Darstellungen noch erhalten.

Bedeutender als mit den Flachmalereien an Decken und Wänden ist durch die reicher und vollständig durchgeführte Glasmalerei gewirkt, die dem Innern eine einzig feierliche, auf das Gemüt des Kirchgängers wirkende Stimmung verleiht. Hier tritt das figürliche Moment mehr in den Vordergrund und kommt zu seinem vollen Rechte. Besonderer Wert ist auch auf die Gestaltung und Ausführung des Kirchenmobiliars gelegt worden, wie der kostbare Ciborienaltar, das Chorgestühl, die Seitenaltäre usw. zeigen.

Die Baukosten beliefen sich samt innerer Einrichtung im ganzen auf rund 1 000 000 M einschließlich einer Zentralheizung (vgl. Abb. 243: Grundplan und Abb. 244: Innere Ansicht).

Die kleinen Renaissancekirchen in Italien zeigen meist nur einen in der Stärke der Giebelmauer emporgeführten Aufbau zum Aufhängen eines bescheidenen Glockenspiels, seltener den nach altchristlichem Vorbilde aufgebauten Campanile mit flachem Dache oder dem mittelalterlichen Pyramidendach und verzichten lieber zugunsten einer, oft nur

kleinen, Kuppel auf das Beiwerk eines Turmes, der doch nie organisch mit dem Gotteshaus verbunden worden war. (Vgl. Abb. 245⁹⁷⁾ u. 246.)

Abb. 244. Inneres der Wiehre-Kirche in Freiburg i. B. Architekt: Dr. JOSEF DURM.



Diesseits der Alpen hielt man an der mittelalterlichen Tradition durchweg fest; nur das glatte Helmdach mußte einem oft recht abenteuerlichen Zwiebdach weichen (vgl. Abb. 223, 224 u. 225).

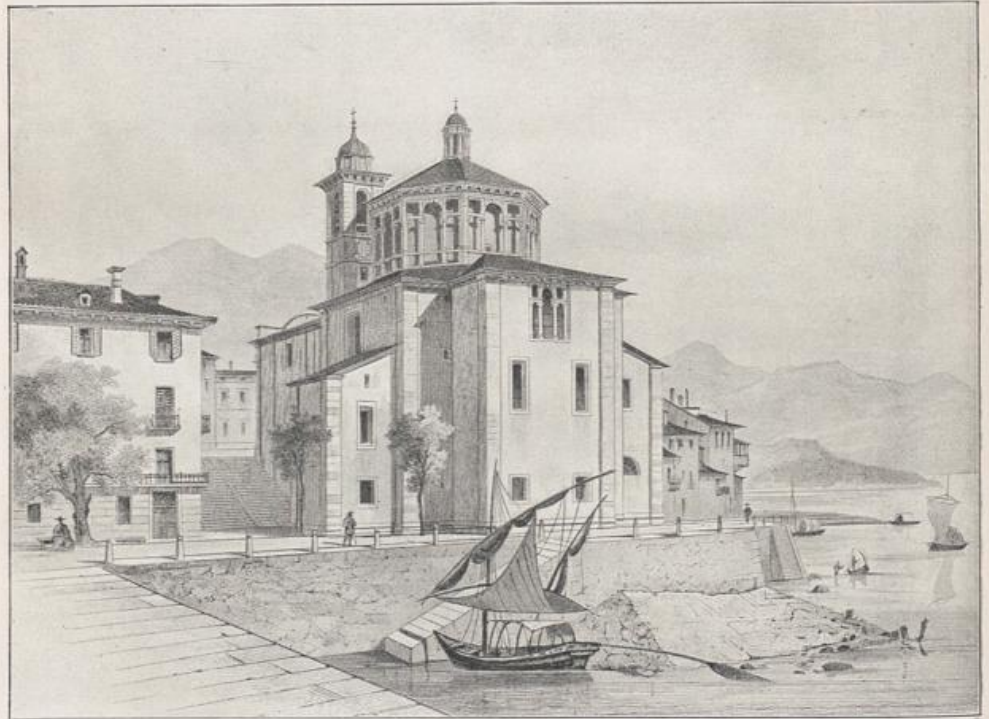
⁹⁷⁾ Abb. 245 wurde entnommen HEINR. STRACK, Zentral- und Kuppelkirchen der Renaissance in Italien. Berlin 1882. Zuerst publ. in Zeitschrift für Bauwesen. Berlin 1878.

Manche Kirchenbaumeister von heute glauben die Versuche STURMS für protestantische Kirchen wieder aufnehmen zu sollen, doch fehlt ihnen meist des Genannten Glaubensstärke, der Schwung der Überzeugung, und sie verlieren sich im Getriebe der Mode. Nicht eine reicht bis zur Stunde an die Kraftleistung eines BÄHR!

Die innere Ausstattung. Das Rituale und demgemäß die innere Ausstattung der Kirchen ist bei den zwei großen führenden Konfessionen verschieden, wenn auch der Raum, in dem sich dasselbe vollzieht, annähernd der gleiche geblieben ist. Beiden gemein bleibt der Sache nach, der Altarraum und der Altar (Abendmahlstisch), der Taufstein, die Kanzel, Orgel, Sakristei, das Gestühl, die Einrichtung für Heizung und Beleuchtung und die Glocken. Bei den katholischen Kirchen treten die Beichtstühle, die Weihwasserbecken und die Paramentenkammer noch hinzu. Dazu sei kirchentechnisch bemerkt:

a) **Im Chor** der katholischen Kirche stehen der Hauptaltar, event. noch zwei Seitenaltäre, vor denen das hl. Meßopfer dargebracht wird; der Chorboden liegt um einige

Abb. 245. Kirche Madonna della Pietà zu Canobbio.

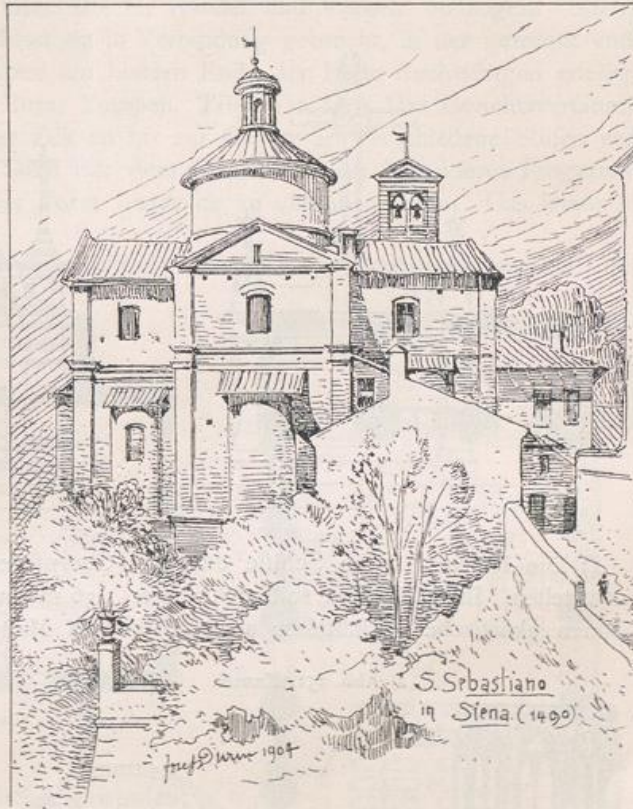


Stufen höher als der Schiffboden, von dem er durch eine Brüstung und die Kommunionbank getrennt ist. Die Protestanten verabreichen im Chor bei gemeinschaftlicher Feier das hl. Abendmahl, wobei für den Chorausbau eine Breite und eine Tiefe von 6—8 m genügt.

b) **Das Schiff** hat die Gläubigen aufzunehmen, sowohl zu ebener Erde als auf den Emporen. Letztere werden in katholischen Kirchen seltener ausgeführt, während sie in evangelischen als unerlässlich betrachtet werden. Für $\frac{2}{3}$ der Seelenzahl eines Kirchspiels weniger $\frac{1}{5}$ für Personen, die zu Hause zu bleiben gezwungen sind, müssen hier Sitzplätze geschaffen werden. Schulpflichtige Kinder sind zu etwa $\frac{1}{6}$ der Seelenzahl anzunehmen, von denen $\frac{2}{3}$ auf besondere Bänke in der Nähe des Chors und auf die Orgelbühne zu verweisen sind. Darnach sind nach F. ADLER bei einer Seelenzahl von 1000 Personen für 434 Erwachsene und 112 Kinder Plätze zu beschaffen. Das Gestühl ist so zu be-

messen, daß für die Breite eines Sitzplatzes mindestens 54 cm genommen werden müssen, die Banktiefen bei katholischen Kirchen der Kniebänke wegen zu 0,94 m, bei evangelischen zu 0,84 m (vgl. Abb. 247 u. 248). Man rechnet für den Kirchenbesucher einschließlich der Gänge, je nach der Konfession, 0,88 bis 1,18 qm Bodenfläche. Die Bänke müssen durch Mittel-, Seiten- und Quergänge geschieden sein. Seitengänge sollen nicht unter 1 m und Mittelgänge nicht unter 1,70 m breit genommen werden; bei katholischen Kirchen ist der Mittelgang der Prozession wegen 2,50 m breit zu machen. Auf den Emporen sind die Bänke so aufzustellen, daß alle Besucher von dort den Geistlichen auf der Kanzel sehen können. Die Fußbodenhöhe der untersten Sitzreihen auf den Emporen soll sich in den Grenzen von 2,80 bis 5 m bewegen als Minimal- und Maximalmaße. Die Orgelempore ist etwas höher zu legen. Nach der Höhe der Sitzreihen richten sich die Fenster, die von den Emporen nicht durchschnitten werden dürfen. Emporentreppen sind, um Störungen zu vermeiden, in gesonderten Räumen anzulegen. An den Wänden der Schiffe sind in katholischen Kirchen die

Abb. 246. Kirche S. Sebastiano zu Siena.



- c) **Beichtstühle** aufzustellen und in der Nähe eines jeden Einganges ein
- d) **Weihwasserbecken**.
- e) **Der Altar** der evangelischen Kirche kann als Abendmahlstisch aus Holz oder Stein ausgeführt werden. Auf ihm stehen ein Kreuzifix, zwei Kerzenleuchter, ein Lesepult

Abb. 247. Evangelischer Kirchenstuhl.

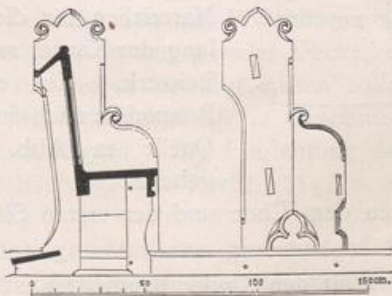
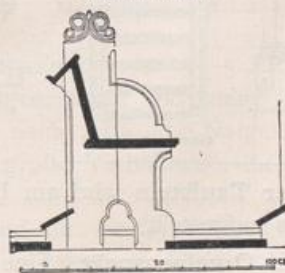


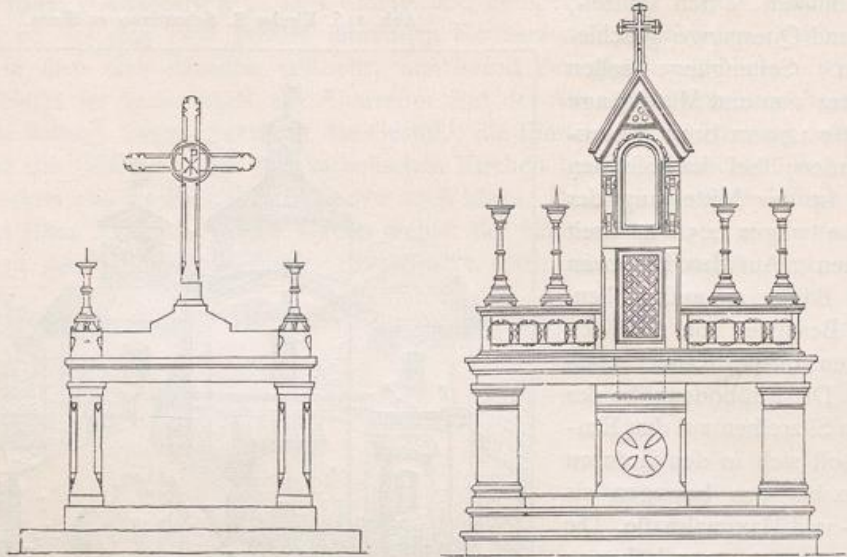
Abb. 248. Katholischer Kirchenstuhl.



für die zur Liturgie nötigen Bücher und die Kommuniongeräte. Der Altar soll so aufgestellt werden, daß er von allen Plätzen aus gesehen werden kann. Auf dem Altar der katholischen Kirche stehen außerdem noch das Tabernakel, das die Monstranz

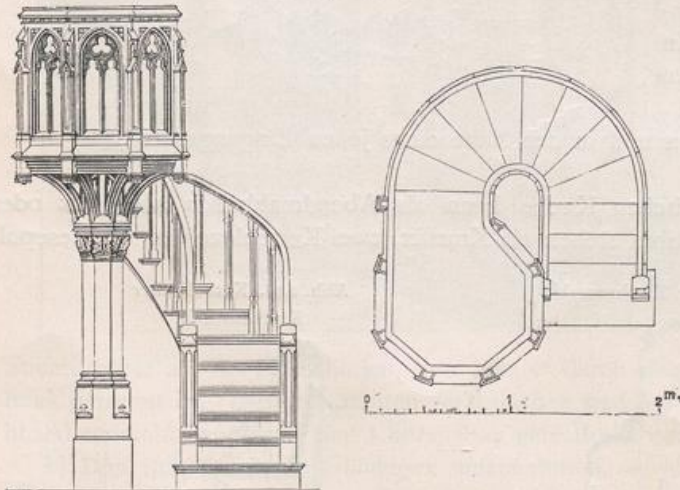
enthält, dann noch Pulte für die Kanontafeln. Beispiele einfacher Altarformen geben Abb. 249 u. 250 nach den Mustern im deutschen Bauhandbuch, Berlin 1884, S. 242.

Abb. 249 u. 250. Altarformen.



f) Die Kanzel ist im Schiffe oder am Chorpfeiler je nach der Größe der Kirche aufzustellen. Ihr Fußboden soll nicht unter 1,56 m und nicht über 3,10 m liegen; doch können akustische Verhältnisse auch zu andern Maßen zwingen. Für den Kanzelsarg

Abb. 251. Kanzel.



genügt ein Lichtmaß von 1,20 bis 1,80 m bei einer Höhe der Brüstungswand von 0,90 bis 1,10 m. Akustische Verhältnisse zwingen meist zur Anlage eines Schalldeckels, der einen größern Durchmesser als der Kanzelsarg haben muß und möglichst tief zu setzen ist. Stein oder Holz sind die Materialien für die Herstellung der Kanzel samt ihrem Beiwerk. Ein einfachstes Beispiel ist nach der gleichen Quelle in Abb. 251 gegeben.

g) Der Taufstein wird am besten zwischen dem Chor und der ersten Sitzreihe im Langhaus aufgestellt.

h) Der Orgelprospekt. Eine letzte Aufgabe für den Kirchenbaumeister ist noch der Entwurf für den Orgelprospekt, der dem Stil der Kirche angepaßt sein muß. Die Disposition der Pfeifen muß mit dem Orgelbauer studiert werden, um neben der guten Klangwirkung des Werkes auch ein stilvolles Äußeres desselben zu erhalten.

C. Gebäude für öffentliche Behörden.

Deutsche Gerichtsgebäude und Rathäuser.

Einleitung. Im griechischen Altertum war es die Agora, ein quadratischer, von doppelten Säulenhallen umgebener Platz, im römischen Reiche die Basilika — die königliche Halle — in denen sich die Geschäfte für Handel und Verkehr vollzogen. Später wurde mit der Basilika eine Gerichtsstätte in Verbindung gebracht, in der getrennt vom Geschäftsverkehr in Form einer Apsis am hintern Ende der Halle Rechtsfragen erledigt wurden. (Erhaltene Beispiele in Rom, Pompeji, Trier u. a. O.) Das Gerichtsverfahren hat, wie alles im Leben, von jener Zeit an bis zur Gegenwart verschiedene Stufen und Wandlungen erfahren. Für jede Stufe war dem Baukünstler ein besonderes Programm gegeben, dem er in monumentaler Form Ausdruck zu verleihen hatte. Das letzte ist

Abb. 252. Anordnung des Schwurgerichtssaales im Landgerichtsgebäude zu Dortmund.

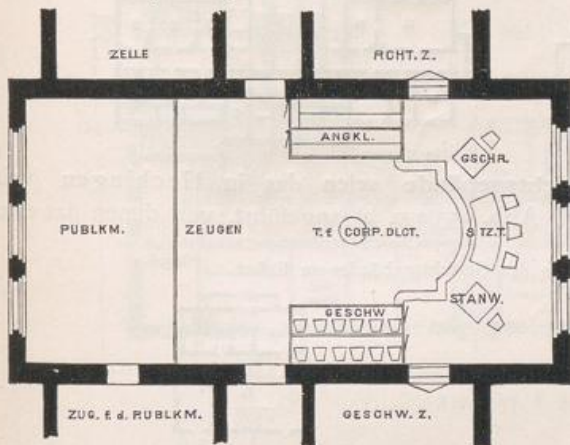
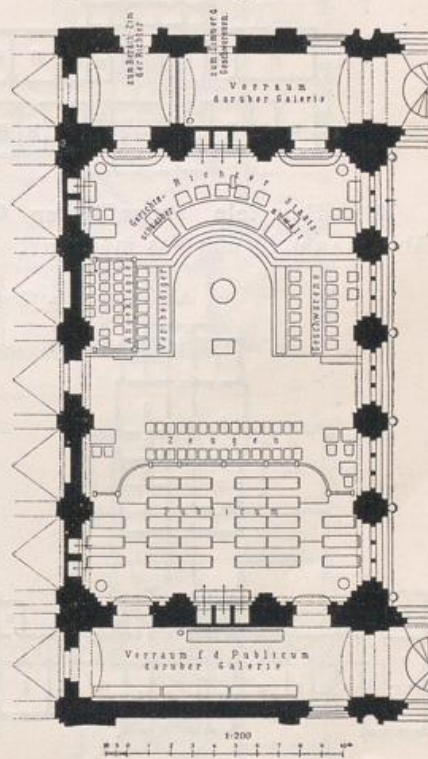


Abb. 253. Großer Schwurgerichtssaal in Berlin.



für das deutsche Reich ein einheitliches geworden; die in diesem verlangten Räume sind soweit dies möglich für eine weite Zeit wie folgt, festgestellt worden. In Betracht kommen zunächst die sog. Landgerichtsgebäude, deren Bauprogramm folgende Anforderungen stellt:

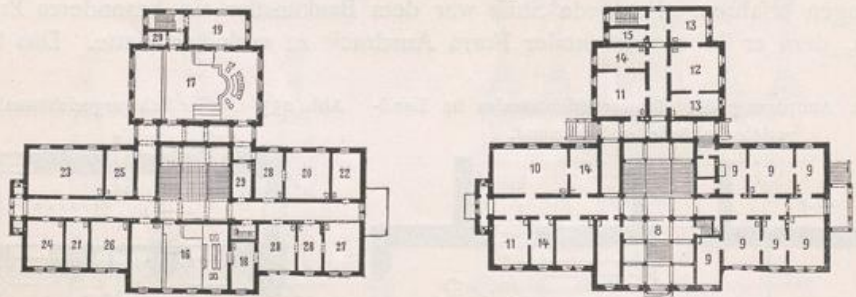
Für das Schwurgericht einen größern Sitzungssaal von beiläufig 180 qm Bodenfläche bei einer Höhe von 6—7 m mit gerader Decke, die sich akustisch am besten bewährt haben soll; ein Beratungszimmer für 3—5 Richter, ein solches nebst Vorzimmer für 12 Geschworene, ein Zeugenzimmer und einige Zellen für die Angeschuldigten. Die Einrichtung des Saales ist nach Abb. 252 festgestellt (vgl. deutsches Bauhandbuch, Berlin 1884, S. 479) und auf große Verhältnisse übertragen in Abb. 253⁹⁸⁾.

Für das gewöhnliche gerichtliche Verfahren und für die Staatsanwaltschaft sind einige Sitzungssäle von 90—100 qm Bodenfläche mit den zugehörigen Beratungszimmern für 3—5 Richter, für die Strafkammer ein etwa gleichgroßer Sitzungssaal,

⁹⁸⁾ Die Abb. 253, 260 u. 262 bis 269 sind entnommen dem »Handbuch der Architektur, Gebäude für Verwaltung, Rechtspflege, Gesetzgebung usw. 2. Aufl. Stuttgart 1900.

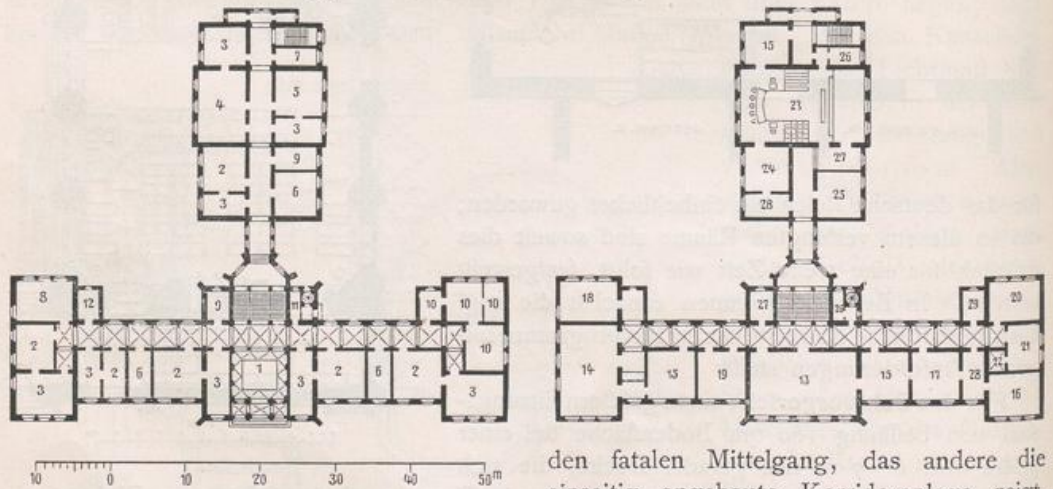
Arbeitszimmer für den Präsidenten, die Direktoren und den Staatsanwalt, Zimmer für die Parteien, Rechtsanwälte, Gerichtsschreiber, Gerichtsdiener und die entsprechenden Registraturen, Kanzleien, Bibliothek und Garderoben nebst Toiletten erforderlich. Die architektonische Ausbildung des Äußern und Innern soll eine einfache und gediegene, aber keine ärmliche sein. Die Momente einer etwaigen künstlerischen Ausgestaltung können sich höchstens auf das Treppenhaus und den einen oder andern Sitzungssaal beziehen. Eine ernst gestimmte Holztäfelung an Decken und Wänden ist allem andern Schmucke in den Sälen vorzuziehen und für das Treppenhaus eine monumentale, dem Verkehr im Gebäude entsprechende, Ausführung zu nehmen.

Abb. 254 a u. b. Grundrisse des Gerichtsgebäudes zu Hechingen.



Als Beispiele ausgeführter Gerichtsgebäude seien das in Hechingen (vgl. Abb. 254 a u. b) und das in Erfurt (vgl. Abb. 255 a u. b) angeführt, von denen das eine

Abb. 255 a u. b. Grundrisse des Gerichtsgebäudes zu Erfurt.



den fatalen Mittelgang, das andere die einseitig angebaute Korridoranlage zeigt. Bei beiden ist der Schwurgerichtssaal nach rückwärts senkrecht zur Front angegliedert.

Zuweilen sind die in den Geschäftsbezirk der Landgerichte gehörenden Amtsgerichte im gleichen Gebäude untergebracht, zuweilen auch in einem besonderen Bau, wie dies z. B. in Karlsruhe als zweckmäßig erachtet wurde. Dieser enthält in den beiden untern Geschossen die Geschäftsräume nebst einer Dienerwohnung, im zweiten Stock und im Mansardengeschoß die Wohnräume für fünf Beamtenfamilien, im Untergeschoße die Keller und die Niederdruckdampfheizung. An Diensträumen sind im Erdgeschoß (Abb. 256)⁹⁹⁾ untergebracht: die große vierfenstrige Wachstube, Zimmer für Chargierte,

⁹⁹⁾ Die Abb. 256 u. 257 sind dem Zentralbatt der Bauverwaltung vom 23. Dezember 1899 entnommen.

Ordonnanzen, Diener, Kommissäre, Arbeitszimmer für Revisoren, Verhandlungszimmer, Rapportzimmer und die stehende Registratur. Im darüberliegenden Geschoße (Abb. 257)

Abb. 256 u. 257. Grundrisse des Amtsgebäudes zu Karlsruhe. Architekt: Dr. JOSEF DURM.
Abb. 256. Erdgeschoß.

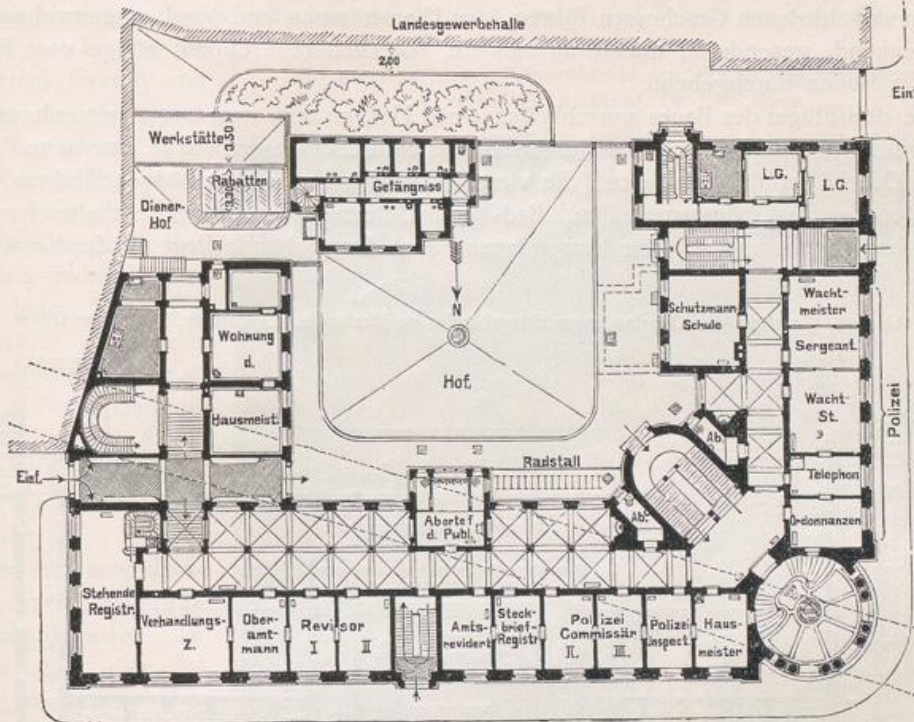
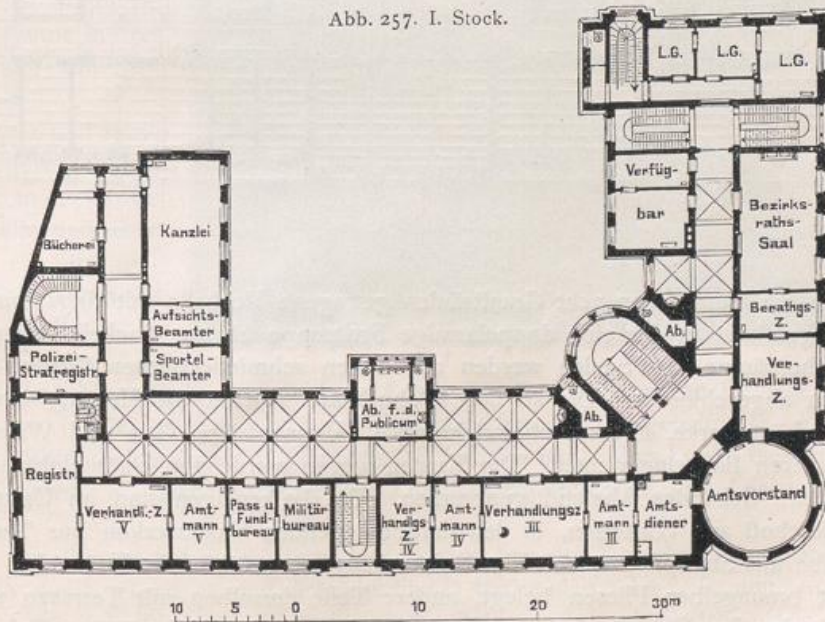


Abb. 257. I. Stock.

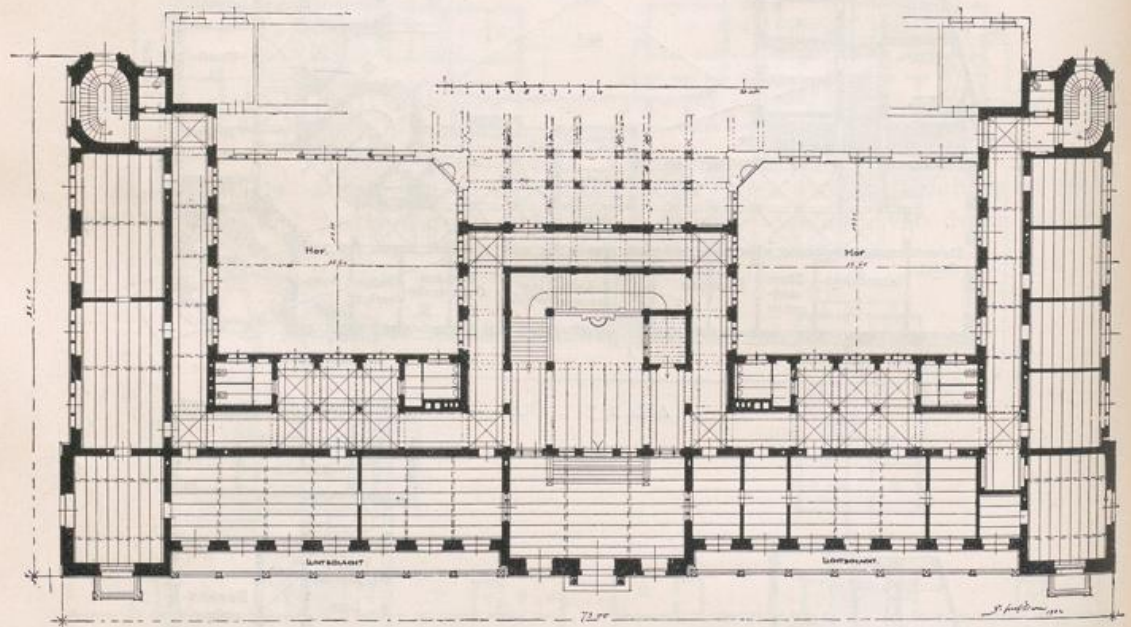


befinden sich der Bezirksraths-saal und die verschiedenen Arbeits- und Verhandlungszimmer des ersten, zweiten und dritten Beamten, das Paßbureau, das Militärbureau, größere

Kanzleizimmer und Registraturen. Vor den Geschäftsräumen im Ost- und Westflügel ziehen sich breite einschiffige, gewölbte Flurgänge hin, vor denen des Nordflügels aber zweischiffige, deren Gewölbe von roten Sandsteinsäulen getragen werden. Dort liegen auch in jedem Stockwerke die großen, mit Wasserspülungen versehenen, mit Fayence- und Granitplatten ausgekleideten Abortanlagen für das Publikum und die Bediensteten. Zu den verschiedenen Geschossen führen, den Diensträumen und den Beamtenwohnungen entsprechend, gesonderte, massiv umwandete, feuersichere Treppen, einige vom Keller bis zum Boden durchgehend.

Die drei Flügel des Baues umschließen einen Hof, zu dem vom sog. Spritzenhausplatz eine gedeckte Einfahrt und bei der benachbarten Landesgewerbehalle eine 6 m breite offene Durchfahrt führt, während die vierte Seite des Hofes durch einen kleinen, einstöckigen, sechs Gefangenzellen, Bad- und Untersuchungszimmer enthaltenden Gefängnisbau begrenzt wird. Der Haupteingang zum Amtsgebäude liegt an der Ecke, und

Abb. 258. Grundriß des Oberlandesgerichtsgebäudes zu Karlsruhe. Architekt: Dr. JOSEF DURM.



ist als eine kreisrunde, von acht Granitsäulen getragene Vorhalle mit ringsumlaufendem Stufenbau gebildet, in der eine doppelarmige Freitreppe bis zur Sockeloberkante führt. Die Zwischenräume der Säulen werden mit hohen schmiedeeisernen Gittern nach der Straße hin abgeschlossen. Dienst- und Wohnräume sind in die Heizung einbezogen, elektrische Läutewerke, Fernsprecheinrichtungen, Aktenaufzüge, Gas- und Wasserleitung sind im ganzen Bau eingerichtet. Der Kosten wegen wurde von einer elektrischen Beleuchtung des Gebäudes Abstand genommen. Die Balkenlagen sind im Untergeschoß und Erdgeschoß aus Walzeisen, in den darüberliegenden Stockwerken aus Tannenholz, die Gewölbe aus Stampfbeton mit Bimssteinzusätzen ausgeführt; die Fußböden der Flurgänge mit braungelben Fliesen belegt, andere Teile derselben mit Terrazzo und Stiftemosaik. In den Geschäftsräumen liegt Asphaltparkett, in den Wohnräumen Eichenparkett auf Blindböden. In den letzteren sind die Fensteröffnungen mit Doppelfenstern versehen und noch außerdem wie die der Diensträume durch ausstellbare Rolläden verschließbar.

Die Kuppel ist aus Walzeisen mit zwischenliegenden Monierfeldern hergestellt und mit Kupfer gedeckt; die übrigen Dächer haben Schieferdeckung erhalten.

Der Bau erhebt sich vom Bürgersteig bis zum Attikasims des Rundbaues oder bis zum Dachbruchgesimse des Mansartstockes 19 m hoch und ist in den Straßenfronten auf eine abgewinkelte Länge von rund 160 m vollständig aus Mühlbacher Quadersandsteinen über granitem Sockel ausgeführt; die Säulen und Friese des Kuppelbaues bestehen aus Blaubeurer poliertem Granit, die Säulen und Treppen des Innenbaues aus Maintaler rotem Sandstein.

Die Kosten für das Gebäude haben betragen: beim Hauptbau 751 445,27 *M.*, beim Gefängnisbau 18652 *M.* und an Nachgenehmigungen 9071,72 *M.*, zusammen 779 168,99 *M.* ohne die innere Einrichtung.

Bei dem neugebauten Oberlandesgerichtsgebäude in Karlsruhe, das für einen Weiterbau entworfen ist, sind die Geschäftsräume in drei Stockwerken untergebracht.

Im ersten und zweiten Obergeschoß befindet sich in der Größe der Vorhalle und über dieser je ein Sitzungssaal mit Plätzen für neun Richter, den Staatsanwalt, die Sekretäre, Anwälte, die Angeklagten, Zeugen und ein Abteil für das Publikum; an die Säle anstoßend sind wieder in beiden Stockwerken: Beratungszimmer, Zeugenzimmer, Zimmer für Anwälte, Bibliothekzimmer, Garderoben, Wartezimmer, Vor- und Geschäftszimmer der Präsidenten, die Arbeitszimmer der Oberlandesgerichtsräte und Dienerzimmer angeordnet.

Jeder der Räume hat einen besondern Zugang von den Korridoren aus, einzelne sind unter sich durch Türen in den Scheidewänden verbunden. Den Zugang zu den verschiedenen Stockwerken vermittelt die große steinerne, durch Seiten- und Zenithlicht erhellte Haupttreppe, die massiv aus Sandsteinen und Granitstufen ausgeführt wurde (vgl. Abb. 259); dann zwei ebenfalls aus Sandsteinen hergestellte und zwar massiv vom

Abb. 259. Ansicht des Treppenhauses des Oberlandesgerichtsgebäudes zu Karlsruhe. Architekt: Dr. Josef Durm.



Keller bis zum Speicher führende Dienstreppen, so daß für Verkehrsmittel innerhalb des Baues reichlich gesorgt ist (vgl. Abb. 258)¹⁰⁰⁾.

Die Korridore bei den Treppenhäusern und vor den Geschäftsräumen sind gewölbt, zum Teil massiv, zum Teil mit Betoneinlagen zwischen Eisenstäben. Die Gänge in der Längsachse des Gebäudes buchten zu einer zweischiffigen Anlage rechts und links der Mittelachse aus und bieten so vermehrten Raum für den Verkehr und für Wartende, besonders aber bei den Zugängen zu den Aborten für Beamte und Publikum.

Gleichwie die Verkehrsräume sind auch die Geschäftsräume und Dienstgelasse einfach, aber solid in der Ausstattung gehalten. Die Saaldecken sind mit Holz vertäfelt, die Fensterleibungen in allen Räumen mit Holzwerk ausgekleidet; die Fenster des Erdgeschosses haben Sicherheitsverschlüsse durch Rolläden, alle übrigen nur Schutzvorrichtungen gegen die Sonne durch innere Ziehvorhänge.

Im Dachraum sind über den seitlichen Flügelbauten je eine Dienerwohnung von drei Zimmern und eine Küche nebst Magdkammer und Abort mit Wasserspülung untergebracht, die übrigen Gelasse im Speicher dienen zur Aufbewahrung von Einrichtungsgegenständen, der inneren Winterfenster während der Sommerzeit u. dgl.

Im Kellergeschoß befinden sich für abgängige Akten Gelasse, die nach der Südseite gelegt wurden und eine gute Lichtzufuhr durch die Anlage von vorgelegten, durchgehenden Lichtschachten erhalten, die durch eine vorstehende Steinbalustrade abgeschlossen sind. Im Kellergeschoß sind außerdem noch die Zentralheizung (Niederdruckdampf), die Räume für Brennmaterialien, für Heizer und Maschinisten, sowie die Haushaltungskeller und Waschküchen der Diener untergebracht.

Die Kosten beliefen sich auf 655 216 *M* ohne Platzwert und Anteilkosten an den städtischen Kanalanlagen, ohne Mobiliar und Einrichtungsgegenstände, sowie ohne die Herrichtung des Platzes. Das Kubikmeter (die Höhen gemessen vom Kellerboden bis Oberkant Dachgesimse) kam daher auf 19,90 *M* zu stehen.

Justizpaläste. Diesen einfachen Zweckbauten folgen die sog. »Justizpaläste« — eine etwas ohne Not hochgetriebene Gruppe von höhern und höchsten Gerichtshöfen unter einem Dach. Eine großartige Wartehalle (Zentralhalle), ein auch räumlich reich bemessenes Haupttreppenhaus, reichere Ausgestaltung der Sitzungssäle sind die innern, und eine üppige Architektur die äußern Merkmale. Sie sind das Produkt der Großstadt in allen ihren Konsequenzen. Sonst sind die Geschäftsräume die gleichen wie in den größern Land- und Amtsgerichten. Das Publikum, das dort verkehrt, ist kaum ein höheres, es rekrutiert aus allen Ständen, und die Richter sind die gleichen akademisch gebildeten Juristen mit dem gleicherweise geschulten Hilfspersonal. Diese Glorifizierung der göttlichen Justitia auf Erden und ihrer Träger, welche die davon betroffenen Staaten ungezählte Millionen kostete, ist eigentlich vom Standpunkt der ersten hohen Kunst, in der sich Inhalt und Weise doch decken sollten, schwer zu begründen, besonders wenn man erwägt, wie schwer oft die Summen für Gebäude der Künste und Wissenschaften beizubringen sind. Die mit den kostbarsten Marmorsorten austapezierten Hallen, Prunktreppen und Säle kontrastieren meist merkwürdig mit dem aufwartenden Publikum und nur aufgeputzte neugierige Fremde, die sich die Sache besehen wollen, bringen Stimmung in die genannten Räume. Man sollte doch in solchen Fällen mehr überlegen, was frommt.

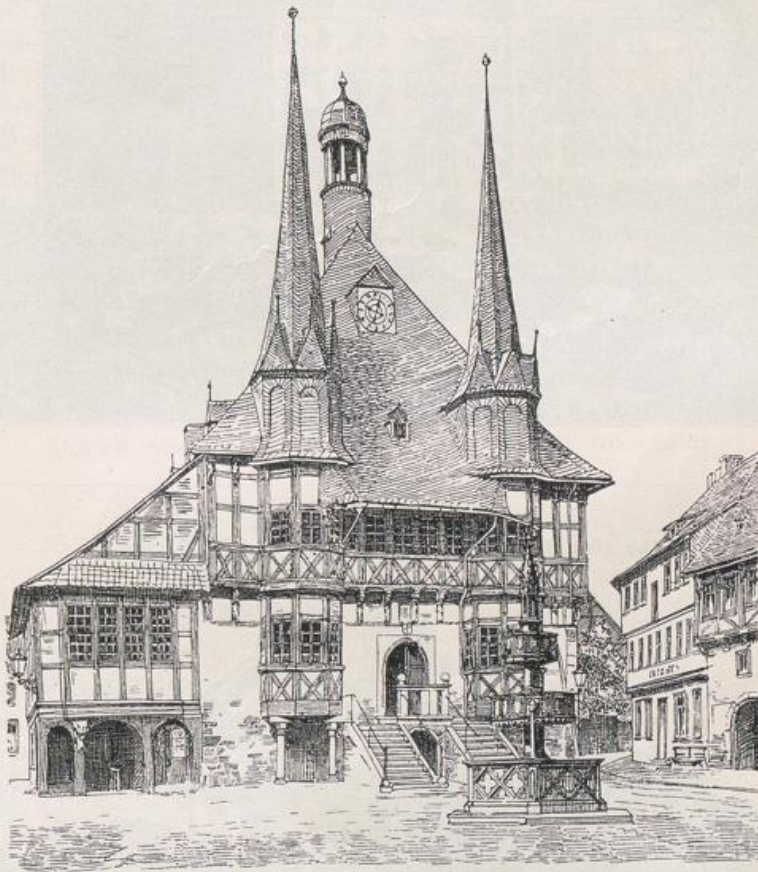
Die Franzosen, die auf Äußerlichkeiten in ihrem Justizbetrieb soviel geben, waren hier die tonangebende Nation. Schon 1835 faßte man den hohen Gedanken eines mächtigen Zentraljustizgebäudes für die Stadt Paris, das noch unfertig bereits 29 Millionen

¹⁰⁰⁾ Die Abb. 258 u. 259 sind der Süddeutschen Bauzeitung vom 24. Januar 1903 entnommen.

Mark verschlungen hatte. Diesem folgte im Jahre 1875 Österreich mit seinem Justizgebäude für bescheidene $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Belgien überbot in seinem Palaste der Gerechtigkeit zu Brüssel alles bis jetzt Dagewesene, indem es im Jahre 1884 ein Haus für neun verschiedene Gerichtshöfe mit 27 großen Sälen und 245 kleinen Geschäftsräumen schuf, um den Preis von 42 Millionen Franken = $33\frac{1}{2}$ Millionen Mark rund. Kurz nachher entstand, klein dagegen, das Leipziger Reichsgericht für die deutschen Staaten und 1891 bis 1897 das Justizpalais in München für $6\frac{1}{2}$ Millionen Mark ohne den im Volksmunde »Schottenhammel« genannten Annexbau mit seiner auf Backsteingrund gemalten Architektur.

Abb. 260. Rathaus in Wernigerode.



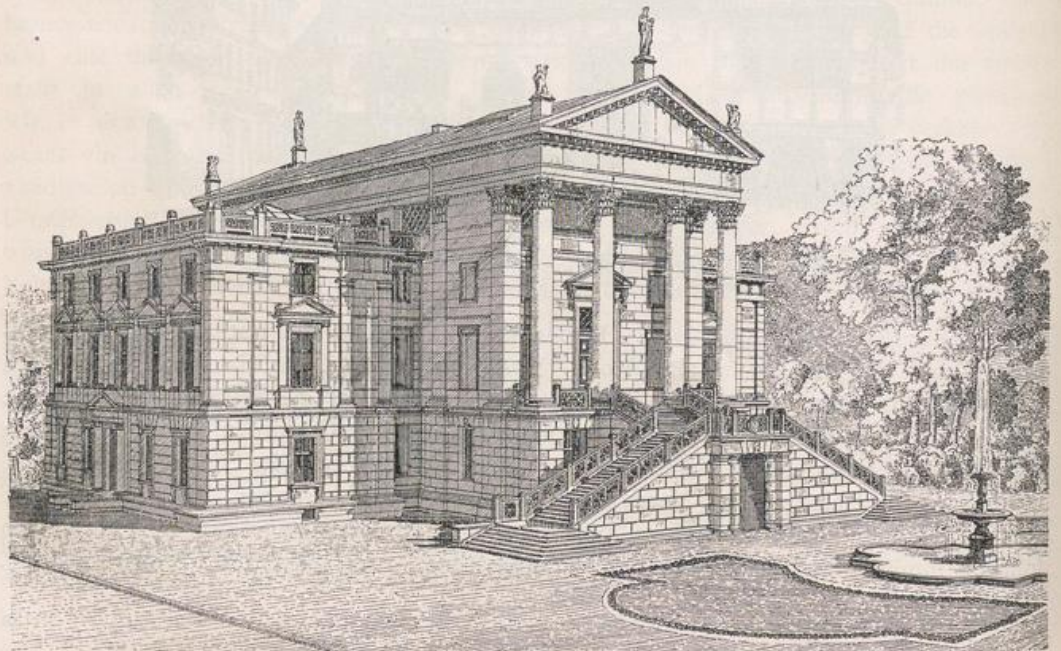
Βουλευτήριον und Πρυτανείον hießen in Griechenland das Rathaus und das Amtshaus; Curia das Rathaus im alten Rom. Das Prytaneion war das Haus mit dem heiligen Staatsherd, in dem der oberste Beamte war und in dem die Prytanen und sonstige Bürger auch gespeist wurden. Das Bouleuterion bestand in Olympia aus zwei oblongen Sälen, in Milet aus einem viereckigen Saal, dessen Decke von vier Säulen getragen war, in dem sich in Halbkreisform Marmorsitze amphitheatralisch erhoben. Vor diesem Saale war ein auf drei Seiten von Säulen umgebener Hof, zu dem ein viersäuliges Propylaion führte. Inmitten des Hofes erhob sich ein marmornes, reich verziertes Ehrengrabmal¹⁰¹⁾.

¹⁰¹⁾ Vgl. Milet, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit 1895 von TH. WIEGAND, Berlin 1908, Tafel XIV und Textseite 59.

Abb. 261. Rathaus zu Karlsruhe. Architekt: † WEINBRENNER.



Abb. 262a. Rathaus zu Winterthur. Architekt: † G. SEMPER.



In Rom bildete die Curia einen rechteckigen oder quadratischen Saal, dem ein auf vier Seiten von Säulen umgebenes Atrium vorgelegt war, an das sich ein weiteres Gemach, das »Secretarium Senatus« angliederte.

Rathäuser. Städtische Gemeinwesen mit eigener Verwaltung treten erst wieder im XII. und XIII. christlichen Jahrhundert auf. Ihre Geschäftshäuser zeigen in der Regel im Erdgeschoß eine offene Halle und im darüberliegenden Stockwerk einen größern Versammlungssaal für die Bürgerschaft. Beim Ausbau der Verwaltung, bei fortschreitender Entwicklung des Gemeinwesens treten weitere Räume für die städtischen Beamten hinzu. Die offene Halle wird aufgegeben, starke Mauern treten an Stelle der Bogenöffnungen, die Bauten erhalten ein fortifikatorisch-derbes Aussehen, das noch erhöht wird durch einen Zinnenkranz auf Bogenfriesen als obersten Abschluß, hinter dem sich das Dach erhebt oder verbirgt. Ein hoher Wart- oder Uhrturm mit Glocken beherrscht die Bauanlage. Das Städtewesen jenseits der Alpen gelangte früher als das der benachbarten Länder zu höherer Blüte. Der Palazzo publico in Siena ist, mit seinem

Abb. 262 b. Grundriß des Rathauses zu Winterthur.

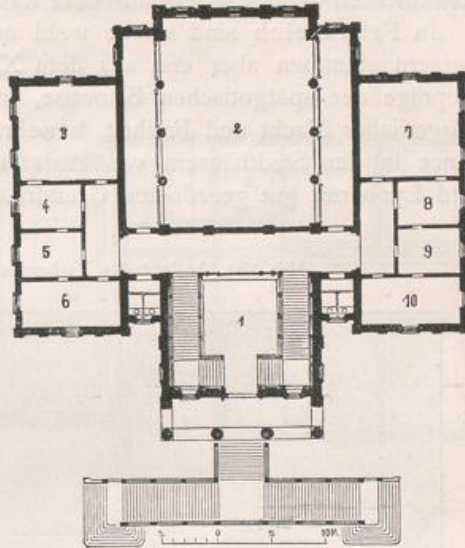


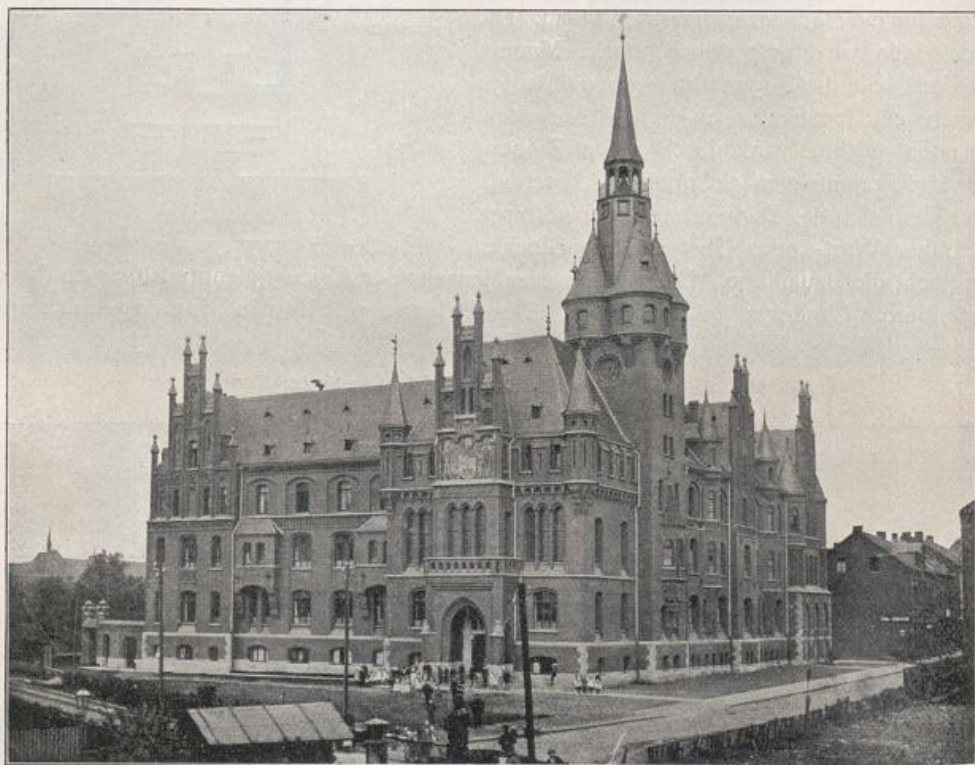
Abb. 263. Ansicht des Rathauses zu Leipzig. Architekt: HUGO LICHT.



91 m hohen schlanken Wartturm, eines der glänzendsten Beispiele eines mittelalterlichen Stadthauses und neben ihm der sehr viel trotziger sich darbietende Palazzo vecchio zu Florenz mit seinem beinahe kokett aufgesetzten Glockentürmchen. Die folgende Renaissancezeit kleidet ihre Stadt- oder Rathäuser in die gefällig-heitern Formen ihres Stiles.

In Frankreich sind solche wohl noch aus dem XII. Jahrhundert nachweisbar, die bessern stammen aber erst aus dem XIV., XV. und XVI. Jahrhundert und tragen das Gepräge der spätgotischen Bauweise, mit einem hochgeführten »Beffroi«, als Zeichen bürgerlicher Macht und Freiheit, bewehrt (Compiègne). Bedeutenderes liefert die Renaissance in den Stadthäusern von Paris (1533 von einem italienischen Meister begonnen) und Lyon mit gut geordneten Grundrissen.

Abb. 264. Ansicht des Rathauses zu Gelsenkirchen, Architekt: WIETHASE.



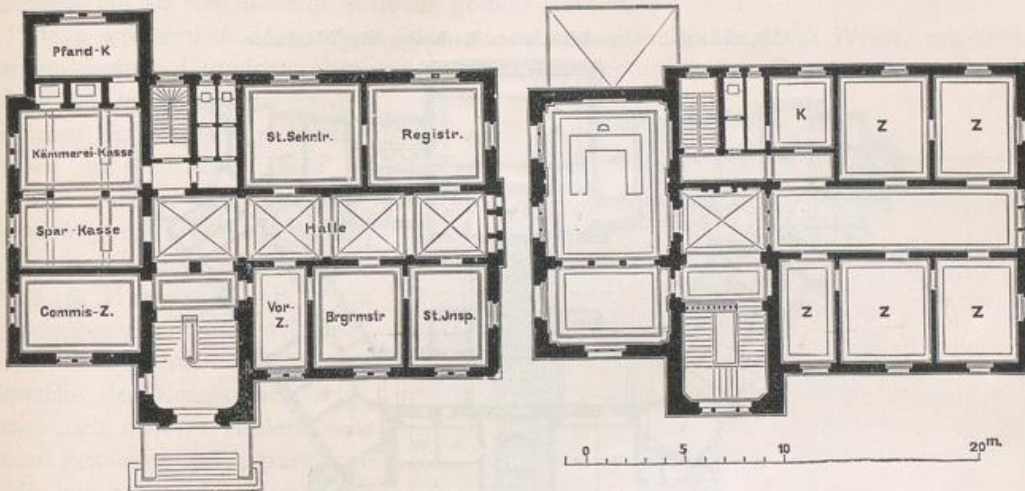
Belgien und Holland geben in beiden Stilweisen Vortreffliches. In mittelalterlichen Formen: die Stadthäuser zu Löwen, Middelburg und Audenarde; in denen der Renaissance: die Rathäuser zu Antwerpen und Leyden sowie Amsterdam mit seinem akademisch-klassischen Grundriß mit zwei Lichthöfen.

Beispiele ausgeführter Rathäuser. Deutschland hat uns eine Anzahl kleinerer, spätmittelalterlicher Rathäuser geschenkt, die auf steinerne Unterbau Obergeschosse aus Fachwerk zeigen, durch Freitreppen, Erker und Türmchen wirkungsvoll belebt. Interessante Beispiele in Fritzlar, Wernigerode, Dudenstadt und Grünsfeld (im badischen Odenwald, 1579 erbaut mit Einzelformen der Renaissance).

Sie sind heute noch als vorbildlich zu erachten für Rathäuser, bei welchen die baulichen Verhältnisse die gleichen oder ähnlichen sind. (Vgl. Abb. 260, S. 201.)

Vom XIV. bis XV. Jahrhundert sind uns prächtige Zeugen in den monumental ausgeführten Rathäusern zu Goslar, Braunschweig und Münster erhalten, denen sich die aus der Zeit der Renaissance würdig anschließen, sie sogar in vielen Fällen übertreffen. (Vgl. die Rathäuser in Posen, Rothenburg o. d. T., Emden, Danzig mit seinem eleganten

Abb. 265 u. 266. Grundrisse des Rathauses zu Rastenburg.

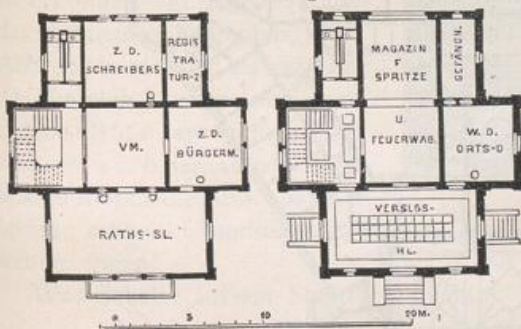


Turm und dem reichen roten Saal, Lemgo, Bremen, Nürnberg mit dem schönen Hof, Augsburg mit seinem goldenen Saal.)

Aus dem verflossenen Jahrhundert sind zwei Ausführungen von Rathäusern als besonders bemerkenswert zu verzeichnen: das von WEINBRENNER erbaute zu Karlsruhe und das von G. SEMPER in Winterthur, beide im Stile einer römischen Renaissance. Der Karlsruher Bau ist gut in der Gruppierung, vornehm in den Verhältnissen, im Detail

aber sehr einfach und trocken. Ein mächtiger, zinnenbekrönter Turm, seinerzeit für Gefangenzellen ausgebaut, beherrscht die Anlage. (Vgl. Abb. 261, vordere Ansicht vor der Ausschmückung.) Die Giebelfelder sind, wie dies im Plane des Baumeisters vorgesehen war, kürzlich mit figurenreichen Bronzereliefs und der Treppenaufgang mit zwei großen Bronzefiguren auf Granitsockeln geschmückt worden, bei welcher Veranlassung auch ein neuer rosaroter Anstrich des Baues vorgenommen und die stattliche Loggia

Abb. 267 a u. b. Grundrisse des Rathauses für eine schwäbische Landgemeinde.

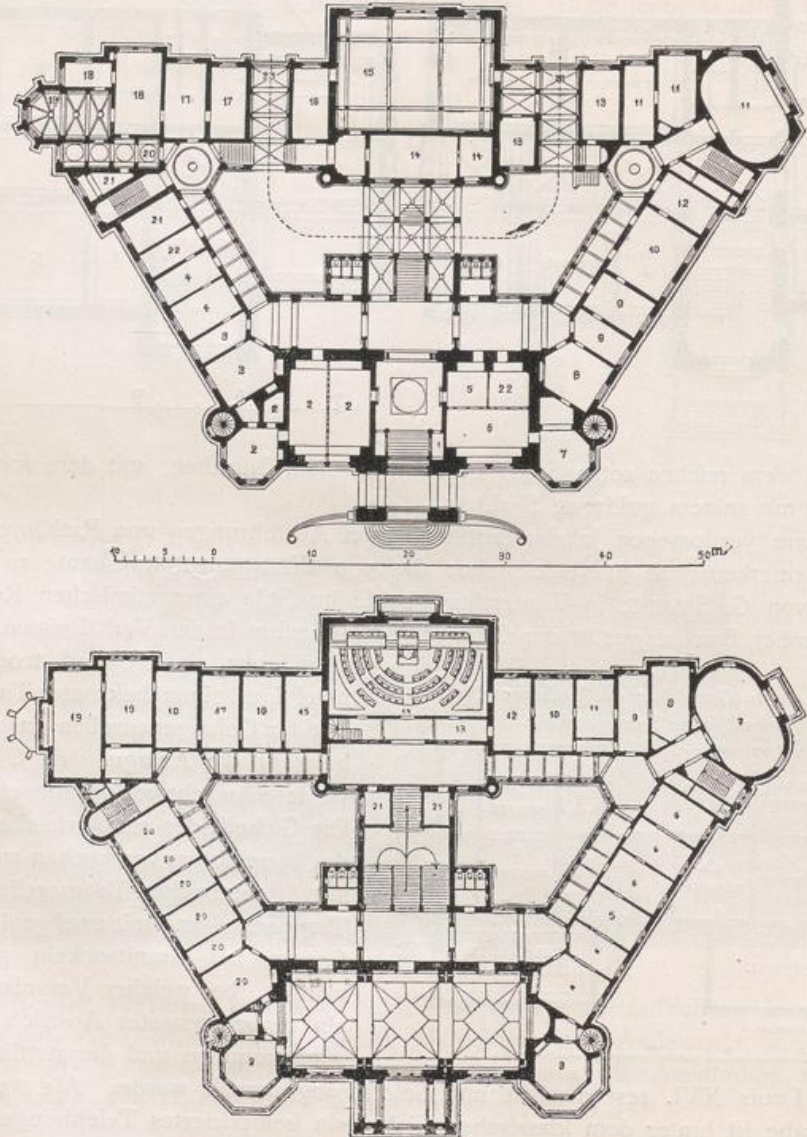


im Stile Louis XVI. resedafarben mit Goldfassung bemalt wurde. Als wenig glückliche Zugabe ist hinter dem klassischen Giebel ein kompliziertes Telephongestänge aufgesetzt worden, das besser seinen Platz etwas mehr nach dem Hofe zu erhalten haben würde. Das SEMPERsche Rathaus, kleiner in den Abmessungen, entbehrt der Turmanlage, steht aber künstlerisch ungleich höher. (Vgl. Abb. 262 a u. b.) Sie offenbaren ein Vertiefen in die Aufgabe, sie sind keine leichte Ware und übertreffen manchen größern neuen, in überreichem Ritterburgenstil ausgeführten Stadthausbau.

Die letzten Dezennien brachten dem deutschen Reiche manch erwünschte architektonische Gabe, dargebracht von kleinen und großen Städten als Zeichen wiedererwachten

städtischen Selbstbewußtseins. Die Worte, die einst LASKER im Reichstag sprach: man müsse Junkerdünkel Bürgerstolz entgegensetzen, sind durch diese Taten Fleisch und Blut geworden. Aber auch bei diesen zeigt sich kein einheitliches Streben, eine originelle Ausdrucksweise für die neuen Bedürfnisse zu gewinnen. Was seit dem XVI. Jahrhundert geboten wurde, sind Rathäuser in den verschiedensten Stilformen in Deutschland — aber

Abb. 268a u. b. Grundrisse eines Rathauses für Wiesbaden.



keine spezifisch »deutschen Rathäuser«. Am meisten annehmbar sind noch die im internationalen spätern Renaissancestil (Barockstil) ausgeführten, sie sind am wenigsten Maskerade und passen nach Form und Inhalt noch am besten in unsere Zeit. Sonst sind auch die allerneusten nur ein Nachplaudern von schon oft Gehörtem.

Festsäle mit entsprechenden Nebenräumen, Prunk- und Nebentreppen, Sitzungssäle für Magistrat und Stadtverordnete, Kommissionenzimmer, Geschäftsräume für die ver-

schiedenen Verwaltungszweige, Finanzamt, Steuerämter, Standesamt, Hoch- und Tiefbauämter, Archive, Armenpflege usw. mit ihren großen Kanzleien und Registraturen, Dienstwohnungen, Hallen, Flurgängen, Kleiderablagen, Toiletten umfassen das Programm. Repräsentationsräume, Geschäftsräume und Wohnungen unter einem Dach; gut geordnet, bequem gelegen und reich belichtet und entsprechend lüftbar — das sind die Anforderungen, die an das moderne Rathaus gestellt werden.

Von größern Ausführungen sind zu nennen: Die Rathäuser in Wien, mit etwas schematischem Grundriß, aber gut gegliederten, imponierenden Fassaden in gotischem Stil; das in Hamburg in den Formen der deutschen Renaissance mit stattlicher Halle im Erdgeschoß und Foyer im Hauptgeschoß; das vielleicht in den Einzelheiten zu zierlich gehaltene in Hannover mit einem mächtigen unmotivierten Kuppelbau, das gleichfalls die Formensprache der Renaissance zeigt, wie auch das im Äußern sehr ernst gehaltene in Leipzig (vgl. Abb. 263, S. 203), dann das wieder gotisch entworfene in München mit seinem überreichen Zierat und das in spätgotischem Stile erbaute in Stuttgart.

Von mittelgroßen und kleinern sind das schöne in mittelalterlichen Formen gehaltene Rathaus in Gelsenkirchen zu erwähnen (vgl. Abb. 264) und das Rathaus in Rastenburg (vgl. Abb. 265 u. 266) und als kleinstes, das für eine Landgemeinde von SCHLIERHOLZ entworfene (vgl. Abb. 267 a u. b, Grundrisse). Den Schluß mögen die Abb. 268a u. b bilden, schöne Grundrißlösungen, die für das neue Rathaus zu Wiesbaden einst bestimmt waren.

Was Schiller auf ein Stadttor gedichtet:

»Schmeichelnd locke das Tor [der Bau] den Wilden herein zum Gesetze;
Froh in die freie Natur führe es [er] den Bürger heraus!«

kann mit der kleinen Textabänderung auch für den neuen Rathausbau geltend gemacht werden. Das sollte charakteristisch für ihn sein. Es soll nicht der Eindruck in uns erweckt werden, als bevölkere das Innere stolze Ratsherren mit güldenen Halsketten und Schaumünzen oder Magistratspersonen mit Allongeperücken, oder den Gedanken in uns erwecken, daß uns hinter der Eingangstür grobschnauzige Hellebardiere oder goldbetreffte Lakaien mit Zöpfen erwarten und zurechtweisen.

Wurde auf Seite 203 gesagt, daß das Städtewesen jenseits der Alpen früher als in den Nachbarländern zur hohen Blüte gelangt sei, wobei das Rathaus in Siena als

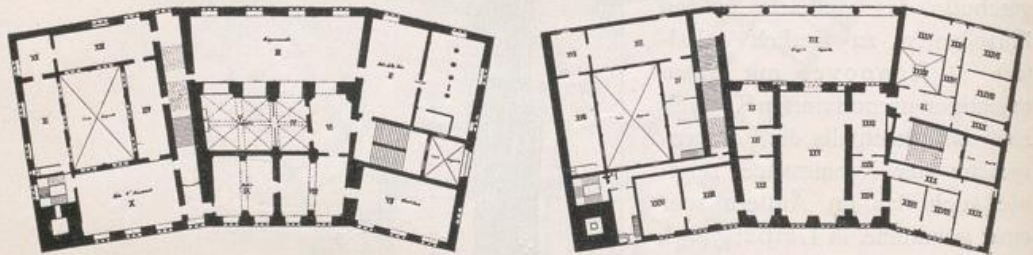
Abb. 269. Rathaus zu Siena.



eines der glänzendsten Beispiele des Ausdrucks der Kraft und Macht der kleinen Stadtrepubliken angeführt worden ist, so wollen wir diesen Worten noch eine bildliche Darstellung des Baues beifügen (vgl. Abb. 269). Wir sind sie wohl der Zeit, welche uns erstmals die Wege zur neuen Ordnung der Dinge im Gemeindeleben zeigte, schuldig, schuldig auch dem heranwachsenden Geschlecht, das in die Bahnen des Einfachen und Großen einzulenken bemüht ist. Der Grundriß (Abb. 270a u. b) enthält nicht mehr an Gängen, Höfen und Treppen, als gerade notwendig ist, und doch wirkt das Innere großzügig, wohl am meisten durch diese Beschränkung.

Die wunderbar gegliederte Fassade mit dem zinnenbekrönten überhöhten Mittelbau, dem schlanken minaretartigen Campanile und der vorgebauten Renaissanceloggia ist von

Abb. 270a u. b. Grundrisse des Rathauses zu Siena.



mächtiger Wirkung, die absolute Symmetrie ein wohlthuendes Moment, welche den feierlichen Ernst des Baues erhöht. Dazu die dunkelroten Backsteine der Mauerflächen, von denen sich die weißen Marmorfenster wirkungsvoll abheben. Jedes Zierwerk ist vermieden, alles auf gesunde Wechselwirkung zwischen Öffnung und Masse berechnet, Gleichgewicht zwischen der Vertikalarchitektur der Fenster und dem horizontal lagernden Gemäuer, das durch Fensterbankgurten noch besonders akzentuiert ist. Der Balkon und die nach ihm sich öffnenden großen Türbogen sind eine spätere Zutat. Sie sind bei den Restaurationsarbeiten in den letzten Jahren beseitigt worden. Die Spitzbogentüren erhielten ihre alten Fenstersäulchen wieder. Gegenüber all den Kinkerlitzchen unserer neuen Rathäuser ist diese mittelalterliche italienische Schöpfung eine Tat. Es ist ein Rathaus und kann und will nichts anderes sein. Es ist ein Samenkorn, eine direkte Nachahmung wäre verkehrt.